



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

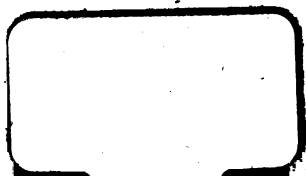
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 07495304 7



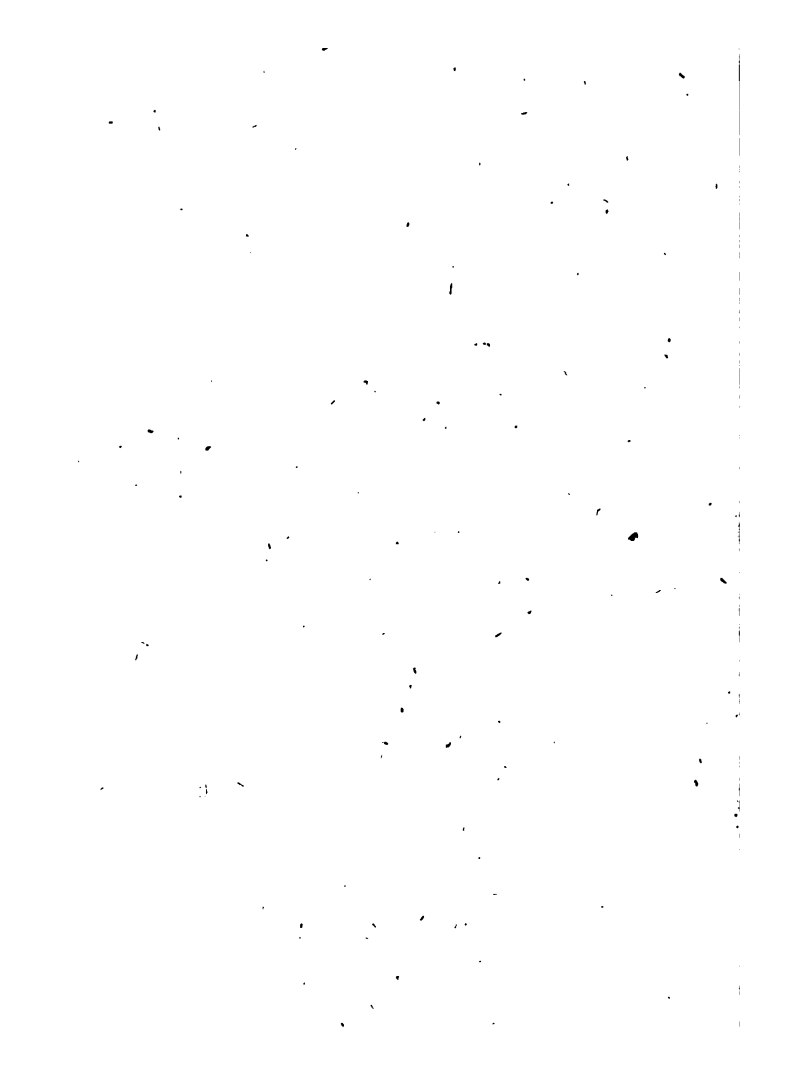
Presented by

GEORGE FISCHER

to the

New York Public Library

(Plover)
INF



Sämmtliche
W e r k e

von

Caroline Pichler,
geboren von Greiner.

50. Bändchen.

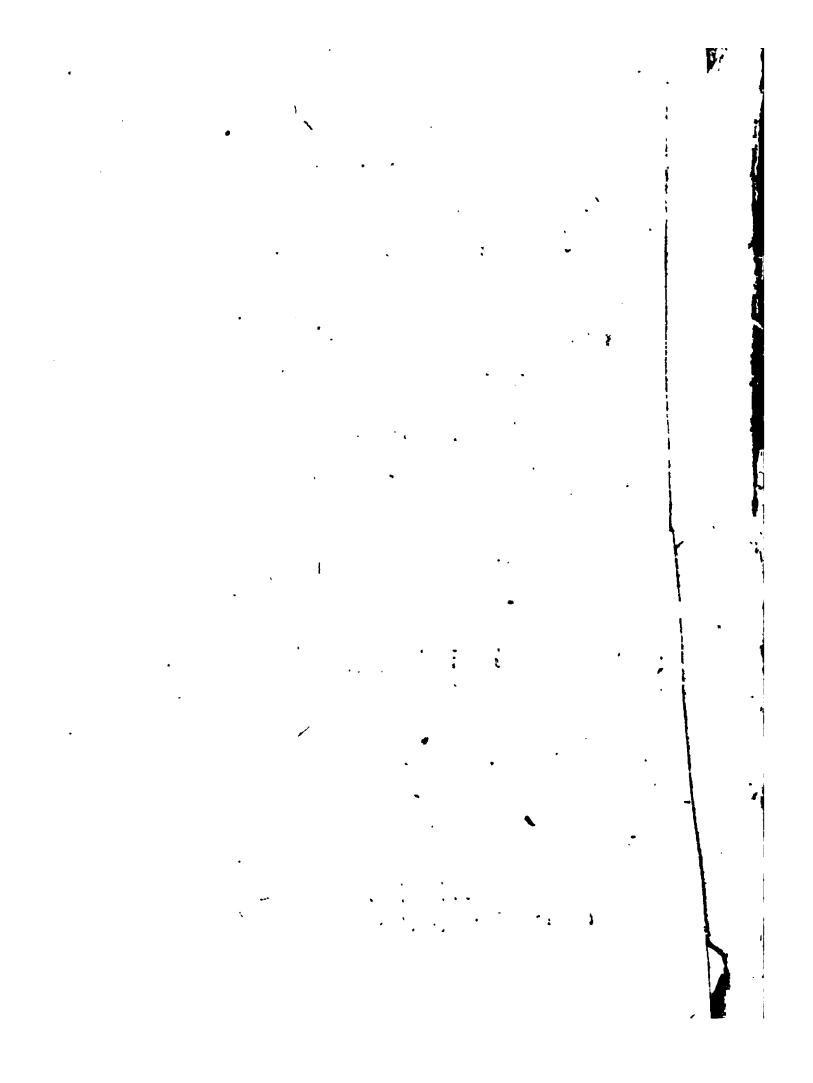
B

Wien, 1832.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.

Leipzig,

in Commission bey August Liebeskind.



Kleine Erzählungen.

V o n

Caroline Pichler,

geboren von Greiner.

Vierzehnter Theil.

-
1. Glückswechsel.
 2. Das Turnier zu Worms.
 3. Die Freunde.
-

Wien, 1832.

**Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.**

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

243753

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

I.

G l ü c k s w e c h s e l.

Cardinal Mazarin war gestorben, der mächtige Minister, welcher, unter der Regentschaft Annens von Oesterreich, die Zügel der Regierung in Frankreich mit gewandter Hand geführt, sich gegen furchtbare Feinde, gegen die Anstrengungen der Fronde behauptet, und seinem noch größern Vorgänger Richelieu, wenn auch nicht mit so glänzendem Erfolge, doch mit Kraft und Glück nachgestrebt hatte. Seine Erbschaft, in so weit sie die Macht im Staate betraf, ganz oder theilweise an sich zu reißen, war nun der Wunsch vieler, und von allen Seiten wurde bald offener bald heimlicher darnach gestrebt, um das große Ziel zu erreichen.

Unter den Männern von Bedeutung, welche in glänzenden Anstellungen den Thron des jungen Ludwig des Vierzehnten umgaben, zeichnete sich vor Vielen der Finanzminister von Fouquet aus. Schon unter Mazarins Verwaltung war er in wichtigen Geschäften gebraucht worden. Sein Scharfsinn, seine Kenntnisse, sein Fleiß machten ihn dem Cardinal eben so wohl, als sein kühn aufstrebender

Ehrgeiz bemerkbar, und als Mazarin ihn dem Könige, um jener vorgenannten Eigenschaften willen, kurz vor seinem Tode empfahl, machte er seinen Herrn zugleich auf jenen Characterzug Fouquet's aufmerksam, der bey der Tüchtigkeit zu den vorzüglichsten Plätzen auch Muth und Ehrsucht genug besaß, um nach dem Höchsten zu streben.

Nun stand er wirklich an einer der ausgezeichnetsten Stellen im Staate. Das Amt eines Surintendant des Finances sicherte ihm durch die damit verbundenen Einkünfte bedeutenden Wohlstand, Einfluß, die Mittel sich Viele auf mancherley Wegen verbindlich zu machen, und einen die Meisten überragenden Rang zu. Doch schien es, als schwebte ihm ein noch höheres Ziel vor, und als verschmähe es der ernste Staatsmann, auf dem mit der Gunst seines Monarchen auch ein Theil der Sorgenlast desselben ruhte, nicht, auch im Privat- und gesellschaftlichen Leben nach jeder Auszeichnung, die ihm werden konnte, zu streben.

Obwohl seit langem Witwer, über das blühende Mannesalter hinaus, und durch seine Tochter seit einigen Monathen Großpapa, wußte er durch Anstand, Feinheit des Benehmens, Toilettenkünste, und vor allem durch die ungemeine Pracht und Eleganz, womit er, seit er das Ministerium

angetreten hatte; sein Haus, alles was ihm angehörte, und sich selbst umgab; einen solchen Zauber zu verbreiten, daß er das Augenmerk der großen Welt, der Held aller Salons, der beglückte Verehrer vieler Schönen, und der Gegenstand unzähliger geheimer Wünsche, Pläne und Maßregeln wurde, indem den liebenswürdigen, reichen, mächtigen Minister zum Freunde zu gewinnen, oder wenn es möglich wäre, seine Hand zu erringen, den meisten Damen als das schönste Erdenloos erschien.

Mit solchen Ansichten wurde er auch heute im Pallaste der Herzoginn von Chevreuse erwartet, wo jetzt im Beginne des Frühlings, der mit seinen lauen Lüften und langen Tagen den Winterfreuden ein Endemacht, die letzte glänzende Gesellschaft versammelt war. Eine Reihe prächtiger Zimmer stand offen, und war mit unzähligen Kerzen erleuchtet, die, von großen Spiegeln hundertfältig zurückgestrahlt, ein blendendes Licht verbreiteten. Eine zahlreiche Versammlung alles dessen, was am Hofe und in der Stadt durch Geburt oder Rang ausgezeichnet war, bewegte sich hin und her in den herrlichen Sälen. Ein Theil saß bereits in den vordern Zimmern an den Spieltischen, während eine kleine Anzahl der genaueren Bekannten, oder jene Da-

men, die nicht spielten, sich im innersten Salon um die Frau vom Hause versammelte, die in ihrem glänzendsten Puge auf dem Sopha thronte; und die Herren durch die ganze Enfilade nach Gefallen auf und ab streiften, und bald hier bald dort ein Gespräch anknüpften, oder ihren Beobachtungen Raum gaben.

Die Herzogin hatte unlängst die Witwentrauer für ihren verstorbenen Gemahl abgelegt, und war nun mit erneuertem und sehr großem Glanze wieder in der Welt erschienen. — Sie wollte, so sagte man, einem Flatterstünnigen beweisen, daß seine Sinnesänderung keinen Einfluß auf ihre Zufriedenheit oder ihr Glück gehabt habe, und dieser Flatterstünnige war Fouquet, der während der Lebzeit des alten Herzogs seiner jungen und schönen Frau den Hof so entschieden gemacht hatte, daß Niemand daran zweifelte, er warte nur auf die Lösung dieses mürben Bandes, um der Witwe seine Hand und sein großes Vermögen anzubieten.

Auch sie hatte diese Hoffnung bestimmt genährt, sie hatte darum einen treuern Verehrer, den Chevalier de Baigues vernachlässigt, der ihr längst wie ihr Schatten überall, aber überall in ehrerbietiger Entfernung gefolgt war, und große Opfer gebracht hatte, um in ihrer Nähe bleiben zu können.

Indessen war der alte Herzog gestorben, und Fouquet erklärte sich nicht; vielmehr brachte er seine Puldigungen an andern Altären, nämlich bey der geistvollen Frau von Sevigné und bey seiner vieljährigen Freundinn, der Marquise de Pleffis Bellière, welche mit ihrem Gemahl nach Paris gekommen war, und deren fester Character und reifer Verstand sie ihm eben so werth machten, als ihre langerprobte Treue. Frau von Chevreuse sah endlich ein, daß ihre Hoffnungen sie getäuscht hatten, und ihre Gunst verwandelte sich in Haß. Jetzt wandte ihr Herz sich zu dem Chevalier. Seine Ergebenheit schmeichelte ihrem verletzten Gefühle, seiner Denkart konnte sie vertrauen, und so vereinigten sich bald ihre Interessen und Wünsche; denn der Chevalier war ebenfalls seit Langem im Stillen ein Feind des Ministers, den er als Nebenbuhler haßte. Sein überlegener Geist gewann bald die Herrschaft über den seiner schönen Freundinn, und viele Leute wollten aus der Sicherheit, mit der er sich gegen Frau von Chevreuse benahm, so wie aus manchen kleinen Bemerkungen auf ein bereits zwischen ihnen geknüpftes Eheband schließen, das nur darum nicht eingestanden wurde, weil der größte Theil der Einkünfte der Herzogin an ihren Witwenstand gebunden war.

Die Herzoginn war eine schöne Frau von angenehmen Manieren; heute schien sie aber besonders alle Macht ihrer Reize, so wie alle Liebenswürdigkeit ihres Betragens aufgebotten zu haben, um mit glänzendem Erfolge die Honneurs ihres vielbesuchten Salons zu machen, und einem gewissen Treulosen zu zeigen, was er verloren habe, und wie wenig man dadurch gekränkt sey. In dieser Absicht waren die Damen Sevigné und la Bellière gebethen, und die Herzoginn überhäufte sie mit Artigkeiten.

Unfern von ihr saß noch ein sehr liebliches Geschöpf, Fräulein Sophie von Maineville, Hofdame der Königin Mutter, und die erklärte Braut des jungen Herzogs von Damville. In ihrem rosenrothen Kleide, mit den geschmackvoll in ihre dunkeln Locken geflochtenen Rosen, mit dem blühenden Gesichte und geistvoll lächelnden Augen, glich sie einer Aurora oder Hebe, und gar Manche fanden, daß die blendendere, aber minder jugendliche Schönheit der Herzoginn neben dieser frischen Gestalt verliere. Sophiens Blick war mit freundlichem Lächeln auf die Thüre geheftet, durch die ihr Bräutigam eintreten mußte, den sie jetzt dreißig Tage nicht gesehen hatte. Er und sie hatten schon als Kinder mitsammen gespielt, als sie un-

fern von einander, an den Ufern der Loire, in einer anmuthigen Gegend Frankreichs, auf dem Lande erzogen wurden. Späterhin wollte Damville's Vater diese Verbindung nicht zugeben; denn Sophie war zwar von gutem Hause, aber arm, und er hatte mit dem einzigen Sohne höhere Absichten. Dadurch erwuchs den Liebenden mancher harte Kampf, bis ein an sich trauriger Zufall sie an das Ziel ihrer Wünsche führte. Auf einer Reise, die der Vater in Begleitung seines Sohnes unternommen hatte, und wo die scheugewordenen Pferde den Wagen in einen Abgrund neben der Straße zu reißen drohten, rettete des Sohnes kindliche Liebe und Geistesgegenwart dem Vater das Leben. Er selbst aber wurde durch einen Stoß auf die Brust schwer verletzt, und man fürchtete für sein Aufkommen. Der bekümmerte Vater both Alles an, um den Sohn zu erhalten, und während er noch in Gefahr schwebte, gab er, von dem Opfer kindlicher Liebe überwältigt, seine Einwilligung zu der Verbindung seines Sohnes mit der Gespielin seiner Kindheit. War es die Freude darüber oder die sorgfältige Pflege, genug, der junge Damville genas, und die Ärzte gaben dem Vater Hoffnung auf vollkommene Herstellung. Nur wurde beschlossen, daß die Heirath noch eine Weile

verschoben werden sollte. Indessen verschaffte man Sophien den Platz bey der Königin Mutter, deren Gunst das muntere freundliche Kind sich bald in hohem Grade zu gewinnen wußte, und so lebte sie in der Nähe ihres Bräutigams, den sein Dienst als Gardecapitän ebenfalls an den Hof fesselte, und Beyde sahen mit jugendlichem Muth einer fröhlichen Zukunft entgegen.

Fouquet war noch nicht gekommen, aber da man wußte, daß er gebethen war, schlug manches Herz schneller bey diesem Gedanken, und mancher Blick hülthete die Thüre, um den Eintretenden sogleich zu sehen. Der Chevalier de Laigues, mit Degen und Federhut wie einer der Gäste gekleidet, ging ab und zu in dem Apartement, doch hielt er sich am meisten in dem Salon auf, wo die Herzoginn sich befand, welche seine Augen zu bewachen schienen, so wie man an den aufmerksamen Blicken, womit er im flüchtigen Durchschreiten der Zimmer Alles beachtete, und an manchem Wink, den die zahlreich aufwartende Dienerschaft von ihm erhielt, den Herrn vom Hause zu erkennen glaubte.

Jetzt öffneten sich die Thüren des Vorsaales im ersten Zimmer, und ein schlanker junger Mann,

in glänzender Uniform, trat ein, dessen Anstand, so wie die brillante Hutschnur und der Stern auf der Brust, den Mann von hohem Range bezeichneten, indeß blasser Züge und ein leidender Ausdruck in den schönen braunen Augen auf Kränklichkeit deutete. Es war der Herzog von Damville; den der Chevalier mit großer Achtung empfing, und der nun, mit anmuthiger Würde grüßend, durch die Gemächer bis zum innersten Salon schritt. Die vergrößerte Bewegung, welche sein Eintritt in den äußern Zimmern verursachte, ließ auf einen bedeutenden Ankömmling schließen, und viele Blicke, zumahl von Frauen, richteten sich lebhaft nach der Thüre, aber vielleicht lehnten sie alle, die der jugendlichen Braut ausgenommen, getäuscht zurück, als der Herzog eintrat, der denn freylich auch, nach den üblichen Complimenten bey der Frau vom Hause, und einigen gewechselten Worten, sich gleich zu seiner Braut wandte, und nur Augen und Aufmerksamkeit für sie allein zu haben schien.

Es war schon ziemlich spät geworden, die Erwartung vieler war gespannt, als endlich ein zweytes viel lauterer Geräusch in den vordern Gemächern einen noch ansehnlichern Besuch ankündigte,

und nun, vom Chevalier begleitet, der Minister in den innern Sallon trat.

Ein electrischer Schlag schien bey seinem Anblick die Gesellschaft zu berühren; tief und ehrfurchtsvoll verbengten sich die Männer vor ihm, wenigstens Jene — und das war bey weitem die Mehrzahl — die bereits durch ihn verpflichtet worden waren, oder von seinem Einflusse noch etwas erwarteten. In die Frauen kam lebhaftere Bewegung. Jede strebte, sich bemerken zu machen, und Frau von Chevreuse sah mit innerm Grimm, wie Alles sich vor dem Manne neigte, den sie heute ihren Unwillen und ihre Gleichgültigkeit recht empfinden lassen wollte. Er aber, als hätte er ihre Gewogenheit nie verscherzt, schritt auf sie zu, schien geblendet von der Wirkung ihrer Reize, sagte ihr tausend Schmeicheleyen, ließ alle Pfeile ihres Zornes spurlos von sich abgleiten, und wußte durch seine unbefangene Fassung sie zuerst lrs, und dann seinen Guldigungen geneigter zu machen, als sie es noch vor Kurzem für möglich gehalten hätte. Selbst de Laigues, der in seinem sächlichen Unmuth dem Sopha gegenüber während dieser langen Unterredung den Saal mit großen Schritten auf und ab maß, wurde im Oher der Unterhaltung mit dem Minister kaum von ihr be-

merkt, und das Gespräch war noch in vollem Zuge, als eine der Damen, die dicht am Sopha gesessen, und sich von der Frau vom Hause ganz vernachlässigt gefunden hatte, aufstand, um sich irgendwo anders eine Ansprache zu suchen. Schnell nahm Fouquet den verlassenen Platz ein, der ihn zwischen die Frau von Chevreuse und das Fräulein von Maineville brachte, und setzte die Unterredung mit der ersten noch eine ziemliche Weile fort, bis ein Zufall seine Aufmerksamkeit auf seine zweyte Nachbarinn lenkte. Ein sichtliches Erstaunen malte sich in seinen Zügen; diese Jugendblüthe, dieser frische Teint, dieser einfache und doch geschmackvolle Anzug, das Feuer der großen dunkeln Augen, das von freundlicher Theilnahme gemildert ward — denn sie ruhten auf dem Geliebten, mit dem sie sich angelegen unterhielt — die unbewußte Anmuth, welche über die ganze Gestalt ausgegossen war, waren für den Weltmann, der wohl blendendere Schönheiten, aber lange nicht so etwas Liebliches gesehen hatte, eine merkwürdige Erscheinung. Jetzt erst, nachdem er, noch immer im Gespräch mit der Herzoginn, manchen Seitenblick auf das Mädchen gerichtet hatte, erinnerte er sich, diese Gestalt in den Gemächern der Königin Mutter schon einigemahl flüchtig gesehen zu haben, und

diese Erinnerung war ihm willkommen, denn an sie ließ sich ungezwungen eine Annäherung knüpfen. Er betrachtete nun auch den jungen Mann näher, der, über die Stuhllehne gebeugt, hinter ihr stehend, sich mit ihr unterhielt; er erkannte den jungen Dampville, mit dessen Vater ihn seine Geschäfte zuweilen zusammenführten, und wußte es bald darauf einzuleiten, daß er ein Gespräch mit demselben anknüpfte, und während desselben sich von ihm seiner Braut vorstellen ließ. Sophie erhob sich hocherröthend und etwas verlegen, als der wichtige Mann, ihre Bekanntschaft suchend, sich ihr mit sehr schmeichelhaften Worten näherte. Und wenn in den ersten Augenblicken bloß ihre Eitelkeit sich befriedigt fühlte, so fesselte im Verlaufe der Unterredung der lebhafteste Geist, der seine Ton, die Anmuth des gewählten Ausdrucks auch ihren Verstand, und sie fand seine Unterhaltung eben so angenehm als ehrenvoll. Da nun, während der Minister sich mit ihr unterhielt, ein Jugendfreund ihren Bräutigam von ihrer Seite abrief, weil er ihm etwas zu berichten hatte, so gab sich Sophie arglos und ungestört dem Vergnügen hin, das ihr diese Auszeichnung verursachte, die dem geistvollen Mädchen, das aus der Provinz erst kürzlich an den Hof gekommen war, doppelt schmeichelhaft erschien.

Fouquet hatte ihr bald die kurze Geschichte ihres Lebens, ihrer Liebe, ihrer Sorge wegen des Geliebten Kränklichkeit abgefragt, und der sichtbare Antheil, mit dem der wichtige Mann ihr zuhörte, bezauberte sie immer mehr. Allmählig lenkte sich die Unterredung auf den Minister. Auch er erzählte Sophien allerley, was die Welt längst wußte, ihr aber neu war, und wußte ihre Aufmerksamkeit so zu fesseln, daß sie selbst die Annäherung Damville's nicht bemerkte, der sie eine Weile mißmuthig von der Seite betrachtete, und da die Unterhaltung mit dem Minister kein Ende zu nehmen, und seine Braut so sehr zu beschäftigen schien, sich endlich rasch abwandte und das Zimmer verließ. Wie er aus der Thüre schritt, bemerkte ihn Sophie und erschrak. Sie errieth, was vorgegangen seyn mochte, sie bereuete ihre Unbesonnenheit, und führte von nun an das Gespräch mit minderer Lebhaftigkeit, bis Fouquet, der Bemerken mochte, daß seine Unterhaltung mit dem Mädchen aus der Provinz zu lang gewähret habe, sich von Sophiens Seite entfernte, doch nicht ohne ihr zu sagen, daß er nächstens im Vorzimmer der Königin Mutter ihr seine Achtung zu bezeigen hoffe.

Das Uebel war nun schon allseits geschehen. Damville war durch die übergroße Aufmerksamkeit

verleßt, die seine Braut einem Andern gewidmet, die Damen erbitterten sich gegen den Minister, fanden seinen schlechten Geschmack unbegreiflich, und das Bandmädchen einsältig und plump; Madame de Chevreuse, die den Treulosen, welchen sie bereits wieder in ihrem Neze glaubte, sich auf's Neue entschlüpfen sah, ergriff ihre alten Racheplane, und Fouquet selbst verließ den Saal nicht ganz so unbefangen, als er ihn betreten hatte.

Er hatte im Laufe des Abends Erkundigungen eingezogen. Dieses hübsche Mädchen, das seine Blicke auf sich gezogen hatte, war auch von der Königin Mutter mit besonderer Gunst ausgezeichnet. Ihr kindliches, jugendlich frohes Wesen, verbunden mit strenger Sitte und natürlichem Verstand, hatte sie der Monarchinn zuerst bemerkbar, und endlich lieb gemacht. Das düstere Schicksal, das ihrer Zukunft drohte, indem ihres Bräutigams Kränklichkeit Jedermann Besorgnisse einflößte, erregte bey ihrer fürstlichen Beschützerinn eine zarte Theilnahme, und so durfte sich dieses neu am Hofe aufgegangene Gestirn wohl, ohne es selbst zu ahnen, einer ziemlichen Bedeutenheit für Viele erfreuen.

Fouquet erfuhr dieß Alles mit mancher lieblosen Bemerkung. Er wußte recht gut, was hiervon

auf den übeln Willen der Erzähler zu rechnen war. Das Mädchen hatte seinen Augen sehr wohl gefallen. Ihre Äußerungen im Gespräche ließen ihn auf einen lebhaften Geist und richtige Auffassung schließen, und ihre Stellung zur Königin Mutter, deren Gunst ihm so wichtig war, weil er ihren Einfluß auf ihren Sohn wohl kannte, machte ihm ihren Liebling noch bedeutender. So nahm er sich vor, die Gedanken, welche heute flüchtig bey ihm aufgestiegen waren, näher zu beleuchten und zu entwickeln, und diese neue Bekanntschaft, wie Alles, was ihn umgab und worauf er wirken konnte, für seine Pläne zu benützen.

An einem heißen Juliusnachmittage saßen in einer der dichtesten Schattenparthieen des Gartens von Fontainebleau einige Herren und Damen, die zu den Umgebungen des Hofes gehörten. Ein Kreis von breitblättrigen Kastanien und Ulmen, der jedem Sonnenstrahl den Eingang verwehrte, zog sich um ein Wasserbecken her, dessen rastlos aufsteigender und fallender Strahl die angenehme Kühlung des Platzes unterhielt, und eine Laube von künstlichem Lattenwerk, mit wildem Wein überwachsen, bildete den Hintergrund dieser Anlage,

und deckte die Gesellschaft, die in derselben saß, mit noch dichterem Dunkel. Hier befanden sich, Tapissierie nähernd und Knötchen schürzend, die Herzoginn von Chevreuse, die von Navailles, die ernste Aufseherinn der Hoffräulein der beyden Königinnen, nebst der Frau von Motteville, der Vertrauten der Königin Mutter, und ein Paar Herren, der Chevalier de Laigues und der Staatssekretär le Tellier.

„Wie ich Ihnen sage — wandte sich Frau von Motteville jetzt an die Herzoginn von Navailles — man spricht stark davon, daß der Minister sich wieder verheirathen werde.“

Das glaube ich nimmermehr, fiel Frau von Chevreuse hastig ein: Der fügt sich nicht mehr in das Joch der Ehe. Er weicht jeder solchen Verbindung aus, und wenn es die vortheilhafteste wäre,

Er denkt wohl, sagte le Tellier mit bedächtigem Tone, jetzt an ganz etwas Anderes, als an Heirathen.

Das glaube ich zum Theil wie Sie, versetzte der Chevalier; doch hat er Kühnheit und ungemessenen Stolz genug, um den Weibern die Köpfe zu verdrängen, und seine ehrgeizigen Pläne dabei nicht aus den Augen zu verlieren.

Sie trauen ihm solche zu? fragte die Herzoginn

von Navailles: Ich dachte nicht. Er ist ja ganz den Zerstreuungen und dem Vergnügen hingegeben; der wahre Held aller Salons.

Ich möchte dem Herrn Chevalier bestimmen, nahm le Tellier das Wort: Fouquet ist etwas anders als er scheint oder scheinen will. Er ist ver-schlagen, und wer weiß —

Aber nennt man eine bestimmte Dame? unterbrach die Frau von Chevreuse den Staatssekretär, indem sie sich an Frau von Motteville wendete: Wen soll er heirathen? —

Das schien bis jetzt nicht so ausgemacht, erwiderte diese; denn er flattert um Mehrere zugleich. Man hat stark davon gesprochen, daß er wirklich die Hand der Frau von Sevigné begehrt haben soll, Andere rühmen sich ähnlicher Vorzüge, und zwischen durch währt seine alte Freundschaft für Marquise de Bellière fort. Indessen glaube ich so ziemlich bestimmt zu wissen, wen er wählen wird.

Und das wäre? die Sevigné vielleicht? fragte Frau von Chevreuse hastig.

Keine Andere, als die kleine Maineville; versetzte die Motteville.

Die Maineville? dieß ungezogene Kind? unterbrach die Herzoginn von Navailles: Nicht möglich!

Sie ist ja Damville's Braut, rief die Frau von Chevreuse.

„Das thut nichts, — die Verbindung geht wahrscheinlich auseinander. Des Herzogs Kränklichkeit bethet die passendste Veranlassung.“

Das sollte mir sehr leid thun um Damville's willen, sagte der Chevallier.

Ich denke, er soll froh seyn, wenn er diese Braut los wird, versetzte Frau von Navailles: Das ist so leichtsinnig, so lustig, so unbesonnen! Ich bin durchaus nicht mit ihr zufrieden.

Sie müssen das am besten beurtheilen können, — nahm Frau von Chevreuse das Wort: Ich gestehe, sie scheint mir sehr naseweis und eitel. Wie hat sie sich nicht übermüthig benommen, als ihr der Minister in meiner letzten Soirée einige Artigkeiten sagte!

Ja, aber was thut sie eigentlich? fragte Frau von Motteville neugierig die Herzoginn von Navailles.

Was sie thut? antwortete diese, ein bißchen verlegen: Je nu! Es läßt sich mit Worten schwer beschreiben! Sie treibt den ganzen Tag tolles Zeug, Kinderpossen! Und wenn man ihr die Thorheiten ihres Beginneus ernsthaft vorstellen will, so weiß sie so viel zu plaudern, zu schmeicheln, zu tändeln,

daß man zuletzt kaum weiß, was man ihr sagen wollte.

Sie soll doch viel bey der Königin Mutter gelten, erwiderte le Tellier.

Unbegreiflich genug! antwortete Frau von Navailles: Die Königin findet sie allerliebste.

Ihre Majestät, nahm Frau von Motteville das Wort, haben mir erst gestern die Ehre erwiesen, mir zu sagen, daß die kleine Maineville Sie recht angenehm zu unterhalten wisse, und daß Sie den Herzog von Damville glücklich priesen, so ein liebenswürdiges Wesen zur Frau zu bekommen. — Ich aber nahm mir die Freiheit, zu bemerken, daß diese Heirath vielleicht nicht so sicher seyn könnte. — Du meinst, haben mir Ihre Majestät erwidert, weil des Herzogs Gesundheit so schwankend ist? — Ja — Das sollte mir leid thun, denn er ist ein schätzbarer Mann, der eine Frau wohl glücklich machen kann, und dieses Loos möchte ich meiner guten Sophie wohl gönnen. — So sagte die Königin, und ich fand es denn weder der Ehrfurcht für die erhabene Frau, noch der christlichen Liebe gemäß, meine Gedanken weiter auseinander zu setzen. Aber ich habe Manches bemerkt, welches mich glauben macht, es stehe zwischen den Bräutleuten nicht mehr Alles so, wie es früher gestanden

hat, und wie es überhaupt bey Brautleuten stehen soll.

Und da meinen Sie, begann Frau von Choucreuse wieder, der Minister sey mit seinen Bewerbungen daran Schuld?

Es ist wahr, entgegnete de Laigues, ich finde Damville jetzt oft still und verstimmt.

Daran, versetzte le Tellier, mag wohl seine gestörte Gesundheit Ursache seyn, wenigstens ließe es sich leicht so erklären. Aber wissen Sie etwas Bestimmtes über das Verhältniß der jungen Leute?

Das eben nicht, antwortete Frau von Motteville, aber man hat ja Augen und Ohren. Der Minister macht dieser Maineville weit offenbarer, als es sich bey der Braut eines Andern ziemt, den Hof, und sie läßt es sich gefallen —

Und brüstet sich noch und ist übermüthig, wenn man ihr ihr Unrecht zeigen will, fiel die Herzoginn von Navailles ein: Sie stützt sich eben auf die Gunst der Königin Mutter; sie empfängt seine Besuche ganz ohne Schen auf ihrem Zimmer, freylich immer im Beyseyn einer ihrer Gefährtinnen oder wenigstens einer Kammerfrau. Aber diese Besuche wiederholten sich so oft, der Mann, der sie macht, ist so ausgezeichnet, daß

es Aufsehen erregen muß, und darum bedauere ich den armen Damville doppelt —

Es ist also eine förmliche Intrigue? unterbrach sie die Herzoginn von Chevreuse: Das wird wohl mit einer Heirath enden, und der arme Damville ist um seine Braut. Das ist schändlich! Schändlich von der Maineville, noch schändlicher von Fouquet, der als ein Mann von Jahren und Erfahrung hier der Besonnenere seyn sollte!

Sie scheinen so sicher an eine Heirath zu glauben, gnädige Frau? nahm le Tellier das Wort: So wie ich Fouquet und seine Absichten beurtheile, mag es wohl in seinen Plan gehören, daß man ihn für einen Freyer des Fräuleins halte, welches sich der besondern Gunst der Königin Mutter rühmen darf — sie aber wirklich zu heirathen, gehört gewiß nicht in seinen Plan.

Nach der Zuversicht, mit der Sie dieß aussprechen, versetzte Frau von Motteville, darf man wohl voraussetzen, daß Sie viel von des Ministers Plänen wissen? Was hat er eigentlich vor?

Ich muß Ihnen nur, antwortete le Tellier bedächtig: Muthmaßungen stehen Jedem frey, und für mehr gebe ich Sie auch nicht. Ich glaube Fouquet genau zu kennen, noch von der Zeit her, wo wir Beide unter des Kardinals Leitung arbeiteten.

Sein Gott ist der Ehrgeiz. Er will hoch stehen, Einfluß haben, sich Alles vor ihm beugen sehen. Für diesen Zweck ist er bereit, jedes Opfer zu schlachten. Ihm hat er bereits ungeheure Summen geopfert, er hat Alles, er hat sich selbst auf eine gefährliche Spitze gestellt. Ob er sich dort behaupten kann, wird die Zeit lehren. Der Mann aber, der ein solches Ziel vor Augen hat, läßt sich von einem hübschen Lärvchen nicht blenden, nicht von seinem Wege ablenken; so muß ihm a ß e ich.

Und Sie scheinen die Sache tief und aus dem richtigsten Gesichtspuncte ergründet zu haben; erwiderte der Chevalier: Ich halte diesen Fouquet für einen gefährlichen Menschen, der vielumfassende Pläne hegt, und dabey nur sich, nicht den König oder den Staat, im Auge hat.

Glauben Sie mir, Ihnen einige Bemerkungen in dieser Hinsicht mitzutheilen, versuchte Le Tellier; denn man hat ja Augen und Ohren, wie Frau von Motteville vor Kurzem sehr passend sagte. Warum zum Beispiel hat er das Schloß Bellisle in der Bretagne gekauft?

Ja, wer kann alle die Beweggründe errathen, die den oder Jenen zum Ankäufe eines Besitzthums bestimmen! antwortete Jean von Motteville.

Gut denn! erwiderte le Tellier, wir wollen also so weit nicht forschen. Wir wollen nicht bedenken, daß das Schloß unfern der Küste von Bretagne liegt, daß eine Communication mit England hier sehr leicht möglich ist.

Ach, wer wird auch an solche arge und lieblose Möglichkeiten denken! erwiderte jene.

Daß es Leute gibt, die daran denken, beweiset mein eigenes Beispiel, meine gnädige Frau, versetzte le Tellier: Und glauben Sie mir, ich bin nicht der Einzige, der an solche Möglichkeiten glaubt. Warum aber, ich frage Sie — warum läßt er dieß Schloß besetzen?

Besetzen? rief der Chevallier hastig.

Sie können es mir nach erzählen — es ist so, antwortete le Tellier: Alle alten Mauern und Werke sind theils neu hergestellt, theils ausgebessert worden, Stückbetten angelegt, schweres und leichtes Geschütz, Munition u. s. w. hingeschafft worden. Und jetzt, höre ich, hat man angefangen Mundvorrath anzulegen.

Das sieht ja aus wie die Vorbereitungen zu einer Rebellion! rief die Frau von Chevreuse: Es wird immer ärger! Welche Schlange nährt der König am Busen!

Wahrlich, es scheint bedenklich, versetzte Frau

von Rotteville; indessen wäre es wider die christliche Liebe —

O gehen Sie mir mit Ihrer christlichen Liebeliel Frau von Chevreuse ein: Dieser Fouquet verdient sie nicht.

Und wenn die Gefahr wirklich drängte, erwiederte der Chevalier, dann wäre jeder gute Unterthan verpflichtet, diese christliche Liebe auf die Seite zu setzen und Alles anzuwenden, um jene abzuwehren.

Aber was meinen Sie denn? nahm die Herzogin von Navailles ängstlich das Wort: Wäre etwas für die Sicherheit des Hofes zu fürchten? Das wäre doch entsetzlich!

Ich sage nicht, antwortete le Tellier, daß Gefahr vorhanden ist, ich will auch glauben, daß Fouquet nichts staatsgefährliches sinnt; aber ich glaube, daß er sich auf jeden, auch auf einen äußersten Fall sichern will.

So glauben Sie also, fragte Frau von Rotteville, daß er nöthig hätte, ein solches Äußerstes zu fürchten?

Ich glaube gar nichts, antwortete le Tellier: — Es ist überhaupt schwer, über einen solchen Gegenstand mit Bestimmtheit zu sprechen.

Ja, aber woher könnte ihm Gefahr drohen?

fragte diese wieder: Der König schenkt ihm sein volles Zutrauen. Ihre Majestät die Königin Mutter sind ihm sehr gewogen.

Weil er ihr Geld zu ihren Ausgaben verschafft, rief der Chevalier.

Die wahrlich nur in Werken der Barmherzigkeit bestehen, fiel Frau von Rotteville schnell ein.

Zimmerhin! erwiderte le Tellier: Die Königin braucht Geld, und der Minister schafft ihr Geld. Dafür unterstützt sie ihn eifrig beym Könige, und nimmt sich seiner bey jeder Gelegenheit warm an.

So warm, fiel der Chevalier spottend ein, daß man bey den Prätensionen, die der höchst eitle Mensch an Gefallen und Erobern macht, wahrlich auf allerley Gedanken verfallen könnte.

O pfuy! rief Frau von Rotteville entrüstet, indem sie aufstand: Jetzt mag ich auch nichts weiter hören. Sie sind von jeher ein Spötter gewesen, Chevalier, und vor Ihren Stacheln ist Niemand sicher. Adieu! Ich gehe, es ist ohnedieß bald Zeit, die Königin ins Oratorium zu begleiten.

Und ich will die kleine Maineville ein wenig ins Examen nehmen, versetzte Frau von Navailles, indem sie sich ebenfalls erhob. Nun schickten auch die Übrigen sich an, fortzugehen; die Herzo-

ginn von Chevreuse legte ihren Arm in den des Chevaliers, der, ziemlich verstimmt durch manchen Blick, den er während des vorigen Gesprächs in das Herz seiner Angebetheten gethan, wortarm an ihrer Seite ging. Frau von Rotteville erboth sich höflich die Herzoginn von Navailles ins Schloß zu begleiten, indeffen le Tellier, achtungsvoll grüßend, sich nach einer andern Seite entfernte.

Bald nachdem diese Unterredung in den königlichen Gärten Statt gefunden, und die Herzoginn von Navailles durch eine strenge Predigt ihrer Galle gegen Sophien Lust gemacht hatte, ohne etwas dadurch zu erreichen, beschästigte die Aussicht auf ein glänzendes Fest, das der Finanzminister am sechs und zwanzigsten July zur Feyer des Namensfestes der Königin Mutter geben wollte, den ganzen Hof mit allen seinen Umgebungen. Dieser mächtige Mann besaß, wie fast alle der ersten Großen, sein eigenes Haus in Fontainebleau, das er nie zu beziehen säumte, sobald die königliche Familie sich auf dieses Lustschloß begab. Dieß Haus, das er erst vor einigen Jahren mit ungemeinem Aufwande hatte bauen lassen, übertraf die Wohnungen aller übrigen Minister und Großen, und wettei-

ferte mit der Pracht der königlichen Gemächer selbst ; ja es gab Viele, welche dem Vassale des Finanzministers aus dem Grunde den Vorzug vor dem königlichen gaben , weil er ganz frisch, im neuesten Geschmack, und kaum mit minderer Pracht eingerichtet war.

Dennoch dünkte er dem Besitzer zur Verherrlichung der hochverehrten Mutter seines Souverains nicht prächtig genug. Keiner der mehreren Säle, die er enthielt, wurde geräumig und zugleich in jeder Hinsicht gelegen zum Zwecke eines großen Ballsaales erachtet, und darum ließ Fouquet mit großartigem Aufwande, und in einer Schnelligzeit, welche diesen Aufwand verdoppelte, in dem Garten, der zu seinem Hause gehörte, einen Pavillon erbauen, der, nebst einem überaus großen Tanzsaale, verschiedene Gemächer enthielt, in welchem sich die Gesellschaft vertheilen, und Soupers und Erfrischungen genießen konnte. Der sehr weitläufige Garten war mit in den Plan des Festes gezogen, er sollte aufs herrlichste erleuchtet, und Alles mit mehr als fürstlicher Pracht und dem feinsten Geschmack verziert und eingerichtet werden. Noch ehe der Ball Statt hatte, machte er die Neuigkeit des Tages in der schönen Welt aus, und diese sowohl als die gemeine strömte von Paris

Kleine Erzähl. XIV. Th. 3

hinaus, um dieß Wunder von einem Pavillon betrachten und hernach erzählen zu können, wie Alles ausgesehn, zu berechnen, welche Summen es gekostet haben mußte, und zu besprechen, wie denn der Minister diesen ungeheuren Aufwand würde bestreiten oder rechtfertigen können, wenn es einmahl dahin käme, daß Rechenschaft von ihm gefordert werden sollte?

Fouquet wußte sehr wohl, was für Gespräche bey dieser Gelegenheit geführt, welche Bemerkungen über ihn gemacht, welche Waffen von Neid und gekränkter Eitelkeit gegen ihn geschärft wurden. Seine Freunde unterrichteten ihn aus Besorgniß davon, seine Feinde wußten es so einzurichten, daß alle, auch die hämißchesten Bemerkungen ihm zu Ohren gelangten. Er hörte Alles, aber es schien ihn nicht zu kümmern, und unbesorgt, als ob die ganze Welt nur in Beyfall und Bewunderung für ihn beschäftigt wäre, ging er seinen Weg auf der Kühnen und schlüpfrigen Bahn fort. — Er hatte sich der Einwilligung des Hofes zu versichern gemußt; der König, seine Gemahlinn und seine Mutter hatten ihm verheißen, seine eben so inständigen als unterwürfigen Bitten zu erfüllen, und, wenn auch nur auf kurze Zeit, sein Fest mit ihrer Gegenwart zu beehren. Dieß war es, wornach er

strebte, er hatte es erreicht, und ließ die Reider sagen, was sie wollten.

Es versteht sich, daß die Hofdamen beyder Königinnen, so wie alle ausgezeichneten Personen des Hofes und des höhern Adels ebenfalls eingeladen waren. Dem Herzoge von Dambille sicherten seine Geburt und sein Rang einen Platz bey diesem Feste, obwohl Fouquet vielleicht der Nothwendigkeit ihn zu bitten gern überhoben gewesen wäre. Sophie freute sich mit der frischen Empfänglichkeit glücklicher Jugend, und mit geheimer Befriedigung ihrer Eitelkeit darauf. Es war der erste große Ball, den sie, erst kürzlich aus der Provinz angelangt, sehen sollte. Die Königin Mutter hatte ihr einen allerliebsten Ballanzug geschenkt, und der allmächtige Minister, der sie vor allen ihren Gespielinnen merklich auszeichnete, hatte sie durch mehr als Ein seines Compliment und zarte Anspielungen errathen lassen, daß gerade ihre Gegenwart eine nothwendige Zierde seines Festes ausmachen, und ohne sie das Ganze wenig Werth für ihn haben würde. Sie hatte den Sinn seiner Worte wohl errathen, sie schmeichelten ihrer Eitelkeit ungemein, das kleine Köpfchen wurde ein Bißchen schwindlicht davon, aber bis in ihr Herz drangen sie nicht, und dieß blieb, trotz alles Wohlgefallens, womit sie die Hul-

digungen des Ministers aufnahm, dem Jugendfreunde und Verlobten getreu.

Unlieb war es ihr, daß dieser Freund ihre große Freude an dem bevorstehenden Feste nicht so lebhaft theilte, als sie gewünscht und sicher erwartet hatte; ja dieß Fest, so wie überhaupt die Aufmerksamkeiten, welche Fouquet seiner Braut seit einiger Zeit bewies, hatten schon öfter Anlaß zu kleinen Mißhelligkeiten zwischen ihnen gegeben, die aber noch jederzeit durch Beider herzliche Liebe sich mit einer warmen und aufrichtigen Versöhnung geendigt hatten. Damville's Gesundheit war merklich gebessert, und obwohl ihm noch ein strenges Regime vorgeschrieben, und jede heftige Bewegung untersagt war, nährten die Liebenden die fröhlichsten Hoffnungen, und sahen ihrer Verbindung, die auf dem nächsten Herbst Statt haben sollte, freudig entgegen.

Damville war dem Hofe mit der Garde nach Fontainebleau gefolgt. Sein Quartier war zwar weit vom Schlosse, und der Dienst Zeit raubend; dennoch wußte der zärtliche Bräutigam täglich eine halbe oder ganze Stunde zu finden, wo er seine Sophie sehen, und von seinem künftigen Glücke mit ihr sprechen konnte. Zwey Tage vor dem Balle kam er an einem Nachmittage zu ihr, Ein gewitter-

hafter Himmel machte die Wärme der Jahreszeit heute besonders drückend, und die liebliche Kühle sehr erwünscht, welche ihn in den hohen lustigen Zimmern umfing, die seine Sophie bewohnte, wo geschlossene Jalousien jedem Sonnenstrahle den Eingang wehrten, und der Einfluß der Hitze auf jede Art abgehalten war. Er fand sie mit Anstalten zu dem Ball, und dem Schmucke der Königin Mutter beschäftigt, den sie in Ordnung bringen mußte. Er setzte sich zu ihr, er sagte ihr, daß er heute so glücklich sey, zwey freye Stunden vor sich zu haben, daß er erst um sieben Uhr, aber dann auch unaussbleiblich in seinem Quartier seyn müsse. Die Beschäftigung, worin er Sophien getroffen, lenkte das Gespräch abermahls auf das bevorstehende Fest, und Victor äußerte unverhohlen, daß er froh wäre, wenn es schon vorüber wäre, oder gar nicht Statt hätte.

„Aber was ist es denn, lieber Victor, was dich so sehr gegen diesen Ball verstimmt? Es freut sich doch Jedermann darauf.“

„Glaubst du? Es mag seyn, daß junge Mädchen, wie du, die sich gern puzen, gern tanzen, sich gern bewundern lassen, so denken. Ich kann dich aber versichern, daß bey weitem die meisten Menschen darüber schimpfen; daß des Ministers

ungeheure Verschwendung, und die eben so ungeheure Anmaßung, die er dabey an den Tag legt, ihm in den Augen aller Vernünftigen schaden, und den gerechten Tadel der Menge erregen.

„Ja, der Mißgünstigen, die ihm seinen Einfluß, seine Reichthümer, und den Geschmack, womit er sie zu verwenden weiß, beneiden.“

Wie dich seine Vorzüge berecht machen!

„Und wie du ungerecht bist, Victor!“ erwiderte sie mit freundlichem Vorwurf: „Ist denn das der Mensch, was ich an ihm gelobt habe? oder sind es nicht vielmehr äußerliche Zufälligkeiten, die gar nichts für seinen wahren Werth entscheiden, und die ihm Jedermann zugesteht?“

Victor schwieg. Er wendete sich gegen Sophien, er sah ihre schönen schwarzen Augen ihm mit unwiderstehlicher Freundlichkeit strahlen, er zog sie näher an sich und drückte einen versöhnenden Kuß auf ihre weiße Stirn. Sie lächelte ihn freundlich an, aber seine Miene wurde allmählig ernster, er ergriff ihre Hand, drückte sie an seine Lippen, hauchte einen Seufzer drüber hin, und die edlen, blaffen Züge sprachen Trübsinn und Sorge aus.

„Was hast du, Victor?“ fragte sie: „Du bist nicht froh, mein Freund!“

Ich bin es nicht. Es ist dieser Ball, der mir den frohen Muth raubt.

„Erkläre dich!“

Du wirst gehen, und dieser Fouquet wird sich um dich her bemühen, er wird dir den Hof machen mit aller jener Underschämtheit, die er hat und die dazu gehört, um sich gegen die Braut eines Andern so zu benehmen, wie er thut.

„Du siehst das in zu düsterm Lichte. Er ist eben gewohnt, allen Frauenzimmern Schönheiten zu sagen, und gegen Alle galant zu seyn; das ist so seine Art.“

Eine sehr unbequeme, gedehnte Art!.

„Das gebe ich dir zu, obwohl ich nicht läugnen kann, daß seine Unterhaltung oft sehr geistreich ist.“

Da steht man! Er gefällt dir doch.

„Nicht doch, Victor! ich sage nur, was Jedermann ihm zugesteht. Indessen sey unbesorgt. Ich werde ihn in den Schranken gehöriger Entfernung zu halten wissen.“

Sophie! Sophie! antwortete Damville sehr ernst: Soll ich dir das Register aller der Gelegenheiten, von jenem Abend im Hotel Chevreuse bis jetzt, vorhalten, wo er dich mit seinen Aufmerksamkeiten verfolgt, und du sie bey weitem nicht

so streng zurückgewiesen hast, als sie es verdient hätten?

„Du bist verstimmt, Victor, und darum siehst du Alles in trübem Lichte. Du thust mir Unrecht. Ich liebe dich so wahr, so treu —“

Daran habe ich zu meinem Glücke noch nie gezweifelt. Aber du bist schön, jung, unerfahren; der Minister ist das Augenmerk der ganzen Welt, und besonders der Weiber. Dieser Mann zeichnet dich aus, und es ist sehr natürlich, daß dir das schmeichelt. Du siehst, ich entschuldige dich; aber ich kann nicht umhin, diese Auszeichnung mit unwilligen Augen zu sehen; und darum ist mir die neue Veranlassung dazu, dieser Ball, so zuwider. Herzlich froh wäre ich, wenn irgend ein Zufall dazwischen träte und ihn vereitelte.

„Das ist ein liebloser Wunsch, Victor, gegen mich und gegen Alle, die sich eben so darauf freuen, wie ich. Denke nur, es ist das erste große Fest dieser Art, das ich sehe!“ —

Nun, so genieße es denn, meine süße Freundin! antwortete Damville mit herzlicher Gutmüthigkeit: Genieße es, weil es dich so sehr freut. Ich will dich daran nicht hindern; aber ich werde dabei seyn, setzte er schärfer betonend hinzu.

„Nun das, meine ich, hätte sich ohnedieß verstanden.“

Nicht so ganz, meine Liebe! denn mein Arzt will es mir durchaus nicht gestatten. Er fürchtet die Hitze, den Staub, die Nachtlust — was weiß ich, was Alles.

„Du bist ja jetzt, Gott sey Dank! so wohl.“

Ja, meine Sophie, ich fühle mich viel besser, und darum achte ich auch dieses Verbothes nicht. Ich werde dich begleiten, und wenn ich auch schon auf die Freude verzichten muß, selbst mit dir tanzen zu dürfen, so soll doch meine Gegenwart jeden Überlästigen im Zaum halten. — Und endlich — ein Großpapa wird sich doch nicht so lächerlich machen, noch eine Menuette mit dir zu versuchen?

„Das wollen wir nicht hoffen.“ antwortete sie lachend.

Du aber, liebe Sophie, wirst dich unterhalten, ich werde mich an deiner Freude weiden, und in den Zwischenzeiten wirst du mir erlauben, dir meinen Arm zu biethen, dich im Saal oder im Garten herumzuführen.

„O herlich! allerliebst! — du bist ein Engel, Victor!“

Du siehst also, liebe Sophie, wie ich durchaus durch meine Kränklichkeit oder eine ernstere

Aufsicht dein Vergnügen nicht stören will. Aber dafür — er stockte.

„Was denn? O gern Alles, was du nur verlangst!“

Sophie! — Ich spreche es nicht gern aus. Aber meine Begriffe von unserm Verhältnisse und von dem, was wir uns Beide vor der Welt schuldig sind, bringen es so mit sich — dafür — versprich mir, meine theure, geliebte Freundin, wenn, was zwar durchaus unwahrscheinlich ist, wenn mein alter Husten sich plötzlich einstellen, wenn ich nicht auf dem Ball sollte erscheinen können — dann versprich mir, dich unter einem schließlichen Vorwande loszumachen. Ich kann einmahl den Gedanken nicht ertragen, und es verträgt sich auch nach meinem Gefühl nicht mit meiner Ehre, daß du ohne deinen Verlobten auf einem Balle erscheinst, den der Fouquet gibt.

Sophie hatte ihn ausreden lassen. Ihr war eiskalt ums Herz geworden. Nicht auf den Ball gehen! Welche unerhörte Forderung! Sie antwortete nicht und saß mit niedergeschlagenen Augen. Er schlang den Arm um sie, er nannte ihren Namen mit leiser, bebender Stimme. Sie blickte auf. — Ach! diese schönen braunen Augen sahen sie so bittend an! Sie glaubte eine Thräne

darin schimmern zu sehen; der ernste Mann, der Officier, dessen Muth von allen seinen Kameraden anerkannt war, erbath sich schüchtern und beynahе mit Thränen eine Zusage von dem Mädchen seiner Liebe. Es stand in ihrer Macht, ihm eine recht große Freude zu machen. Ihre Züge, die sehr düster geworden waren, heiterten sich allmählig auf; ein freundliches Lächeln bildete sich um ihren Mund — Victor's Gesundheit hatte sich um so Vieles gebessert; die Ärzte gaben die tröstlichsten Versicherungen — es war durchaus unwahrscheinlich, daß gerade zwischen heute und übermorgen eine solche Störung eintreten sollte. So lief sie ja keine Gefahr, wenn sie dem theuern Freunde diese Zusage, die ihn so glücklich machen konnte, aus vollem Herzen gab. Das Lächeln ihres Gesichts wurde immer heiterer, während diese Gedanken sich schnell in ihrem Geiste entwickelten, und Victor's Auge mit banger Erwartung an dem ihrigen hing.

Freundlich legte sie nun ihre Hände auf seine beyden Schultern, sah ihm recht innig in die schönen bittenden Augen: — Wer könnte dir Etwas abschlagen! — Topp, Victor! sagte sie, und legte ihr aedliches Händchen in seine Rechte, ich verspreche dir, vom Balle wegzubleiben, wenn du nicht gehen darfst; ich verspreche dir — aber dieß zwey-

te Versprechen ging in einer heißen Umarmung unter, in welcher der Entzückte sie mit stürmischer Freude an die Brust drückte.

Er war ganz glücklich, und vergaß bald darauf den Ball, den Minister und alle seine Besorgnisse über Sophiens unverstellter Anhänglichkeit und über ein Gespräch, das die Liebenden sehr natürlich auf ihre bevorstehende Vermählung, und auf das ländlichstille genussreiche Leben führte, das ihrer wartete. Denn Damville war entschlossen seine Charge aufzugeben, und wenigstens den größten Theil des Jahres auf seinen Gütern an der Loire zuzubringen.

Eifrig und herzlich plauderten die jungen Leute noch, und selbst die Dazwischentunft der Herzogin von Ravailles, die die ganze Zeit über im Nebenzimmer bey offenen Flügelthüren gesessen, und einen Theil ihres Gespräches gehört hatte, störte sie nur wenig in ihrer fröhlichen Stimmung. Sie wollte dem jungen Manne wohl, sie billigte seine Art zu seyn eben so sehr, als sie oft die seiner Braut tadelte, und stimmte ihm vollkommen in seinem scharfen Urtheile über Fouquet bey.

Aber wie? fragte sie mit mütterlichem Ansehen: Habe ich Sie, Herzog, nicht vorher sagen

gehört, Sie müßten um sieben Uhr im Garderhof seyn.

So ist es, gnädige Frau; erwiderte Damville.

Wissen Sie aber auch daß ein Gewitter im Anzuge ist? Ja, Ihr Verliebten habt die Jalousien vor den Fenstern zu, und kümmern Euch wenig darum, wie es in der Welt draußen zugeht. Ihr würdet Euch aber auch ums Wetter nicht kümmern, wenn Ihr im Schloßhofs stündet und mit einander plaudert. Da sehen Sie einmahl, Herzog! fuhr sie fort, indem sie ans Fenster trat und einen Flügel der Jalousie aufstieß — sehen Sie, was das für Wolkenberge sind. Es steht keine zehn Minuten an, so bricht das Gewitter aus.

Mein Gott! rief Sophie erschrocken, indem sie sich nach der Wanduhr umsah: Es ist drey Viertel auf sieben! O jetzt dürfen Sie nicht mehr fort, Victor!

Ich muß, Sophie, es ist meine Pflicht.

Ach, gnädige Frau! wandte sie sich mit gefalteten Händen bittend zur Herzogin: Reden Sie ihm zu. Er soll sich nicht hinauswagen. Das Wetter überfällt ihn, ehe er nach Hause gelangen kann.

Ich muß es darauf ankommen lassen, antwortete Victor: Aber ich denke, ich kann ihn noch

entgehn, wenn ich auf der Stelle aufstehe und ein Bißchen schärfer reite.

„Aber der Arzt hat das schnelle Reiten verboten. Ach, Victor, thun Sie es nicht, Sie werden krank werden.“

Sorgen Sie nicht, liebe Sophie, ich werde mich um Iohretwillen schonen, heute mehr als sonst, antwortete er mit bedeutendem, aber freundlichem Lächeln, hatte indessen seinen Degen umgeschnallt, Hut und Handschuhe ergriffen — verbeugte sich vor der Herzoginn, küßte seiner Braut die Hand, die er herzlich drückte, und eilte fort. Belümmert traten die beyden Damen ans Fenster, sie sahen den Herzog aufsteigen, sie noch einmahl freundlich grüßen und aus dem Schloßthor sprengen.

„O mein Gott!“ sagte Sophie, indem sie die Hände still wie zum Gebethe faltete — „wenn er nur glücklich nach Hause kömmt! Wenn ihm das Wetter und der schnelle Ritt nicht schaden!“

Ja, so ist die Jugend, nahm die strenge Frau das Wort — unüberlegt, gedankenlos! Das plaudert und tändelt, und vergißt Zeit, Pflicht und alle Himmelserscheinungen.

„Aber wer hätte denken sollen! Es war der schönste Tag von der Welt.“

Ich habe es gedacht, und jeder vernünftige

unvorsichtige Mensch konnte es denken. War das nicht heute eine Hitze zum Verschmachten! Und wie das Barometer fiel, und meine Laubfrösche quackten!

„Ach Gott! wer hätte denn, während Victor da war, an Barometer und Laubfrösche denken sollen!“

Da haben Sie nun die Folgen des Nichtdenkens. Wie die Wolken heraufziehen! Jetzt kommt schon der Staub und der Wind.

„Weh mir! Jetzt ist er kaum halbweges!“ Sie verstummte in namenloser Angst, und man muß es zu ihrer Ehre versichern, daß diese Angst bloß dem Geliebten und seiner Gefahr galt; der Ball und alle anderen Rücksichten waren völlig aus Sophiens Sinn verschwunden, die bei jedem Windstoß zitterte, und unter bangen Herzensschlägen den Zug der Wolken und die Zeit berechnete, wann ihr Victor zu Hause seyn könnte.

Am folgenden Morgen war die arme Sophie kaum aus einem unruhigen Schlummer erwacht, als sie schnell ein Billet an den Geliebten schrieb, worin sie sich erkundigte, wie er gestern nach Hause gekommen sey, ob ihm der schnelle Ritt nicht

geschadet? u. s. w., und den Bedienten damit in den Gardehof schickte.

Die Antwort war in den beruhigendsten Ausdrücken abgefaßt. Damville's schnelles Roß hatte ihn glücklich dem schon fallenden Regen enttragen; nur einige Tropfen hatten ihn ein Paar Schritte vor Hause getroffen. Er fühlte sich vollkommen wohl, nur von dem stärkern länger entwöhnten Reiten etwas ermüdet. Um sich also für den morgigen Ball recht zu schonen, und da er heute ohnedieß die Wache nicht zu beziehen habe, wolle er sich lieber das Vergnügen versagen, seine geliebte Sophie zu besuchen, und sich ruhig auf seinem Zimmer halten.

Sophie wurde sehr niedergeschlagen durch diesen Brief. So hatte er nicht lauten sollen, um ihrem bekümmerten Herzen Frieden zu geben. Victor war gewiß unwohl, angegriffen. Sie glaubte das an den Schriftzügen zu erkennen, die ihr unsicherer als sonst vorkamen. Wenn ihn das schnelle Reiten erhitze — der kalte Regen erkühlt hätte! Nun fiel ihr auch der Ball ein. O großer Gott! rief sie, das wäre zu schmerzlich, Victor krank zu wissen und vom Ball wegbleiben zu müssen! — Der Tag verging unter fortwährender Angst und Bekümmerniß. Wohl drey bis vier

Billete flogen im Laufe desselben zu Victor, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er antwortete zärtlich und freundlich: er fühle sich kräftiger, hoffe auf eine ruhige Nacht und baldige Herstellung, aber es war etwas in diesen Antworten, was Sophien nicht ganz recht dünkte. Endlich glaubte sie es in dem sehr natürlichen Mißtrauen zu finden, das Victor dießmahl in ihre Besorgniß für seine Gesundheit setzen mochte, weil die Freuden des Balles davon abhängen sollten. Das kränkte sie. Ach! rief sie, ich ginge recht für mein Leben gern auf den Ball; aber wenn ich Victor krank wissen, und nicht gehen soll, so ist mir jenes doch das viel Schmerzlichere.

Aber nicht für Sophien allein, auch noch für viele andere Personen war dieser Ball. Vorabend ein Tag der Unruhe und lebhaften Bewegung. Fouquets Feinde hatten nichts gespart, um diesen Ball und die Kühnheit des Ministers, der es sich anmaßte, seiner Königin Namensfest auf diese Weise zu feiern, und sich gleichsam damit den Gliedern des königlichen Hauses gleich zu stellen, dem Könige im verhaßtesten Lichte zu zeigen, und ihn zugleich auf die gränzenlose Verschwen-

dung, welche dabey herrschte, und auf die Quellen, woher sie bestritten wurden, so wie auf die Folgen, die das für die Finanzen und den Staat haben konnte, aufmerksam zu machen. Le Tellier und Colbert waren hier, und bey Anna von Oesterreich de Laigues, die Herzoginn von Chevreuse und Andere in näherm oder fernerm Kreise thätig gewesen, um es wo möglich dahin zu bringen, daß der König und seine Mutter den Ball nicht durch ihre Gegenwart beeihre, und somit des Ministers Absicht zernichtet werde. Er wußte das Alles, er hatte Feinde, er hatte aber auch einige Freunde, und eine große Zahl von Anhängern und Klienten. Es waren viele Menschen, die er sich mit den Mitteln, welche ihm zu Gebote standen, verpflichtet hatte; Viele, die sich von seinem Einfluß in der Zukunft Nutzen versprachen; Viele endlich, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, die er durch seine Persönlichkeit und durch Hoffnungen, die er zu erregen wußte, gefangen hatte, so, daß er auf eine große Anzahl ihm ergebener Geister zählen konnte, die in jedem vorkommenden Falle für ihn zu handeln bereit waren. Daher sah er jenes Treiben, so wie das frühere, das sich schon erhoben hatte, als das Fest angekündigt war, sehr ruhig an, und theilte die Besorgnisse durchaus nicht, welche

die Brust seiner treuesten Freundin, der Marquise de Bellière, erfüllten, die denn auch an diesem Tage ganz besonders für ihn thätig war, und alle Minen spielen ließ, welche sie schon früher zu diesem Zwecke angelegt.

Waren es die Bemühungen seiner Feinde, denen es gelungen war, auf den Geist der Königin Mutter zu wirken, war es ein unglücklicher Zufall, dem sich ins Mittel schlug, und in der Nacht vor dem Ball das Übel, an welchem sie seit längerer Zeit litt, aufregte, genug, am Morgen des Balltages verbreitete sich erst leise, und bald lauter das Gerücht am Hofe, daß die Königin Mutter unwohl sey, und kein Gedanke an den Ball bey ihr Statt finden könne.

Sophie hatte die Nacht sehr unruhig zugebracht. Sie hatte wenig geschlafen, und böse Träume hatten noch diese kurzen Stunden der Ruhe vergiftet. Sie sah ihren Victor bald tödtlich krank, bald höchst erzürnt gegen sie. Dann hatte eine stürmische Begegnung zwischen ihm und dem Finanzminister statt gehabt; sie hatten sich gefordert, geschlagen, Victor lag in seinem Blute, und Sophie erwachte mit einem Schrey und in Thränen gebadet. Es brauchte eine Weile, bis sie sich gesammelt und begriffen hatte, daß diese schrecklichen Bilder keine Wirklich-

Zeit hatten. Sie stand auf, flog an den Schreiftisch, schickte den Bedienten mit dem Billet zu ihrem Verlobten, und harrete voll Angst auf die Antwort. Nach dem Frühstück brachte die Jose den höchst geschmackvollen Anzug, der heute Abend ihre schöne Gestalt noch reizender erscheinen machen sollte, und an den sie gestern spät noch die letzte Hand angelegt hatte, und breitete Kleid, Kopfsputz und kleine Zubehör recht selbstgefällig auf einigen Stühlen aus. Ein schmerzlicher Stich ging durch Sophiens Herz — ach, wenn Victor so krank war, wie sie ihn im Traume gesehen, so war Alles dieß vergebens! — und sie vermochte nicht, ihren Thränen zu gebiethen. Erstaunt betrachtete sie die Jose, da öffnete sich die Thüre leise, und Fräulein d'Avernas, eine von Sophiens Gefährtinnen, steckte das niedliche Köpfchen herein, sah Sophien meinen und sagte wundernd, indem sie näher kam: Wie, Sophie! du weinst? Also weißt du schon? —

Ah Gott! rief diese erschrocken: So ist es wahr, er ist recht krank? Und mir verläugnet er es?

„Von wem sprichst du? Wer verläugnet etwas?“

Sophie sah, daß hier ein Mißverständnis walte, und fragte: Weißt du nicht, wie es Damville geht?

„Kein Wort. Ich glaube auch, daß er sich

wohl befindet, denn sonst hätte man etwas gehört. Und aber geht es schlecht.“

Wie so? fragte Sophie erstaunt, aber-etwas beruhigter.

„Wir kommen Alle um den Ball.“

Nicht möglich! Warum sollte er nicht Statt haben?

„Er soll wohl Statt haben, wir kriegen aber nichts davon zu sehen. Unsere Königin hat heute Nacht plötzlich wieder Schmerzen an der Brust bekommen. Sie geht nicht, und so dürfen wir, ihre Ehrendamen, auch nicht gehen.“

Sophie war während dieser Rede ganz starr geworden, und hatte sie mit keinem Laute zu unterbrechen vermocht. Es hatte sich Alles gegen diesen Ball verschworen, von dem sie sich so viele Freude versprochen.

„Du sagst nichts? Bist du denn ganz gefühllos?“

Ich bin halbtodt vor Schrecken und Verdruß. Ich hatte mich so sehr auf dieß Fest gefreut! Fouquet selbst hatte mir so vieles Schöne davon erzählt, wie glänzend, wie überraschend Alles werden sollte!

„Ja, ja, Fouquet! Er macht dir sichtlich den Hof. Ein schöner Mann, trotz seiner Jahre!“

Man sollte es ihm nicht ansehen, daß er schon Großvater ist.

„Ein hübscher, aber eben nicht sehr ehrwürdiger Großpapa. Nun, was der sagen wird, wenn er hört, daß der Hof nicht kommt! Ich bin überzeugt, er versucht Alles, um es durchzusehen, er bewegt Himmel und Erde.“

„Reinst du? — Vielleicht gelingt es ihm doch!“ rief Sophie, und ein Strahl von Hoffnung senkte sich in ihr bekümmertes Herz.

„Wenn es Einem Menschen auf Erden gelingt, so ist er es. Was hat er nicht schon möglich gemacht! Wie schnell ist er aus einem Comis im Bureau des Cardinals bis zu dieser Höhe gestiegen! — Er weiß Jeden zu nehmen, wie er ist, zu schmeicheln und zu imponiren. — Doch was sage ich das dir! Du mußt am besten wissen, wie gefährlich er ist.“

„Psfy doch!“ antwortete Sophie: Welche Bemerkungen erlaubst du dir, und vergiffest, daß du mit der Braut eines Andern sprichst!

„Ach! Deswegen! — Wer weiß denn, ob der Herzog die Heirath erlebt.“

Du Lieblose! Wie kannst du mir etwas so Schmerzlichcs so kalt sagen?

„Ich sage nichts, als was du selbst oft gegen

mich geäußert hast, wenn du in früherer Zeit voll Angst um deinen Bräutigam warst. Und laß uns unpartheyisch seyn! Damville ist ein hübscher, artiger Mann, er ist Gardecapitain und hat Vermögen. Aber was ist das Alles im Vergleich mit dem Minister, mit ihm, der jetzt schon so mächtig ist, und noch mächtiger, ja gewiß allmächtig werden wird, wie alle Leute sagen, und der jetzt schon so reich ist, daß seine Gemahlinn, in diesen beyden Hinsichten, nach den Königinnen die erste Frau in ganz Frankreich seyn wird!“

Sie verbreitete sich nun sehr lebhaft über das Glück, welches einem Mädchen harren würde, das er zur Frau wählte, schilderte alle seine äußerlichen Vorzüge, und der arme Damville kam dabei sehr in Schatten zu stehen.

Während dieses Gesprächs kam der Bediente mit des Herzogs Antwort zurück. Sophie war ergriffen, wie sie das Billet in die Hand nahm. Was konnte es enthalten! Ihr Gefühl war aus inniger Besorgniß um seine Gesundheit und aus Angst um den Ball gemischt.

„Damville ist krank, sagst du?“

Seit vorgestern Abends. Das Gewitter hat ihn überfallen.

„Ich habe gestern mit meinem Cousin, der einer seiner Kameraden ist, gesprochen. Er wußte

nichts davon. Damville war zwar zu Hause, aber vollkommen wohl. Und wenn er dir heute etwas Schlimmeres schreibt, ist es wohl nur eine Finte, weil er nicht auf den Ball gehen mag.“

Sophie hatte, indeß die Freundin schwatzte, das Billet erbrochen und durchflogen. Damville schrieb ihr sehr zärtlich; er versicherte sie, daß er b e y n a h e ganz wohl sey, und daß der Gedanke, sie zwey, vielleicht mehrere Tage nicht zu sehen, weil ihm der Arzt nach der Ermüdung von vorgestern gerathen habe, sich ruhig zu halten, — sein größtes Übel ausmache. Des Balles und seiner Bitte war nicht erwähnt.

Sie ließ die Hand mit dem Zettel sinken, und verfiel in tiefes Nachsinnen. Was sollte sie denken? Er war b e y n a h e gesund, und er ging nicht aus, weil es ihm der Arzt g e r a t h e n, nicht b e f o h l e n hatte — er, der sonst eben nicht so gewissenhaft war, sich den ärztlichen Vorschriften zu unterwerfen! Und er gehorchte ihnen gerade heute so willig, wo, wie er bis jetzt hatte denken müssen, so viel von seinem Erscheinen auf dem Ball abhing. Das verdroß sie.

Ach! sagte sie endlich seufzend und laut, nach einer kleinen Pause: Ob er mitgeht oder nicht! Ich darf ja selbst nicht gehen.

Wer denn? fragte Trudulein d'Avernas. Sophie erzählte. Die Freundin fand Victor's Forderung unausstehlich: Dürften wir nur sonst gehen, ich würde dir so lange keine Ruhe geben, bis du mir versprächst, diesem grämlichen Eiferfüchtigen zum Trost, dich auch ohne ihn gut zu unterhalten.

In Sophiens Seele war ein doppelter Stachel zurückgeblieben, als die Freundin sie endlich verließ. Mißtrauen gegen Damville, der gestern ganz wohl gewesen war und heute nicht ausgehen möchte, und Schmerz über die vereitelte Hoffnung auf das Fest, das ihr, je mehr es ihr bestritten ward, je reizender vorkam.

Ungefähr eine Stunde nach dieser Unterredung rollte ein Wagen in den Schloßhof. Mehr mechanisch als aus Neugierde schaute Sophie zum Fenster hinaus. Es war des Finanzministers Equipage: eine der glänzendsten am Hofe. Sie sah ihn herauspringen, und, von seinem Gefolge, Bedienten, Jäger, Läufer, Mohren begleitet, die große Treppe hinaufsteigen. Ihr Herz wurde unruhig. Warum kam er, zu so ungewöhnlicher Stunde? — Gewiß des Balles wegen! Er hatte von der Krankheit der Königin gehört, und kam, um wo möglich diesen gefährdeten Streich abzuwenden.

Sophie hatte nicht geirrt. Es war dem Mini-

her zu viel an dem Erscheinen des Hofes: bey seinem Feste gelegen. Er fürchtete eine Kabale seiner Feinde und daß die Krankheit der Königin nur ein Vorwand sey. Er wollte sich selbst überzeugen, selbst sein Todesurtheil hören, wie er sagte, und er mußte die Damen im Vorzimmer der Königin so durch seine Verzweiflung zu rühren, daß Frau von Rotteville es übernahm, die Königin zu veranlassen, daß sie ihn vorlasse.

Diese lag im Bette; es war aber etwas sehr gewöhnliches bey ihr, daß sie, gesund oder krank; Besuche, und zwar auch von Männern, im Bette empfing. So wurde denn auch Fouquet vorgelassen, und es gereichte ihm zu großer Beruhigung, daß er sich überzeugt fand, die Monarchin sey wirklich unwohl, und ihr Wohlbeyfinden von seinem Ball keine Folge der Einflüsterungen seiner Feinde. Mehr hatte er nicht verlangt; und der Schmerz, den es zeigte, die Klagen, in welche es ausbrach, schmeichelten Anken von Oesterreich so sehr, daß sie sich geneigt fand, den Verlust, den er durch sie erleiden mußte, auf andere Weise zu mildern. Als es daher nach einer sehr langen Unterredung wieder im Vorzimmer verschien, fanden die Damen seine Miene um vieles heiterer.

Coppe hatte seit einer Stunde öfters aus Dem

Fenster geblickt, das die Aussicht auf die Haupttreppe gewährte. Jetzt sah sie den Minister und sein Gefolge wieder unter dem Portal erscheinen, in den Wagen springen, diesen umlenken und gerade vor der Treppe halten, die zu ihren Zimmern führte. Eine seltsame, aber nicht unangenehme Verwirrung bemächtigte sich ihrer. Sie sann nach, ob der Besuch ihr gelten, was er bedeuten sollte? Da meldete man den Minister. Verlegen, verwundert empfing sie ihn. Er kam im Auftrage der Königin Mutter. Sie durfte zwar seinen Ball nicht durch ihre Gegenwart verherrlichen, ein Verlust, den Fouquet nie verschmerzen konnte; aber sie wollte ihm und der Welt zeigen, daß keine Ungnade, keine feindliche Bewegursache ihrem Wzigers zum Grunde liege, und um dieß zu bevhätigen, habe sie ihren Hoffräulein erlaubt, in Begleitung ihrer Anseherinn, der Herzoginn von Navailles, auf seinem Balle zu erscheinen.

So sollte Sophie doch auf den Ball kommen, — diese himmlische Seligkeit genießen! Aber Damville's Unwohlseyn? Ihr Versprechen? — Der Sturm, welchen diese streitenden Vorstellungen in ihr aufregten, sprach sich in ihren Mienen aus. Fouquet, der auf eine ganz andere Aufnah-

me seiner Botschaft erzählt hatte, betrachtete sie erstaunt.

„Sie sagen gar nichts, mein Fräulein? Sollte mein Eifer, dem Feste seine lieblichste Zierde zu sichern, und mein Entzücken über das Gelingen dieses Wunsches, Ihnen missfallen?“

Es ist nicht das, Herr von Fouquet! Es gibt Verhältnisse — Hindernisse —

„O lassen Sie mich nur dieß Wort nicht aus Ihrem schönen Munde hören! Es darf, es kann kein Hinderniß geben, das mich um mein Glück bringen könnte, welches mir der Wille meiner gnädigen Monarchinn so eben zugesichert hat.“ Und nun verbreitete er sich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken über die Freude, sie, und gerade sie auf seinem Ball zu sehen; er ließ sie in versteckten Ausdrücken ahnen, als wäre diese Freude der eigentliche Zweck seines Festes gewesen, und er wußte das niedliche Köpfchen in eine solche Wolke von Weißrauch, sinnreicher Schmeicheley und zarter Pulldigung zu hüllen, daß Damville, ihr Versprechen, sein Unwille — Alles, Alles aus dem geblendeten Sinne verschwand, und Fouquet sich endlich mit dem stolzen Bewußtseyn entfernte, den Zweck seines Besuches am Hofe vollkommen erreicht zu haben.

Sophie war siebzehn Jahre alt, sehr hübsch,

sehr lebensfroh, sehr neu in der Welt, und hatte an einem üppigen verderbten Hofe außer ihrem Verlobten Niemand, der ihr freundschaftlich Rathend zur Seite gestanden hätte. Das darf nicht vergessen werden, wenn sie billig beurtheilt werden soll.

Kaum war er fort, und Sophie aufs angenehmste beschäftigt, ihren Ballstaat noch einmahl mit freudigem Gefühle durchzumustern, als die Herzoginn von Navailles ins Zimmer trat, und mit sauerfüßem Gesichte den Befehl oder vielmehr die Erlaubniß der Königin Mutter, heute, unter der Obhuth der Herzoginn, mit ihren Gefährtinnen bey Fouquet's Fest erscheinen zu dürfen, brachte, zugleich aber hinzusetzte: „Für Sie, Fräulein, kommt diese Erlaubniß freylich vergebens.“

Und warum das? fragte Sophie rasch.

„Weil Herr von Damville unwohl ist, wie ich von der d'Avernas gehört habe, nicht auf den Ball gehen wird, und es folglich nicht schicklich, ja nicht möglich ist, daß Sie gehen.“

Nicht schicklich? Nicht möglich? wiederholte Sophie, schon gereizt durch den scharfen Ton, womit die Herzoginn diese Worte gesprochen: Das sehe ich wahrlich nicht ein.

„So will ich Ihrem schwachen Gedächtnisse zu

Hälfe kommen. Vorgestern haben Sie, hier an diesem Orte, dem Herzoge versprochen, ohne ihn nicht zu gehen, und also —“

Sophie war blutroth geworden. Beschämung und Troß kämpften in ihr, der Letzte erhielt die Oberhand. Daß Damville sich gestern zu Hause hielt, weiß ich, erwiderte sie eifrig, heute ist er besser. Von seinem Verbleiben hat er mir nichts geschrieben, und die Königin hat erlaubt, daß ich gehe, folglich gehe ich. Bei diesen Worten wandte sie sich kurz ab, und beschäftigte sich mit ihrem Ballenauge.

Die Herzogin blieb noch einen Augenblick stehen, und sah sie streng und unwillig an. Sophie blickte nicht mehr auf. „Sie sind sehr entschlossen,“ nahm die Herzogin endlich das Wort: — „Thun Sie was Sie wollen — ich wünsche nur, daß Ihr Entschluß Sie nicht nächstens gereue!“ Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, und machte die Thüre ansatz zu.

Das ewige Hofmeistern! murmelte Sophie halblaut. Aber die Hofmeisterin hatte doch einen kleinen Stachel in ihrer Seele zurückgelassen. Sie war nicht mehr so ruhig über ihr Erscheinen auf dem Balle. Wenn Damville wirklich krank wäre? Wenn ihn ihr gebrochenes Versprechen krän-

te? — Aber die Königin schickte ja gleichsam ihre Hofdamen, um den Minister ihrer Gnade zu versichern; und er legte so großen Werth gerade auf ihre Gegenwart, es schien sich so viele Freude davon zu versprechen, sie hatte ihm ihr Wort darauf geben müssen, und so hob ja ein gebrochenes Versprechen das andere auf, da sie beyde nicht zugleich zu erfüllen waren. So sophistisirte sich das Mädchen selbst allerley Gründe vor, warum sie nicht zu Hause bleiben konnte; aber schicken wollte sie noch zu Damville, sich nach seinem Befinden erkundigen und ihm den Fall vortragen. Dann hatte sie aber gewiß ihrer Pflicht ein Genüge geleistet.

Die rege Geschäftigkeit, welche heute ganz Fontainebleau bewegte, machte es Sophien unmöglich, eher als bis spät nach der Tafel einen Bedienten zu finden, der ihren Brief mit jener Anfrage zu Damville tragen konnte. Der Weg war weit, die Zeit zur Toilette für den Ball rückte heran, ihre Gefährtinnen fingen bereits an sich zu putzen. Sie konnte nicht warten, bis Victor's Antwort kam, sie schellte der Jose und begann ihren Anzug. Mit großem Vergnügen, das sich in ihren glänzenden Blicken zeigte, sah sie sich jede

Minute schöner werden, wie der wohlgewählte Puz ihre natürlichen Reize hervorhob. Nein! Es wäre eine Grausamkeit, wenn Damville sie hindern wollte, dieß Vergnügen zu genießen! Was sollte sie dem Minister sagen, dem sie den wahren Grund ihrer Weigerung zu entdecken zu verlegen gewesen war? Und wie würde die saure, strenge Navailles triumphiren! Es war schlechterdings nothwendig, daß sie auf den Ball ging, ihre Ehre war compromittirt, wenn es nicht geschah! —

Nun war sie gepuzt. Sie hatte, wie sie meinte, noch nie so vortheilhaft ausgesehen, und sie wünschte nur, daß ihr Victor sie heute sehen möchte, denn sein Beyfall ging ihr über den aller Andern. Sie hoffte es beynähe. Er war ja gestern nicht eigentlich krank, und heute schon besser gewesen, und hatte es gar nicht nöthig gefunden, sie an ihr Versprechen zu erinnern. O er kam wohl selbst auf den Ball. Er wollte sie überraschen, das war allerliebst!

Es wurde immer später; die Wagen rollten vor, sie sollte gleich einsteigen, und Victor's Antwort auf ihren letzten Zettel war noch nicht da! Endlich kam der Bediente, und brachte ihr Billet uneröffnet zurück. Er war auf dem Hinwege noch verschiedentlich aufgehalten worden, und als er an

des Herrn Capitains Quartier kam, fand er es verschlossen, und trotz alles Pöchens und Klingelns öffnete ihm Niemand. Er schloß also daraus, daß Niemand zu Hause seyn mußte, und kam unverrichteter Dinge wieder.

Also war Damville aus? Nun, so war er ja wieder wohl, und sie hegte beynahs keinen Zweifel mehr, daß er auch auf den Ball kommen würde, stieg mit der Herzoginn und ihren Gefährtinnen in den Wagen, und fuhr frohen Muthes dem Ballsaale zu.

Das Fest selbst, der neuerrichtete Saal, die ausnehmende Pracht, so wie der vortreffliche Geschmack, der sich in der Anordnung, Verzierung und Herbeschaffung alles dessen aussprach, was nur die vermöhtesten Geister eines üppigen Hofes wünschen konnten, übertraf die Erwartung Aller, um wie viel mehr die eines jungen Mädchens, die dergleichen noch nie gesehen hatte, und die sich wie in eine Zauberwelt versetzt fühlte.

Fouquet war der liebenswürdigste und aufmerksamste Herr vom Hause, und seine Freundin, Frau von Bellière, welche er gebethen hatte, ihm in diesem Geschäfte beizustehen, vereinigte ihre Bemü-

hungen so wirksam mit den seinigen, daß jeder der ungemein zahlreichen Gäste sich nicht bloß wohlbewirthet, sondern auch bemerkt und achtungsvoll behandelt fand. Besonders aber fühlte sich Sophie durch den Herrn vom Hause auf eine Art ausgezeichnet, welche so ziemlich mit den Huldigungen übereinstimmte, die er ihr gestern gebracht, und die sehr leicht den Gedanken in ihr und vielleicht in Mehreren erzeugen konnten, als sey eigentlich in Abgang der wahren Königin des Tages sie von dem Festgeber dazu erkoren.

Es konnte nicht fehlen, daß so zarte und doch so in die Augen fallende Auszeichnungen das jugendliche Gemüth halb verlegen, halb schwindlicht machten, und ihr eine Weile selbst über das Mißvergnügen getäuschter Erwartung hinüberhalsen; denn Damville ließ sich noch immer nicht sehen, und es wurde allmählig immer später. Als es Zeit war, sich zum Souper zu begeben, welches in einem zweyten, noch prächtigeren Saale mit ausgesuchter Kunst servirt wurde, und wohin sich die Gesellschaft durch herrlich erleuchtete Gallerien begab, brachte der wechselnde Menschenstrom einen Garde-Officier und Kameraden Damville's in Sophiens Nähe. Der Officier grüßte sie, und sie ergriff hafig die Gelegenheit, sich nach dem Verlobten zu

erkundigen, den sie, trotz alles Schimmers, welcher sie umgab, mit Ängstlichkeit vermischte.

„O der Arme!“ war die Antwort: „Der liegt schon seit diesem Morgen früh, und hustet Blut.“

Sophiens Blut zog sich bey diesen erschrecklichen Worten aus allen ihren erst so belebten Zügen zurück, und schien auf einige Augenblicke in ihrem Herzen stille zu stehen. Als sie wieder eines Wortes mächtig war, sagte sie: Mein Gott! Ich wußte nichts davon. Ich mußte ihn, seinem Billet von heute Morgen nach, für besser halten.

„Er hat Sie vermuthlich nicht erschrecken. Ihnen die Freude am Balle nicht verderben wollen. Er ist sehr übel!“

Ich begreife aber nicht? — Ich habe noch kurz vor dem Balle zu ihm geschickt, er war gar nicht zu Hause. Mein Bedienter konnte meinen Zettel gar nicht abgeben.

„Er war wohl zu Hause und tief im Bette. Aber sein Ciner Bursche war, weil gerade wieder ein heftiger Anfall von Bluthusten gekommen war, zum Doctor gelaufen; der Andere hörte wohl schellen und pochen, aber er hielt seinen halbbohnmäßigen Herrn in den Armen, und konnte nicht öffnen. Das erfuhr ich von dem Bedienten, als ich kurz darnach kam, um nach Damville zu sehen.“

Für Sophien war die Freude am Ball auf die schmerzlichste Weise zerstört, und obwohl sie Fouquets Aufmerksamkeiten während des Soupers mit freundlicher Achtung aufnahm, so zeigte doch die auffallende Veränderung ihrer Stimmung, die sich auch in ihren Mienen kund gab, von einer gewaltamen Erschütterung, die ihr Inneres erfahren haben mußte. Unter dem Vorwand heftiger Kopfschmerzen, den man ihr glaubte, wenn man ihre erloschenen Blicke, ihr trübes Gesicht sah, erhielt sie von der Herzogin von Navailles die Erlaubniß, sogleich nach dem Souper nach Hause fahren zu dürfen. Hier ließ sie ihrer Angst und ihren Thränen um Victor freien Lauf, warf fast zürnend den nun so künftigen Ballstaat von sich, und schärfte die Stacheln des Schmerzes, die ihre Brust durchwühlten, noch mit den Gedanken, wie Victor ihr zürnen, wie er sie für wortbrüchig, für leichtsinnig, vielleicht für noch etwas Schlimmeres halten werde, und wie diese kränkenden Vorstellungen nachtheilig auf seine ohnedieß erschütterte Gesundheit wirken mußten. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, sie zerfloß in Thränen der Reue und besorgtem Liebe, und so endete das Fest, von dem sie sich so viele Freude verheißen hatte, mit Schmerz und bitterm Leid für sie.

Aber nicht allein Sophie, auch noch andere Personen hatten die Genugthuung nicht gefunden, welche sie sich von den Anstrengungen des gestrigen Tages erwartet hatten. Fouquet hatte sich während des Festes heiter und zuversichtlich gezeigt, er hatte, wie schon erwähnt worden, den Wirth auf die anmuthigste Weise gemacht; die Gegenwart des Königs und einiger Prinzen, die Huld, womit sich diese fürstlichen Personen gegen ihn und alle Anwesenden benahmen, schien den meisten Zusehern nichts mehr für den Geber des Festes wünschen zu lassen; dennoch waren seine geheimen Forderungen bey weitem nicht erreicht worden. Der König war nicht lange geblieben, er hatte durch keinen Tanz unmittelbaren Antheil an dem Balle genommen; seine Mutter, der zu Ehren alle diese Anstrengungen gemacht worden waren, war gar nicht erschienen, und der Minister hegte noch stets geheime Zweifel, ob ihre Krankheit nicht bloßer Vorwand, und die ganze Vereitelung seiner Absicht ein Werk der verborgenen Rabalen seiner Feinde gewesen. Madame du Pleffis Bellière war aus reger Sorge für ihren Freund nur zu geneigt, diese trüben Vorstellungen zu hegen, sie glaubte Manches bemerkt zu haben, was dahin deutete, sie hatte ebenfalls ihre Vertrauten, ihre

Zwischenträger, und so konnte die Zufriedenheit, welche während des Balles von der heitern Stirn ihres Freundes gestrahlt hatte, sie nicht ganz beruhigen; denn sie kannte Fouquets Geist, und die Gewalt, welche er über sein Äußeres besaß. Von diesen beyden Hauptpersonen war also keine mit dem Erfolge des Tages zufrieden, und wenn man die Reider, geheimen Feinde, und die Zahl derjenigen berücksichtigt, welche durch den Glanz des gestrigen Festes sich verdunkelt, zurückgesetzt, und daher gekränkt fanden, so wird sich ergeben, was sich beynahе stets bey solchen mit ungeheuerem Aufwand von Geld, Zeit und Mühe veranstalteten Freuden ergibt: es waren nur Wenige zufrieden und kaum Einer dadurch vergnügt geworden.

Der Tag nach dem Balle verging der Marquise de Bellière in rastloser Thätigkeit. Sie hatte Billete zu schreiben und zu beantworten, Besuche zu machen und zu empfangen, sie wußte, daß Fouquet heute ganz seinen Geschäften gehörte, daß sie ihn nicht sehen würde, und sie wollte also die Zeit, wo sie seiner Gegenwart entbehrte, für seinen Vortheil benützen, indem sie sich von allen den Wirkungen und Folgen, welche der gestrige Ball gehabt, in Kenntniß setzte. Was sie erfuhr, war nicht sehr geiznet, sie zu beruhigen;

die Zahl seiner Feinde und Neider hatte sich vermehrt, von Colbert und le Tellier, die ihm offenbar entgegenwirkten, und von denen der Erste ihm seine Stelle, der Zweyte seinen Einfluß auf den König beneidete, war Vieles zu besorgen. Man machte ihm schwere, und — Frau von Bellière wußte das recht wohl — nicht ganz ungegründete Vorwürfe über seine Verwaltung der Finanzen. Man tadelte lauter als je seine grenzenlose Verschwendung, und fand in dem Aufwande des gestrigen Festes die auffallendsten Belege zu diesen Klagen. Man sprach von geheimen Plänen, von staatsgefährlichen Verbindungen, und bedauerte den König, der so jung, und eben an das Ruder des Staates gelangt, in solche Hände gefaßen, und über den wahren Werth seines Ministers so verblendet sey.

Die treue Freundin war durch alle diese Nachrichten sehr beunruhigt, sie vermochte es nicht, die Last ihrer Sorgen allein zu tragen, und schrieb an Fouquet, damit er kommen und hören sollte, was sie ihm zu eröffnen hatte. Er kam erst spät gegen Abend, und seine Miene drückte nichts als Ruhe und Heiterkeit aus. Mit großer Hefigkeit und unverhohlenem Kummer strömte sie nun ihre Sorgen und Klagen vor ihm aus, und sah mit

Erstaunen, wie wenig ihn das Alles erschreckte, wie wohlbekannt er damit schien, und wie wohl-
bereitet, Allem zu begegnen.

Sorgen Sie nicht, meine theure, meine treue
Freundinn! sagte er endlich im Verlaufe seiner
Widerlegung: Sie sollen mich nicht überwinden,
nicht um die Gunst meines Königs bringen. Hier
stehe ich fest. Ich kenne Ludwigs Gemüth genau,
ich weiß, wie darauf zu wirken ist. — Ich kenne
auch die Plane meiner Feinde, und ihre Absichten
liegen wie aufgeschlagene Karten vor mir. Sind
sie thätig? — Gut! ich will ihnen keinen Augen-
blick Ruhe gönnen. Sind sie schlau? — Wohl!
Sie sollen sich von mir überlistet finden, ehe sie's
denken. — Sie sind es bereits, und ahnen es nicht.

„Sie scheinen so zuversichtlich! Ach, daß ich
Ihre Sicherheit theilen könnte! Denken Sie an
Mazarin! Wie fest glaubte er sich in der Gunst
seiner Königin! Dennoch gelang es seinen Fein-
den, sie selbst wider ihren Willen zu seiner Ent-
lassung zu nöthigen; und der allmächtige Günst-
ling mußte sogar auf einige Zeit das Reich meiden.“

Das weiß ich Alles. Mit Mazarin konnten sie
es versuchen. Der Grund, auf dem seine Macht
beruhte, war nicht schwer zu erschüttern, er hieß
— nehmen Sie mir es nicht übel — Frauen-

gunst. Unterbrechen Sie mich nicht! Ich sehe Vorwürfe auf Ihren Lippen schweben, und muß Sie bitten, mich nicht mißzuverstehen. Daß eine Frau treu seyn, und in Stürmen einen festen Sinn bewahren kann, weiß ich, denn ich kenne Sie; aber ich kenne auch Anna von Oesterreich. Sie hat viele große und schätzbare Eigenschaften; Festigkeit aber und rasches Eingreifen ist nicht darunter. Ganz anders war es unter Richelieu's Ministerium.

„Ja, Richelieu's! So was kommt — soll ich sagen zum Glück oder Unglück Frankreichs? — nicht sobald wieder.“

Und warum nicht? Unter Richelieu wurde Mazarin gebildet, unter Mazarin ich. Und so wie oft, fuhr er lächelnd fort, die Enkel den Großältern eher gleichen als ihren Vätern, so nähre ich die Hoffnung, jenem großen Vorbilde ähnlicher zu werden, als ihm mein Vorgänger war. Ludwig der Vierzehnte soll seinen Richelieu haben, und er soll dem ersten weder an Geist, noch an Festigkeit und Klugheit weichen.

„Ach, mein Freund, wenn ich Sie so reden höre, erweitert sich mein gepreßtes Herz, und schöne Hoffnungen ziehen in dasselbe ein. Aber

wenn ich in der Einsamkeit über das Alles nachdenke, wenn ich höre, was die Welt —“

Rümmern Sie sich doch nicht um das, was die Welt sagt! Meine Entwürfe und meine Maßregeln sind nicht von gestern und heute. Seit langem, viele Zeit vor Mazarins Tode, sind sie mit reifer Überlegung berechnet, mit kräftigem Sinne gehandhabt worden. Nichts ist vergessen, nichts dem Zufalle überlassen. Ich kenne jeden Menschen am Hofe und im Parlamente. Ich weiß, wie Jedem beizukommen, wozu Jeder zu gebrauchen ist, und das sicherste aller Mittel, das Geld, liegt in meiner Hand, und wird nicht gespart, wo es nöthig ist.

„Das ist es eben, darüber klagt man Sie am meisten an.“

Ich kenne das. — Es ist die gewöhnliche Klage, der häufigste Tadel der gemeinen Seelen, die sich zu keiner Höhe der Übersicht erheben können, und bey denen das Geld also ewig Zweck, nicht Mittel ist. Ich sehe das anders, aber das können sie nicht fassen. Glauben Sie mir aber, meine theure Freundinn, daß ich das Alles berechnet habe, und daß diese Vorwürfe, so wie der üble Wille, der Neid, die Kräfte meiner Feinde mir wohlbe-

kann, und in dem Überschlage meiner Maßregeln nicht vergessen sind.

„Ich weiß es wohl, Sie denken an Vieles, an Alles, möchte ich beynähe sagen; dennoch kann ich meinem ängstlichen Gefühle nicht gebiethen, das mich Ihr Beginnen als ein gewagtes Spiel fürchten läßt! Sie wandeln auf schwindelnder Höhe, und Ein falscher Tritt kann Ihren unaufhaltbaren Sturz nach sich ziehen.“

Das sehe ich nicht ein. Was thue ich denn so halbsbrechendes?

„Verzeihen Sie der besorgten Freundschaft; aber z. B. warum war es Ihnen nicht genug, jene Kenntniß der verschiedenen Personen bey Hofe und in den Parlamenten, so wie die Verbindungen, in denen sie mit Ihnen stehen, und die Art und Weise, wie Sie sie zu verwenden gedenken, Ihrem Geiste klar vorzuhalten? Warum mußten Sie das zu Papier bringen? Ich weiß, Sie haben es genau aufgesetzt.“

Das war unumgänglich nothwendig. Unmöglich kann ich mir jeden Augenblick alle diese verschiedenen und vielen Personen und Verhältnisse gleich deutlich vorstellen. Nun aber übersehe ich sie Alle auf dem Blatte mit Einem Blick, wie ein Schachbrett mit seinen Figuren. Ich erkenne, wo

jede steht, was ich bisher mit ihr gemacht, was noch ferners daraus zu machen ist. Seyn Sie aber dieser Blätter wegen außer Sorgen. Sie liegen sehr wohl an einem Orte verwahrt, wo man sie nicht sucht.

„Es ist schon Manches entdeckt und verrathen worden, was man wohl verwahrt glaubte.“

Das kann hier der Fall nicht seyn. Auf meinem Schlosse zu St. Wandé — er sprang bey diesen Worten auf, öffnete die einzige Thüre, welche in dieß Kabinett führte, wo er mit Frau von Bellière saß, und blickte umher. Es kann uns doch Niemand behorchen? — fragte er dann.

„Niemand! Herr von Bellière ist verreiset, meine Leute wohnen weit von diesem Zimmer, und ringsum ist keine lebende Seele.“

Also in St. Wandé, in dem chineßischen Kabinett, das Sie kennen, ist eine unbemerkte Tapentheur zu einem Wandschrank, dessen Schlüsselloch ein darüber gehängter Spiegel verdeckt. In diesem Schranke liegt die Schrift, und aus diesem Kabinett führt überdieß ein Ausgang, der nur mir und einem alten Zimmerwärter, einem Erbstück der Familie und ganz verlässlichem Manne, bekannt ist, durch eine in der Mauer angebrachte Treppe in einen unterirdischen Gang —

„Mein Gott! das klingt ja wie ein alter Roman. Und dieser Gang —“

Endet am äußern Barthenthor in der Wohnung meines Justitiärs, der nicht einmahl Etwas von diesem Schlupfwinkel ahnet, zu dem nur ich den Schlüssel habe. Sie sehen also, liebste Freundin, daß ich nicht so unbesonnen und allzu zuversichtlich handle, wie Ihre besorgte Freundschaft fürchtet. In einem äußersten Falle würde ich mich nach St. Mandé begeben, und dort kann ich, wie Sie nun wissen, jeder Gewalt entfliehen.

„Ach, es ist doch schon traurig, wenn man an solche letzte Mittel auch nur denken muß! Man ist gar so aufgebracht gegen Sie. Man macht Ihnen so Vieles zum Vorwurf; z. B. daß Sie das feste Schloß Belleisle gekauft und in wehrhaften Stand gesetzt haben. Man spricht von großen Kriegs- und Mundvorräthen, die dort aufgehäuft liegen.“

Und wenn es so wäre, wer dürfte es mir verdenken? Wie lange her ist es denn, seit der Herzog von Longueville sich in Amiens gegen die Truppen des Königs vertheidigte, und der große Condé aus Paris selbst auf sie feuern ließ? Soll nur mir nicht erlaubt seyn, für möglich anzunehmen, was jene wirklich ausführten? Ein besonnener Mann muß sich auf Alles gefaßt halt. n. Hätte Ma-

jarin dieß bedacht, hätte er sich einen Rückhalt gesichert, so hätte er nicht bedurft der Macht seiner Feinde zu weichen, und aus einem Lande zu fliehen, wo früher Alles vor ihm gezittert hatte. Ihm half die Gunst der Königin damals nicht, und daher muß man zwar Alles thun, um sich dieser zu versichern, aber allein auf sie bauen muß man nicht.

„Gehört es wohl auch zu dieser Sicherstellung, daß Sie der Kleinen Maineville so ganz entschieden den Hof machen?“ fragte die Marquise auf einmal abspringend und mit etwas spöttischem Tone.

Allerdings, meine Gnädige! und ich erstaune, daß Sie das nicht längst so angesehen haben, und mich noch fragen können.

„Das unbedeutende Geschöpf, ohne Verbindung, ohne Vermögen?“

Aber der Liebling Anna's von Oesterreich, deren Gunst zu erhalten und mich in ihr zu besessigen, ich auf jede Art bedacht seyn muß.

„Zu was soll es aber führen? die Kleine ist Braut.“

Dieß Band löset vielleicht der Tod eher als man denkt — und trauen Sie mir, fuhr er lächelnd fort, nicht so viel zu, allenfalls einen

schwindfächtigen Liebhaber bey seinem Mädchen aus dem Sattel zu heben?

Die Marquise starrte ihn an. „Wie? Es wäre Ihr Ernst?“ fragte sie gereizt; „Sie könnten einer thörichten Leidenschaft —“

Sie werden doch nicht glauben, daß ich in das Kind verliebt bin? versetzte er lachend.

„Das Kind ist so kindisch nicht mehr, und hübsch dazu, und die Männer sind alle erbärmlich schwach.“

Wirklich! Nun, und was würden Sie sagen, fuhr er lauernd fort, wenn ich Ihnen vertraute, daß es allerdings möglich wäre —

„Da haben wir's!“ rief die Marquise entrüstet, die sich durch den Gedanken an eine zweyte Heirath ihres Freundes unangenehm verletzt fühlte: „Er ist verliebt, bethört, und er wird einen tollen Streich machen!

Nicht doch, meine Freundin! versetzte der Minister: Sie zürnen mir, Sie mißverstehen mich, und das thut mir leid. Er ergriff ihre Hand bey diesen Worten, zog sie, ihres Widerstrebens ungeachtet, an die Lippen, und drückte einen recht langen, innigen Kuß darauf. Ach! ich hatte gehofft, fuhr er mit einem Seufzer fort, besser von Ihnen gekannt zu seyn, von Ihnen, vor der meine



Seele seit Jahren kein Geheimniß mehr hat. Er blickte sie zärtlich an; sie wendete ihr Auge auf ihn, sie fing an zu lächeln, der Wispmuth schwand aus ihren Zügen — endlich drückte sie seine Hand, die noch die ihrige hielt, und er fuhr fort: Es kann Verhältnisse und Lagen geben, wo der vernünftige Mann auch das Opfer seiner häuslichen Ruhe und Freyheit nicht achten, und irgend einen Schritt thun, aus höhern Rücksichten irgend einem weiblichen Wesen das Recht ertheilen muß, seinen Namen zu tragen, und in einer anständigen Ehe mit ihm zu leben. Daß das Herz, daß nicht einmahl der Geschmack bey einer solchen Verbindung zu Rathe gezogen wird, begreift sich leicht. Alles, was man dann berücksichtigen kann, ist der Anstand; das heißt: gegen die Familie, gegen das sittliche Betragen der also Gewählten muß die Welt keinen Vorwurf erheben dürfen —

„Und das, glauben Sie, wäre jetzt Ihr Fall mit Fräulein Maineville — oder wollen wenigstens, daß ich es glaube?“ fiel ihm die Marquise mit ironischem Lächeln ins Wort.

Können, oder wollen Sie mir nicht glauben — versetzte er achselzuckend und sehr ernst — so muß ich es ertragen, von meiner treuesten und theuersten Freundin verkannt zu werden, und ich werde

diesen Kummer zu manchem andern legen, den mir mein Geschick schon zumaß. Aber ich kann weder meine Überzeugung noch meine Handlungsweise ändern. Je mehr Bänder ich zwischen der Königin Mutter, welche einen unbeschränkten Einfluß auf ihren Sohn übt, und mir anknüpfen kann, um zu bewirken, daß sie mich als einen der Ihrigen betrachte, daß sie an meinem Wohl und Weh ernstlichen Antheil nehme, je fester steht mein Ansehen. Ist es nun ein Schritt zu diesem Ziele, wenn ich der kleinen Maineville meine Hand und meinen Rahmen anbiethen lasse, wenn ich vielleicht die Königin selbst zu meiner Freywerberinn machen, und sie mit zarten Interessen in die Sache verflechten kann — je nu! so werde dieser Schritt gethan! Mein Herz wird keine Veränderung davon empfinden, und stets werden die Empfindungen, die es jetzt erfüllen, die Richtschnur seines Lebens bleiben.

Die Marquise antwortete nicht. Sie war gereizt, verletzt, und was auch Fouquet sagen mochte, um ihren Verstand zu überzeugen, ihrem Herzen widerte jeder Gedanke an diese Heirath. Noch öfters ward dieser Gegenstand unter ihnen besprochen. Die Marquise gab endlich nach, nicht weil sie einstimmt oder durch seine Gründe überzeugt

war, sondern weil sie sich längst gewöhnt hatte, ihre Wünsche ohne Klage dem Freunde und seinen Plänen zum Opfer zu bringen.

Es gehörte wohl zum Theile in diese Pläne, zum Theil war es aber, mehr als der Minister seiner Freundin zugab, mehr vielleicht, als er es sich selbst eingestand, auch Sache des eigenen Gefühls und Geschmacks, daß er sich immer stiller um Sophiens Gunst bewarb, die in ihrer beunruhigten Stimmung nicht viel auf ihn achtete. Nicht allein die Krankheit ihres Verlobten, die schon an und für sich geeignet war, die lebhaftesten Besorgnisse einzuslößen, auch das Betragen desselben gegen sie seit jenem unseligen Balltage, den sie in ihrem Herzen jezt so oft verwünschte, als sie ihn früher herbeysesetzt hatte, erfüllte sie mit Kummer und Angst. Seit jenem Billet am Morgen des Festes, welches ziemlich beruhigend und recht zärtlich lautete, hatte sie kein Zeichen der Liebe, ja nicht einmal einen Gruß von dem Verlobten, oder eine Antwort auf mehrere Briefe erhalten, die sie ihm geschrieben. Sie wußte, daß er noch immer gefährlich krank war, daß sein Vater eilends nach Fontainebleau gekommen sey, um

nach seinem Sohne zu sehen und für ihn zu sorgen. Das Alles aber mußte sie, die erklärte Braut, nur durch den Mund der Domestiken oder des Arztes erfahren, den sie in ihrer Angst zu sich hatte bitten lassen, und der ihr meldete, daß der alte Herzog entschlossen sey, sobald sein Sohn, der sich bereits auf dem Wege der Besserung befinde, die Reise werde vertragen können, mit ihm auf seine Besitzungen an der Loire zu gehn.

Victor war also besser. — Eine Centnerlast fiel dadurch von ihrem Herzen. Aber er zürnte ihr, das war jetzt sicher; und auch der Vater, welcher bereits mehr als zwey Tage an demselben Ort mit der Braut seines Sohnes lebte, schien ihr Daseyn nicht zu ahnen.

Das war zu viel. So harte und unverföhnliche Strafe hatte ihr Betragen nicht verdient. Es waren unselige Mißverständnisse und ein fatales Zusammentreffen von noch unseligern Umständen gewesen, was sie bestimmt hatte, ihrem gegebenen Wort nicht untreu zu werden (das würde sie nie gethan haben) aber es für aufgehoben anzusehen, da sie alle Ursache hatte zu glauben, Victor sey wohl, und würde gewiß auf dem Ball erscheinen. So stand ihre Sache gegen ihn, und wenn auch der Schein wider sie war, so mußte der Geliebte,

der sie von Kindheit an kannte, vor dem ihr ganzes Herz stets offen gestanden hatte, sie nicht nach diesem Schein beurtheilen, er mußte ihr wenigstens Zeit und Gelegenheit geben, um sich zu rechtfertigen. Das konnte sie fordern, und es erbitterte sie immer mehr, da die Nachrichten von seinem Befinden täglich beruhigender lauteten, und gar kein Zeichen seiner Liebe, seiner Versöhnung, ja nicht einmal eines des Unwillens oder des Vorwurfs erschien, das ihr doch gezeigt hätte, er denke ihrer noch, und das sie gern ergriffen haben würde, um sich vollständig und leicht vor ihm zu rechtfertigen. Es war zu viel, und das Unrecht, welches ihr geschah, unerhört.

Oben in diesen Tagen ihrer heftigsten Aufregung wurde sie zu einer ungewöhnlichen Stunde zu ihrer Gebietherin gerufen. Der Minister hatte es seinen Absichten gemäß gefunden, die Angelegenheit seines Herzens in den unterwürfigsten Ausdrücken und mit allen Zeichen der vertrauensvollsten Ergebenheit in die Hände seiner erhabenen Gönnerin zu legen. Diese hatte wohl schon seit einiger Zeit den Vorzug bemerkt, den der Mann, auf den so viele Augen mit Achtung und Neid

blickten, dem ihr Sohn in den wichtigsten Geschäften vertraute, und dem sie selbst sehr wohlwollte, ihrem jugendlichen Liebling bewies. Es schmeichelte ihr, und nur der Gedanke an die frühere Verbindung mit Damville stand hier ihren geheimen Wünschen im Wege. Da aber der letzte Krankheitsanfall des Herzogs diese Verbindung durch einen baldigen Tod zu lösen drohte, glaubte die Königin in der Bewerbung Fouquets um Sophien einen Fingerzeig der Vorsehung zu erkennen, die in dem Augenblicke, wo jenes theure Band zerrissen werden sollte, ihrem Liebling einen so vollgültigen Ersatz durch die Hand eines der vorzüglichsten Männer in Frankreich bot. In diesem Sinne nahm sie die Eröffnung des Ministers äußerst gnädig auf, versprach ihm, mit ihrem Hoffräulein zu reden, und seines Vortheils aufs beste in Acht zu nehmen.

Dies war denn die Ursache, warum Sophie jetzt zur Königin gerufen wurde, die damit anfang, sich um Damville's Gesundheit zu erkundigen, und sie auf die Wahrscheinlichkeit zu bereiten, daß dem Herzog kein langes Lebensziel gesteckt seyn werde, worauf sie ihr zuletzt in den Gesinnungen des Ministers für sie Trost und Ersatz für ihren Verlust sehen lassen wollte. Das war der Gang

des Gesprächs, wie ihn die Königin entworfen hatte, aber sie kam nicht dahin, ihn auszuführen. Sophien war zwar in der ersten Zeit nach jenem Sturz aus dem Wagen der Gedanke nicht fremd gewesen, ihren Freund durch den Tod zu verlieren, und er hatte sie tief gebeugt. Als aber später Damville's Jugendkraft das Übel überwunden zu haben schien, und sogar die frohe Aussicht auf ihre Vereinigung sich vor ihnen öffnete, da vergaßen die jungen Seelen bald der möglichen Gefahren, und überließen sich ohne Rückhalt ihren Hoffnungen.

Der letzte Zufall hatte zwar die früheren Besorgnisse zum Theil erweckt, aber die Umstände, welche diese Krankheit begleiteten, Damville's ungerechte Härte hatte sie so schmerzlich ergriffen, daß sie jene Besorgnisse gleichsam in Schatten gestellt hatte. Die Worte der Königin, der feyerliche Ernst, womit sie ihre Einleitung begann, weckten auf einmahl jene schreckliche Vorstellung mit aller Lebhaftigkeit in Sophiens Seele. Ihre Thränen drangen, ihres Widerstrebens ungeachtet, heftig hervor, sie brach in laute Klagen aus, und war nicht im Stande, sich zu fassen, noch die Ermahnungen ihrer Schietherinn anzuhören. Die Königin sah ein, daß hier vor der Hand nichts

zu thun sey, sie suchte das trostlose Mädchen einigermaßen zu beruhigen und entließ sie dann, um ihrem Schmerz nicht länger Gewalt anzuthun.

Es brauchte lange, bis ihr aufgeregtes Gemüth sich wieder fassen konnte. — Die Hoffnung, die uns nie ganz verläßt, und in ihrer Farbe des Frühlings dem Frühling des Lebens am nächsten steht, kam der Trostlosen zu Hülfe. Damville war ja kräftig, seine unverdorbene Natur hatte schon einmahl dem Übel widerstanden, und er war auch jetzt wieder auf dem Wege der Besserung. — O sie durfte hoffen, daß er erhalten werden würde; aber würde er es auch für sie seyn? Diese Frage, die sich ihr seit den letzten Tagen so oft und so schmerzlich aufgedrungen hatte, trat nun wieder hell hervor, und sie fühlte mit verdoppeltem Weh das Mißliche ihrer Lage und die Härte in Damville's Betragen gegen sie.

Am andern Tage, genau um dieselbe Zeit, wurde sie abermahls zur Königin beschieden. Anna von Oesterreich erkundigte sich liebevoll um Sophiens und ihres Verlobten Befinden. Ein schmerzlicher Stachel fuhr durch des Mädchens Seele. Was konnte sie ihrer Gebietherinn über diesen Punct, so nahe er sie anging, antworten? Was wußte sie denn von Damville? Und wie beschämend war es ihr,

zu gestehen, daß sie nichts wisse! Sie erröthete vor Verlegenheit und stammelte etwas, das im Allgemeinen eine Antwort seyn sollte; die Königin sah sie mit ernstem aber mildem Blicke an, und sagte: Du weißt nicht, wie es Damville geht. — Ich errathe es aus der Art, wie du meine Frage beantwortest und ich durchschaue nun deutlich Alles, was bisher vorgegangen ist, und was wahrscheinlich noch geschehen kann. Aber es wird nur auf dich ankommen, mein Kind, aus einer Stellung, welche für dich eben so kränkend als beschämend ist, auf eine Art herauszutreten, die deine Ehre und deinen gerechten Stolz vor den Augen der ganzen Welt aufs glänzendste herstellen wird.

Sophie sah ihre Gebietherinn mit stummen Erstaunen an, und die Königin fuhr nun fort, indem sie sich sehr wohl von Allem, was vorgefallen war, unterrichtet zeigte. Zuerst tadelte sie wohl Sophiens Übereilung, trotz ihres gegebenen Versprechens, auf den Ball zu gehen, und ihre gar zu große Freude an weltlicher Lust; aber sie mißbilligte viel strenger des Herzogs zu weit getriebene Eifersucht, und bedauerte Sophien wegen der unbilligen Härte, mit der man gegen sie verfuhr. Sie ließ ihr das Leben an der Seite eines kränkenden, unbilligen und eifersüchtigen Gemahls,

in einer stolzen Familie, in welche man sie ungern aufgenommen hatte, in abschreckendem Lichte sehn. Sie gab ihr zu verstehen, daß das Benehmen des Herzogs und seines Vaters, bey der Öffentlichkeit ihres Verhältnisses zu dem Sohne, ihrer Ehre zu nahe trete, und daß sie gleichsam verpflichtet sey, hier einen entscheidenden Schritt zu thun.

Sophiens Herz war zum Zerspringen voll. Was die Königin offen aussprach, war das, was sie geheim sehr oft gedacht, gefürchtet, empfunden hatte, und es war ihr unaussprechlich schmerzhaft. Beleidigte Ehre, gekränkte Eitelkeit, mißhandelte Liebe erhoben sich ungestüm in ihrer Brust, und der Sturm, den sie in der Einsamkeit so manchemahl durch die Erinnerung an Damville's Vorzüge und durch die Hoffnung, diese Mißverhältnisse bald gelöst zu sehen, beschwichtigt hatte, erhob sich nun durch die Rede der Königin und ihre Mitwissenschaft in seiner ganzen Gewalt, und betäubte jede Stimme der Geduld, der Nachsicht und der Liebe. Ja! rief sie heftig aus: Ja! es ist wahr! Man hat ein unwürdiges Spiel mit mir getrieben, man hat mich vor dem ganzen Hofe preis gegeben. Ich habe es längst gefühlt, und bitter, aber im Stillen, beweint, weil ich hoffte, daß meine Schmach nur mir bekannt wäre. Eurer Ma-

festät Worte haben den Schleier von meinen Augen genommen. Jetzt sehe ich Alles klar. Ich finde mich unverzeihlicher Weise aufgeopfert, und ich sehe keine Hülfe, keine Rettung aus dieser erniedrigenden Lage. Sie brach in Thränen aus, aber es waren nicht, wie gestern, Thränen der beängstigten Liebe; der Zorn, die Angst machten sie fließen. Die Königin ließ sie eine Weile gewähren, gab ihr Recht in Rücksicht der beschämenden Stellung, in welcher sie sich gegen den Herzog befand, und deutete dann auf eine Möglichkeit hin, die, wie sie sagte, in Sophiens eigener Hand läge, um allen diesen fränkenden Mißverhältnissen durch einen einzigen entschlossnen Schritt zu entgehn.

Zum zweytenmahl blickte Sophie bey diesen Worten die Königin erstaunt an, und diese kam nun, mit den gehörigen Vorbereitungen, auf den eigentlichen Zweck dieser Unterredung, des Ministers deutlich ausgesprochene Neigung für sie, seine Wünsche, seine Anerbietungen, und die glänzenden Folgen, welche die Bekanntmachung derselben, gerade in diesem Augenblicke, wo Sophiens Stellung so mißlich war, für sie jetzt und in der Zukunft haben würde.

Diese war nicht im Stande, die Rede der Königin auch nur mit einem Worte zu unterbrechen.

Zu viele, zu entgegengesetzte und zu schmerzliche Vorstellungen bestürmten sie. Je länger ihre erhabene Gönnerinn sprach, je glänzender sie das Glück eines armen Mädchens schilderte, die Augen eines solchen Mannes auf sich gezogen zu haben, je beneidenswerther sie ihr ihr künftiges Loos an seiner Seite, und die vollständige Genugthuung schilderte, welche die Bekanntmachung dieser Bewerbung Sophien in den Augen der Welt geben würde — je mehr verlor das ganze Project an seinem Werth für sie. Damville und Fouquet! Der jugendliche, inniggeliebte, unglückliche Gespieler ihrer Kindheit; und der alternde, ihrem Herzen völlig fremde Minister! Dieses Herz zog sich immer mehr in sich selbst zusammen. Victors Bild trat immer deutlicher in ihrer Seele hervor, sie sah ihn seine rührenden Blicke mit zärtlichem Vorwurf auf sie richten; sie hörte den Ton seiner Stimme, mit dem er ihr sagte: Und könntest du mich denn verlassen? — Nein! Nein! hallte es in ihrer Seele wieder. Sie empfand, daß, sich von Damville loszureißen, eben so viel sagen wolle, als sich von dem Leben loszureißen. Ihre Thränen strömten, aber sie erkannte doch mitten in dieser Überwallung, daß hier weder der Ort noch die Gelegenheit sey, um diese Gefühle zu äußern, und daß sie der erhab-

nen Frau, welche sich um ihr Geschick bemühen wollte, keinen so offenen Widerspruch entgegensetzen dürfe. Sie suchte sich zu sammeln, während die Königin noch sprach und sich bemühte, die vielen Vorzüge des Ministers und Sophiens Glück zu schildern. Dann dankte sie in Ausdrücken unterwürfiger Erkenntlichkeit ihrer Herrinn für die Sorgfalt, die sie ihr angedeihen lassen wollte, bath aber in diesem Augenblick um die Vergünstigung, sich zurückzuziehen, und in der Einsamkeit die Fülle von Empfindungen und Vorstellungen, die sich ihr durch dieß Gespräch aufgedrungen, ordnen und beherrschen zu können, um dann nächstens mit Überlegung und Folgsamkeit sich dem gnädigen Willen ihrer Monarchinn zu fügen.

Anna von Oesterreich war zufrieden mit dem Erfolge ihrer Unterhandlung; sie entließ Sophien freundlich, und diese eilte in ihr Zimmer. Hier riß sie Victors Bild, das sie als seine Braut bereits öffentlich getragen hatte, aus dem Schmuckkästchen, drückte es an ihre Lippen, überströmte es mit heißen Thränen, warf sich dann mit demselben vor dem Crucifixe ihres Bethschmels nieder, und schwur mit lauter Stimme, daß sie Damville, so lange er sie nicht selbst vertrieße, gewiß und unverbrüchlich treu bleiben werde.

Dieses Gelübde gab ihrem aufgeregten Gemüthe zuerst wieder einige Ruhe. Sie fing an, ihre wirren Gedanken zu ordnen. Den Minister heirathen zu sollen, schien ihr Thorheit, Raserey, Unmöglichkeit. Er konnte ja bequem ihr Vater seyn, sie hatte nie daran gedacht, daß man ihn lieben könnte, sie begriff es auch jetzt nicht. Sie war fest entschlossen, den Antrag auszuschiagen, und die einzige Schwierigkeit, welche ihr noch erschien, war die, wie sie es anfangen solle, dieß der Königin zu gestehen. In dem Augenblicke trat ein Hofbedienter ein, und meldete ihr den alten Herzog von Damville, welcher sich eine Unterredung von dem Fräulein von Maineville erbitten ließ, indem er ihr etwas Wichtiges zu eröffnen habe.

Ihr erstes Gefühl, als man ihr diesen Namen nannte, war ein freudiges Erschrecken. Victor's Vater kam — er kam von ihm, er brachte ihr Nachricht von seiner völligen Herstellung, Versöhnung, Anerkennung ihrer Unschuld — o es konnte, es mußte noch Alles gut werden! Sie fertigte den Bedienten rasch mit einem: herzlich Willkommen! ab, und harrete nun, unter lauten Herzensschlägen, dem Eintritte des Mannes entgegen, der ihr zwar in früherer Zeit nicht wohl gewollt, der aber dann doch den Wünschen seines Sohnes nachgegeben hat-

te, und auch jetzt gewiß kam, um so manchen schmerzlichen Irrungen ein fröhliches Ende zu machen.

In dieser hoffnungsreichen Stimmung fühlte sie sich durch den ersten Blick auf das ernste und trübe Gesicht des alten Herrn, der jetzt mit einer feyerlich tiefen Verbengung ins Zimmer trat, schon unangenehm betroffen. Mein Gott! Victor ist älter, und der Vater kommt, mir's anzukündigen. Dieser Gedanke machte Sophiens Blut erstarren und hemmte ihre Sprache. Auch der Herzog schien verlegen um Worte. Stumm begrüßten sich Beide, stumm nahm der Herzog, auf Sophiens höfliche aber wortlose Andeutung, ihr gegenüber Platz. Endlich, nachdem er sich sichtlich zusammengenommen hatte, begann er damit, daß eine höchst wichtige Angelegenheit, nämlich die einzige ihm von den Ärzten eröffnete Möglichkeit, das Leben seines Sohnes zu retten, ihn hierhergeführt habe.

Sophiens Herz zitterte, sie erblaßte, und richtete einen ängstlichen Blick auf den Herzog.

Dieser hatte vielleicht erwartet, daß sie etwas sagen würde. Daß sie es nicht that, vermehrte seine Verlegenheit. Er räusperte sich, nahm Tabak — endlich hatte er den Eingang zu seiner Eröffnung gefunden, und in einer sehr wohlgefügten Rede theil-

te er ihr nun mit, daß die Ärzte einstimmig erklärt hätten, sein Sohn dürfe, wenn er das Leben zu erhalten oder mindestens noch einige Jahre zu genießen wünsche, nicht daran denken, sich zu vermählen; daß man nicht zweifle, das Fräulein von Matreville werde die Billigkeit und Unwiderruflichkeit dieser Maßregel erkennen, und nicht anstehn, ihre Ansprüche auf die Hand und den Besitz eines Mannes aufzugeben, welche sie nur auf Kosten seines längern Lebens geltend machen, und einen unglücklichen Vater dadurch seines einzigen Kindes berauben würde.

Sophie hatte den alten Herrn vollenden lassen. Schmerz, Erbitterung, beleidigter Stolz schlossen ihr den Mund. Nur selten hatte ein einzelner Laut des Erstaunens oder Unwillens den Redner unterbrochen, ohne ihn zu hemmen. Als der Herzog geendet hatte, erhob er sich, um fortzugehen. Sein mühsames Geschäft war verrichtet — was es für eine Wirkung auf Sophien haben werde, kümmerte ihn wenig. An ihrer Einwilligung hegte er keinen Zweifel, das zeigte sein ganzes Benehmen.

Er sollte sich auch nicht geirrt haben! Konnte Vectors Vater sie so kalt, so hart behandeln, konnte Victor selbst jede Rücksicht auf ihr Gefühl so ganz

vergeffen — wohl! Auch sie konnte Kalt und hart seyn, oder wenigstens scheinen. Sie stand ebenfalls auf, faßte ihr Herz gewaltsam, geboth dem Beben ihrer Lippen, der Erschütterung, die sie durchzitterte, und sagte: Ich sehe sehr deutlich die Gründe, welche Sie handeln machen, Herr Herzog, deutlicher vielleicht, als Sie glauben; und ich bin weit entfernt, mich ihnen widersetzen zu wollen. Ich gebe somit Ihrem Herrn Sohne seine Freiheit völlig zurück, und das Recht, mit seiner Hand nach seinem Belieben zu schalten. Jetzt aber, setzte sie mit fast versagender Stimme hinzu — denn sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe — jetzt muß ich Sie bitten, mich zu verlassen.

Damville sah sie wundernd, zweifelhaft an. Ihre heftige Bewegung, die zunehmende Blässe ihres Gesichts, war ihm nicht entgangen. Aber er konnte oder mochte keine Rücksicht darauf nehmen. Darum empfahl er sich ohne weitere Gegenrede, und hatte kaum die Thüre hinter sich zugezogen, als Sophie mit ihrer letzten Kraft an der Klingelschnur riß, und zugleich halb bewußtlos aufs Sopha zurückfiel.

Die Kammerfrau stürzte herein. Sie fand ihre Gebietherinn todtenbleich, heftig zitternd, und un-

fähig, anders als durch Zeichen die Hülfe zu begehren, deren sie dringend bedurfte. Man Kleidete sie schnell aus, brachte sie zu Bette, und gab ihr einige Mittel. Der Arzt wurde gerufen, die Kranke war nicht im Stande, sich über die Ursache, welche sie in diesen Zustand versetzt hatte, zu erklären. Als ihr endlich eine Ader geschlagen worden war, stürzte ein Thränenstrom aus ihren Augen, und mit diesem lösete sich die ängstliche Spannung, welche ihr ganzes Wesen gefangen gehalten hatte.

Sie erhobte sich indessen körperlich bald und ganz; aber der Eindruck, den jene Scene auf ihr Gemüth gemacht, hatte eine vollkommene Umwandlung in demselben hervorgebracht. Der Schmerz verrathener Treue, gekränkter Liebe schien niedergelämpft, Kälte und Stolz an seine Stelle getreten zu seyn. So ersahen sie nach einigen Tagen vor der Königin, die sie mit sichtlicher Liebe und Freude bewillkomnte, und so empfing sie den Besuch des Ministers, der während ihres Unwohlseyns täglich ein- bis zweymahl selbst in ihrem Vorzimmer gewesen war, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und der nun, sobald er durfte, zu ihr eilte, um ihr seine Freude an ihrer Herstellung, seine Angst um ihr Wohl zu betheuern.

Touquet war ein Mann von gesehten Jahren,
Kleine Erzähl. XIV. Th.

er war Großvater, er war Weltmann, Minister, Günstling des Königs; dennoch hatte er ein Herz bewahrt, das für Schönheit und Liebreiz nur zu empfindlich war, und trotz aller Versicherungen, welche er seiner Freundin la Bellière gegeben, und die er sich vielleicht selbst vorsagte, war sein Plan auf Sophiens Hand durchaus nicht das Werk bloßer Überlegung, und das, was er für sie empfand, während er für sie fürchten zu müssen glaubte, hatte ihm erst gezeigt, wie theuer sie ihm war.

Sein Betragen bey ihrem ersten Wiedersehen trug deutlich das Gepräge dieser Gesinnung. Sophie konnte es nicht verkennen. Hier war mehr als Rücksicht oder Galanterie, es war wahre Zuneigung und inniger Antheil. Und von wem? und in welchem Augenblick? Der Mann, auf welchen die Blicke des ganzen Hofes, des ganzen Landes mit Hoffnung oder Furcht gerichtet waren, um dessen Gunst Alles buhlte, durch dessen Wohlwollen sich Jeder beglückt fühlte, dessen Wink Millionen Hände in Bewegung zu setzen im Stande war, dieser Mann bewies ihr unverstellte Achtung, Theilnahme, vielleicht noch ein süßeres Gefühl, ihr — die ein treulofer Verlobter eben jetzt ohne Schonung preisgegeben, und ein selbstsüchtiger Schwiegervater mit der empörendsten Härte behandelt hatte!

Es konnte nicht fehlen, daß solche Betrachtungen dem Minister in Sophiens Herzen mächtig das Wort reden mußten. Nicht bloß ihr Ehrgefühl war befriedigt, und ihr Stolz geschmeichelt, auch ihre bessern Empfindungen waren wohlthätig angesprochen. Wie ein Schutzgott erschien ihr, der Verlassenen an diesem Hofe, wo nun Niemand mehr Freundschaft und Anhänglichkeit für sie fühlte, dieser mächtige und von Allen verehrte Mann. Eine Art kindlichen Zutrauens beschlich ihr schmerzhaft zusammengezogenes Herz, und öffnete es milderen Empfindungen. Fouquet bemerkte bald mit Vergnügen das Aufmunternde in dem Betragen des lieblichen Mädchens, und wußte bey seinen immer fleißigern Besuchen so viel herzlichen Antheil, so viel schöne Wärme in sein Benehmen gegen sie zu legen, daß Sophie durch kein zu rasches Vordringen verschüchtert, wohl aber durch sanfte Freundschaft und Zutrauen sich mehr und mehr angezogen fühlte.

Theils Klatschereien, die nirgends, am wenigsten an Höfen fehlen, theils Fouquets Berichte, dem sein Einfluß überall thätige Hülfsleistungen sicherte, und der längst Alles erfahren hatte, was er von Sophiens Verhältniß zu Damville zu wissen gewünscht hatte, hatten auch die Königin ge-

nan von dem Stande der Dinge unterrichtet. Ihre Liebe zu Sophien machte sie die Kränkung, die man ihr angethan, mit Erbitterung fühlen. Sie zürnte den Damville's, deren Beyder Betragen ihr höchst tadelnswürdig vorkam, sie bemitleidete herzlich das arme Mädchen, aber sie baute desto festere Hoffnungen für das Gelingen ihres Planes darauf, und fügte sich gern in des verliebten aber klugen Freyers Ansicht, daß man nichts übereilen, Sophien durch kein Zudringen verschüchtern, und warten solle, bis ihr Herz selbst den Weg finde, um die Schmach des beleidigten Stolzes und den Schmerz verrathener Liebe in einer ehrenvollen Verbindung, welche sie vor den Augen aller Welt rechtfertigte, untergehen zu lassen. Dieser Ansicht gemäß suchte Fouquet vor allem als treuer theilnehmender Freund vor ihr zu erscheinen; die Königin ließ sie, ohne der ärgerlichen Geschichte zu erwähnen, errathen, daß sie nichts desto weniger wohl darum wisse, und zu gleicher Zeit wurde nicht versäumt, das Mädchen hier und dort mit spöttischen und nachtheiligen Bemerkungen bekannt zu machen, welche die Welt sich über sie erlaubt haben, und die dazu dienen sollten, sie geschwinder zu einem Entschluß zu treiben, der sie plötzlich

weit über alle diese Spötter und Feinde erheben konnte.

Sophiens Herz war zerrissen, ihr Geist umnachtet, der künstliche Plan, mit dem man sie umspinnen, fand keinen Widerstand. Sie sah sich als die Zielscheibe des allgemeinen Gespöttes an, sie hielt sich für verachtet, verloren in den Augen der Welt. Ihr Verstand und ihr Stolz drängten sie, des Ministers achtungsvolle und zarte Bewerbungen zu erhören, und jenem Ungerechten so wie der Welt zu zeigen, welchen Freyer sie noch im Stande war zu erobern. Ihr Gefühl aber widersprach aus allen seinen Tiefen; sie liebte den alternden Mann nicht, sie konnte ihn nicht lieben, ihr Herz bewahrte zu treu das Bild des Falschen, der sie so grenzenlos unglücklich gemacht hatte, und nun, ohne ihr ein Lebenszeichen zu geben, als wäre keine Person mehr auf der Welt, die heilige Ansprüche an seine Treue hätte, mit seinem Vater Fontainebleau verließ.

Ohne es sich selbst zu gestehen, hatte die Arme bis auf diesen Zeitpunkt noch immer eine geheime Hoffnung genährt, und so lange ihr Victor sich mit ihr an demselben Orte befand, an eine mögliche Wendung der Dinge geglaubt. Seine Abreise zeigte ihr ihre gänzliche Verlassenheit, alle

Wunden ihres Herzens brachen wieder auf, und in dieser an Verzweiflung grenzenden Stimmung gelang es dem freundlichen Zureden der Königin, und der liebevollen Theilnahme, welche Fouquet ihrem Schmerze bewies, ohne je die bittere Ursache desselben zu berühren, ihr eine halbe Einwilligung in seine Bitten abzuschmeicheln.

Nun sah sich der Minister auf dem Gipfel seiner Wünsche. Seine Bestrebungen in seinen politischen Verhältnissen hatten ihn bereits so weit geführt, daß er hoffen durfte, des Königs Vertrauen unbedingt zu besitzen; sein Einfluß erstreckte sich nicht auf den Hof allein, sondern auf das ganze Reich. Überall hatte er Flug und geheim Fäden angeknüpft, die in seiner Hand zusammenliefen, und womit er das Ganze sicher leiten konnte. Überall standen ihm die Dienste und Kräfte von Creaturen zu Gebote, die durch starke Bande oder Geldverpflichtungen an ihn und sein Wohl gebunden waren. Selbst der mögliche Fall eines Sturzes und eines offenen Widerstandes war, wie wir wissen, mit in die Berechnung gezogen worden, und Velleisle both seinem Besitzer einen festen Zufluchtsort, und Verbindungen zur See mit England an. Nun blühte ihm noch ein schönes Glück in seinen häuslichen Verhältnissen. Ein hol-

des, liebenswürdigen Kind sollte seine Lebensgefährtin werden, und die Mutter seines Monarchen selbst war seine Freywerberin, die Beschützerin dieses Bündnisses gewesen!

Vergebens bereute Sophie, gleich nachdem sie sich jenes Ja hatte entreißen lassen, ihre Übereilung. Die Königin hielt sie fest beym Worte, und Fouquet war bestürzt, seinen Triumph der Welt zu verkünden, indem er mit außerordentlichem Prunk Anstalten traf, sein Hotel sowohl in Fontainebleau als in Paris neu und aufs prächtigste zum Empfang einer Frau einzurichten, welche bestimmt war, nach den Prinzessinnen des königlichen Hauses, den ersten Rang am Hof und im Land einzunehmen. Ganz Paris sprach nur von der nahen Heirath des allmächtigen Ministers, von den Beweggründen seiner Wahl, von den Summen, die er verschwendete. Das arme Fräulein von Maineville, das nach der Meinung der Welt, und besonders der Damen, gar kein Verdienst besaß, das ihr dieses ungeheure Glück hätte erwerben können, kam nicht zum Besten bey diesen Gesprächen weg, und man begriff durchaus den schlechten Geschmach des Ministers nicht, der noch dazu die Unzartheit beging, eine Verlassene, von ihrem frühern Geliebten Mißhandelte, zu einem Plaze zu

erheben, den so viele Andere mit weit mehr Recht und Fug hätten behaupten können.

Indeß wurden die Anstalten zur Vermählung mit Eifer und großem Aufwand betrieben. Der König nahm, von seiner Mutter dazu angeregt, lebhaften Antheil daran, er überschüttete den Günstling mit immer neuen Beweisen seiner Guld. Der Hof durfte hinter diesem Beispiele nicht zurückbleiben; Alles beeiferte sich, dem Freudenberauschten seine Ergebenheit, seine Anhänglichkeit zu beweisen, und mit heimlicher Wuth und äußerlicher Freude mußten selbst Fonquets Feinde seinen Triumph vergrößern helfen.

Es herrscht eine stille Macht in dem innern Zusammenhange der menschlichen Schicksale, eine Macht, hingestellt von der Vorsicht, um den sorglosen Sterblichen zu warnen, und den Übermüthigen vom Mißbrauch seines Glückes abzuhalten. Man könnte sie dem Gewissen vergleichen, das uns im Innersten heimlich zuruft, wenn wir von dem Pfade des Rechts abweichen. Die Alten kannten sie schon, und erhoben sie zu einer Gottheit, und wohl dem Menschen, der ihre leise Stimme nicht

überhört, und in seinem schwindelnden Laufe anhält, ehe es zu spät ist.

In solchem schwindelndem Laufe eilte jetzt der Minister vorwärts, und war im Begriffe, die Zügel vollkommener Allgewalt im Reiche zu erfassen, und seinem stolzen Vorbilde Richelieu ganz gleich zu werden, als die Mine, welche längst von seinen Feinden unter seinen Füßen gegraben war, sich auch auf dem Puncte der Vollendung, und Alles zur Sprengung derselben bereit befand.

In den kühnen und weitgreifenden Berechnungen, die er angestellt hatte, und von denen er sich den gewissten Erfolg versprach, hatte der umflichtige Staatsmann Eines in den Calcul zu ziehen vergessen, und das war des Königs Persönlichkeit, die von der seines Vaters Ludwig des Dreizehnten himmelweit verschieden war. Ludwig der Vierzehnte war längst, so wie sein Vater damahls vor Richelieu, vor den ehrfürchtigen Ränken seines Ministers gewarnt worden, aber er verachtete damahls diese Einflüsterungen. Fouquet's Feinde hatten seitdem mit großem Aufwand an Zeit und Mitteln alle Daten gesammelt, welche Verdacht auf ihn werfen konnten. De Laigues war hier besonders thätig gewesen, die beleidigte Eitelkeit seiner Freundin diente ihm zum Sporn so wie zur Ausfüh-

rung seiner Pläne. Als Alles beisammen war, was, in gehöriges Licht gestellt, den Minister als einen ehrfürchtigen, um sich greifenden, höchst gefährlichen Menschen schildern konnte, als einen Menschen, der längst in Geheim widerrechtliche Verbindungen mit England unterhielt, der die Schätze des Staats für seine Zwecke vergeudete, und dahin strebte, dem König eine bloße Schattengewalt zu lassen, indeß alle wirkliche Macht in seinen Händen lag — da trug le Tellier alles in das Kabinett des Königs, und legte es ihm vor.

Eben in diesen Tagen hatte die Königin Mutter, welche der Herzogin von Chevreuse längst versprochen hatte, ein Paar Tage bey ihr in Dampierre zuzubringen, diese kleine Lustreise, auf das wiederholte Bitten der Herzogin, gemacht. Dort, umgeben von des Ministers geschwornen Feinden, wurde auch sie, zu ihrem Schrecken, mit den staatsgefährlichen Plänen desselben bekannt gemacht, und ihr jeder seiner Schritte, selbst die eifrigsten Bemühungen um ihre Gunst, nur als listige Maßregeln gezeigt, die ihn sicherer an sein Ziel bringen sollten. Lange wollte Anna von Oesterreich sich diesen Ansichten nicht ergeben. Eifrig vertheidigte sie den Mann, der ihr bisher treu gedient, den sie für einen eben so treuen Diener ihres Sohnes, und

überdies für einen seiner wichtigen Stelle ganz gewachsenen Mann hielt. Man legte ihr ähnliche Papiere und Belege vor, wie man sie dem Könige gezeigt hatte. Die Königin wußte solchen Beweisen nichts entgegen zu setzen, als ihre Erfahrung und ihren Glauben an des Ministers redlichen Willen, und so verließ sie, beunruhigt, doch nicht überzeugt, Dampierre nach drey Tagen, wo sie wahrlich auf eine angenehmere Zerstreuung für ihren Geist gerechnet hatte. In Paris angekommen, war es eine ihrer ersten Angelegenheiten, ihren Sohn von dem zu benachrichtigen, was sie erfahren hatte. Sie fand ihn zu ihrem Erstaunen viel besser unterrichtet, als sie gedacht, und was er ihr sagte, was auf sein Geheiß le Tellier ihr vorlegte, drang ihrem Geiste, selbst wider ihren Willen, die Überzeugung auf, daß hier Alles zu fürchten sey, und nur ein eben so kühner als vorsichtiger Streich die Gefahr vom Staate und dem Könige abwenden könne.

So ward Fouquet's Untergang beschlossen. Aber der König fühlte sich Muth und Kraft genug, die nöthigen Schritte, auch die auffallendsten und gewaltfamsten, offenbar zu thun, und nicht, wie sein Vater, seine Zuflucht zu einer angezettelten Verschwörung gegen den gefürchteten Mächtigen zu

nehmen, um diese dann aus eben dieser Furcht aufzugeben, und die getäuschten Mitverschwornen der Rache des Beleidigten zu überlassen.

Er sprach mit le Tellier, mit Colbert, mit Andern seiner Vertrautesten darüber; hier aber fand sein muthiger Entschluß entschiedenen Widerstand. Ja nicht öffentlich, ja nicht in Paris sey dieser Mann anzugreifen, dessen Anhang in der Hauptstadt ungemein stark, und von hier aus in alle Theile des Reiches verbreitet sey, so daß ein Schlag, der ihn träfe, in kurzer Zeit bis in die entlegensten Provinzen widerhallen und Unruhen herbeiführen würde! Man wußte dieß dem König so wahrscheinlich, so einleuchtend vorzustellen, daß dieser sich endlich entschloß, seinen ersten Vorsatz aufzugeben, und die Rolle des arglos Vertrauensden gegen Fouquet noch so lange fortzuspielen, bis Zeit und Ort es erlauben würden, Hand an ihn zu legen.

Der König kündigte an, daß er beschlossen habe, eine Reise nach Nantes zu machen, und auf dem Wege dahin den Minister auf seinem Schlosse Baur zu besuchen. Diese Auszeichnung, diese königliche Huld vollendete Fouquet's Glückseligkeit, aber auch seine Verblendung. Er dachte an keine Gefahr mehr, er sah alle Hindernisse besetzt, alle

Feinde gedemüthigt, und sich auf eine Höhe der Macht gehoben, von der aus er ihre ohnmächtigen Bestrebungen verachten, oder, wenn sie etwas gegen ihn wagten, sie gefahrlos zertreten könne.

So machte sich denn der Hof auf diese Reise, deren Vorwand die Besichtigung von Nantes, deren wahrer Zweck der Sturz des Ministers war, indem der König sich selbst auf dieser Reise von der Lage und Befestigung des wohlversehenen Belaisle, und von der Richtung überzeugen wollte, welche alle Anstalten dieses Mannes hatten. Auch die Königin Mutter mußte ihren Sohn begleiten, und Fräulein von Maineville auf des Königs ausdrückliches Verlangen im Gefolge ihrer Gebietherin seyn, um, wie man sich verbindlich ausdrückte, die Liebenden nicht zu trennen, eigentlich aber, um den Gefürchteten ganz sicher zu machen, und ihm jede Ahnung des Schwertes zu entziehen, das an einem Haare über seinem Haupte hing.

Als Sophien diese Neuigkeit angekündigt wurde, ging eine heftige Erschütterung durch ihr ganzes Wesen. Dort in jenen Gegenden, wohin man sie führen wollte, lebte Victor — an den Ufern der Loire, auf den Gütern seines Vaters. Seine Gesundheit sollte sich, wie sie erfahren hatte, in der milden Luft sehr gebessert haben. — Es war da-

her wahrscheinlich, daß sie ihm irgendwo, vielleicht auf dem Wege, vielleicht in Nantes, wo der Adel der Bretagne nicht versäumen würde, dem Könige aufzuwarten, begegnen konnte — sie, die Braut eines Andern! Sie war außer sich bey diesem Gedanken, und dennoch mischte sich ein leises Gefühl von Hoffnung und Freude, wenn sie den Geliebten auch nur von fern erblicken könnte, in ihren Schmerz. Dieß Gefühl war es auch, was sie bestimmte, den Entschluß, den sie im ersten Augenblick gefaßt, unter irgend einem Vorwand zurückzubleiben, wieder aufzugeben. Ach, ihren Victor wieder zu sehen, gleichviel unter welchen Verhältnissen, war eine Seligkeit, die sie zu groß dankte, um nicht, selbst mit bitterm Schmerz, erkaufte zu werden.

Der Leser wird sich aus ähnlichen Beschreibungen die Vorfälle auf dieser königlichen Reise, die Feyerlichkeiten, Begrüßungen, Beschießungen u. s. w., so wie die Pracht der Feste, der ganzen Bewirthung im Schlosse zu Vaur leicht selbst erzählen können. Diese Bewirthung hatte der Minister, im Laumel seines Vergnügens und Stolzes, der ihn für jede Mäßigung und Rücksicht blind machte, mit einem solchen grenzenlosen Aufwand und unverhältniß-

mäßigen Prunkte veranstaltet, daß er hierdurch, ohne es zu ahnen, seinen Feinden die wirksamsten Waffen gegen ihn in die Hände gab. Der König selbst mußte dieß bemerken, er bemerkte es auch, und die Betroffenheit, ja die Entrüstung darüber, wurde in seinen Zügen sichtbar. So sehr er sich auch bemühte, sie zu beherrschen, und vergnügt zu scheinen, war diese gähe Veränderung beym ersten Empfang in Baup dem scharfsichtigen Minister nicht entgangen, und in diesem Gefühle der Besorgniß über die Verstimmung des Monarchen, die er sich nicht klar zu deuten im Stande war, berührte den allzu sichern Günstling sein böses Geschick zum erstenmahl warnend.

Eine zweyte solche Stimme, die ihn aus seinem zu seligen Traume hätte wecken können, folgte bald hierauf. Es war das völlig veränderte Betragen seiner Brant. Von Baup brach der Hof nach wenigen Tagen auf, und Nantes, das Ziel der Reise, war bald erreicht. Seit Sophie sich in diesen Umgebungen in der Nähe von Victors Aufenthalt befand, seit sie erfahren, daß ihre Vermuthung sie nicht getäuscht habe, und der Herzog von Damville nebst seinem Sohne nächstens in Nantes eintreffen würden, war ihr ganzes Wesen verwandelt. Was sie früher oft dunkel empfunden,

daß es ihr unmöglich seyn würde, Fouquets Gemahlinn zu werden, stand jetzt klar ausgesprochen vor ihrem Geiste, und jene Ängstlichkeit, mit der sie oft das drückende ihrer Stellung gefühlt hatte, ohne es zu wagen, ihrem Bräutigam oder der Königin selbst ihren Entschluß zu erklären, verlor sich mit jedem Tage mehr, so wie dieses Bräutigams Betragen zuversichtlicher gegen sie, und übermüthiger gegen Andere wurde. Jetzt waren auch die Damville's angekommen. Ein Sturm erhob sich in ihrem Innern; sie mußte gewärtig seyn, Victor jeden Augenblick zu begegnen. Sie wußte, daß er für sie verloren war, aber sie wollte wenigstens der Welt und ihm beweisen, daß das Unrecht ganz auf seiner Seite war, sie wollte die nächste Gelegenheit ergreifen, um der Königin und Fouquet zu erklären, daß sie nun und nimmer die Seinige werden könne, und sich hierauf in ein Kloster begraben.

Damville war in Nantes angekommen, sein Vater hatte ihn dem Könige vorgestellt, und dieser ihm viel Verbindliches über die Freude, ihn merklich gebessert zu sehen, gesagt; denn nur eine tiefe Blässe und ein schwermüthiger Ausdruck der Züge zeugten von dem leidenden Zustande des jungen Mannes, und der König kündigte ihm an, daß er hoffe, er werde wenigstens hier in Nantes, so lan-

ge der Hof da verweile, seinen ehemahligen Dienst als Gardecapitän wieder versehen.

Victor war seinem Vater ungern nach Xantes gefolgt. Auch er fürchtete einem Gegenstande zu begegnen, dessen Anblick ihn einß mit Entzücken erfüllen würde, und der jetzt ihm nur die peinlichsten Empfindungen erregen konnte. Er hielt Sophien für ungetreu, und nicht allein dafür, sondern für unbeschreiblich gefühllos, leichtsinnig, eitel und glanzfüchtig. Keiner der Briefe, die sie ihm nach jenem unseligen Falle geschrieben hatte, war in seine Hände gekommen; keine der Zeilen, die er unter dem Drucke der Krankheit mit zitternder Hand mühsam gezeichnet, um ihr ihre Wortbrüchigkeit vorzuhalten und Erklärungen von ihr zu fordern, hatte sie erhalten. Der Vater benutzte dieß Mißverständniß und den hilflosen Zustand seines Sohnes Flug und eifrig, um eine Verbindung zu trennen, die er nur gezwungen zugegeben hatte. Er wußte den Sohn in vollkommener Täuschung über die Gesinnung und das Betragen seiner Braut zu erhalten, er wußte ihn mit einem Gewebe von ganz- und halberdichteten Gerüchten zu umspinnen, in welches die wenigen wahren Übereilungen, deren sich Sophie schuldig gemacht, künstlich genug eingeflochten waren. Von seinem Besuche bey ihr,

von seiner Forderung und ihrer Entfagung erfuhr Victor nichts; nur das wurde ihm schnell kund gemacht, daß die Königin selbst Fouquet's Werbung unterstützte, und Sophie diesem ihr Jawort gegeben habe. So verließ er körperlich halb hergestellt, aber mit zerrissenem Herzen und in Verzweiflung Fontainebleau mit seinem Vater, um an den Ufern der Loire eine Gesundheit und eine Sicherheit für sein ferneres Leben zu suchen, die ihm in seiner Lage nur verhaßt seyn konnte.

Nach und nach, wie seine Kräfte sich erhoblen, wich jene dumpfe Verzweiflung aus seiner Seele, aber ein tiefer, düsterer Schmerz blieb zurück; und so war noch seine Stimmung, als das Gerücht von der Ankunft des Hofes in Nantes die ganze Provinz in Bewegung setzte. Bald auch erfuhr man, was für Personen das Gefolge desselben ausmachten. Gern hätte er unter dem Vorwand seiner noch nicht vollendeten Herstellung es vermieden, in Nantes zu erscheinen; aber sein Vater geboth, (damahls galt das Ansehen der Väter auch über erwachsene Söhne), und der König selbst hatte gefordert ihn wieder zu sehen. Es blieb Victorn daher kein Ausweg übrig. Er mußte nach Nantes, nach Hof, und dort jeden Augenblick vor einem höchstgefürchteten Zusammentreffen hängen.

Nicht ohne Absicht hatte ihn Ludwig der Vierzehnte berufen lassen. Er kannte die Treue, die Entschlossenheit, die Zuverlässigkeit dieses Officiers. Ihm konnte er einen Auftrag anvertrauen; zu dem nur Wenige, seiner Schwierigkeit wegen, taugten; er endlich, der Fouquet (so schloß der König) haßten mußte, würde aus persönlicher Abneigung vor jeder Schwäche aus Freundschaft, oder aus minder edlen Rücksichten sicher seyn.

Nachdem ihn also der König das erstemahl gesprochen, ließ er ihn am folgenden Tage zu einer Stunde, wo sonst Niemand vorgelassen wurde, rufen, und eröffnete ihm, daß Staatsrücksichten es nothwendig machten, sich der Person des Ministers zu verschern; daß dieß in Paris nicht möglich gewesen, und daher die ganze Reise nach Nantes in der Absicht unternommen worden sey, um diesen Schlag hier gefahrlos fallen zu lassen; daß der König dieß wichtige Geschäft hiermit in seine Hände lege, weil er von seiner Treue, Verschwiegenheit und Entschlossenheit überzeugt sey; daß Damville wohl bedenken solle, welche Verantwortung er auf sich nehme, welche Behuthsamkeit hier anzuwenden sey, aber auch welche Ehre und welches Verdienst er sich dadurch um den König und den Staat erwerben könne.

Bestürzt — unfähig, sogleich den ganzen Umfang des Auftrages zu fassen, den der König hiermit auf seine Schultern legte, war Damville's erste Regung und sein erster Gedanke, sich auf eine schickliche Art diesem Befehle zu entziehen, der ihn verwirrte und erschreckte. Aber der König, der vielleicht diese Weigerung in des Jünglings bestürzten Mienen las, kam jeder Ausflucht mit einem gebieterischen Ausspruch zuvor, und Damville'n blieb nichts übrig, als den König seines unbedingten Gehorsams, und seines Diensteifers sowohl als seines Dankes für dieß ehrende Vertrauen zu versichern.

Erst als er, huldreich entlassen, sich im Vorzimmer allein fand, stellte die überraschende Neuheit der Sache, die Unbegreiflichkeit derselben, und die furchtbare Wichtigkeit der Rolle, die ihm dabey zugetheilt war, sich ihm in ihrer ganzen Größe dar. Wäre es möglich gewesen, er wäre jetzt noch umgekehrt, und hätte dem Monarchen seine Charge als Gardescapitain, sammt dem traurigen Gebrauche, den er davon machen sollte, zu Füßen gelegt. Aber die Ehre geböth. Zurücksehn war nicht erlaubt, es mußte rasch vorwärts gegangen werden. Sein zweyter Gedanke, nachdem er jene ersten Regungen niederkämpft, und sich seine Bahn fest vorgezeichnet hatte, war Sophie. Er, er sollte

das Werkzeug seyn, um dieß Band, das der Vollziehung nahe war, gewaltsam zu zerreißen, und den Mann, der ihm das höchste Gut auf Erden geraubt, in ein Gefängniß, vielleicht zum Tode zu schleppen!

Und was würde Sophiens Schicksal seyn? Auf jeden Fall ein unglückseliges. Wenn es möglich wäre, es ihr zu ersparen? Und sollte denn Fouquet, der vielleicht bloß durch Eitelkeit und Verschwendung gefehlt hatte, so schreckliche Strafe verdienen? Er hatte viele Feinde, aber auch treue Freunde. Wenn er Zeit gewänne, wenn er erhalten werden könnte, wenn Sophie das Entsetzliche nicht zu erleben brauchte? Aber Ehre — und Pflicht — und der Befehl des Monarchen!

Solche Gedanken stürmten in der Seele des jungen Mannes mit heftiger Gewalt auf und ab, und machten ihn unfähig, in den ersten Stunden irgend einen Entschluß zu fassen. Heute Abends aber, wenn der Cercle, den der König in seinen Apartements sah, auseinanderging, sollte, so lautete der Befehl, der Minister am Fuße der Treppe, wie er in den Wagen steigen wollte, gefangen genommen, und sogleich in einer bereit gehaltenen Kaise nach Angers gebracht werden.

Derjenige, dem alle diese drohenden Vorkehrungen galten, ahnete indessen nicht das Geringste davon; und alle kleinen Ereignisse, die ihm hier und da störend entgegentraten, konnten die stolze Zuversicht nicht erschüttern, mit der er sein glänzendes Ziel bereits erfaßt zu haben wähnte. Jene Miene des Erstaunens und Unwillens, die der überprächtige Empfang in Daux dem Könige abgedrungen hatte, war mehr als halbvergessen, und Sophiens abstoßendes Betragen schien ihm nichts weiter als kindische Laune oder mädchenhafte Ziererey. Er zweifelte keinen Augenblick, sie leicht zu besiegen, und da sie ihm gestern den ganzen Tag ausgewichen war, um sich in der Einsamkeit mit Ernst auf die Erklärung vorzubereiten, die sie Willens war, ihm bey nächster Gelegenheit zu geben, und sich völlig von ihm loszumachen, so suchte er sie heute desto angelegentlicher auf. In einem Bosquet des Schloßgartens fand er sie endlich in Thränen. Sie hatte erfahren, daß der junge Damville zum Könige war gerufen worden. Sie hatte dem heißen Verlangen, ihn, wenn auch nur von weitem und auf einen Augenblick zu sehen, nicht widerstehen können, sie hatte sich hinter ein Spallier im Garten versteckt, wo er vorbeymußte. Sie hatte ihn auch wirklich gesehen; aber die gänzliche

Verstörung, welche seine Züge, seine Bewegungen ausdrückten, die Hestigkeit, mit der er vor ihr vorbey eilte, die tiefe Blässe seines Gesichts, alles das ergriff sie gewaltsam, und ihre Thränen brachen hervor. Der Ton hätte sie verrathen können. Aber Victor hörte und sah nichts. Sie hatte Zeit, sich ungestört zurückzuziehen, und allen ihren Schmerzen in einer dunkeln Laube des Gartens, wohin sie eilte, freyen Lauf zu lassen.

Hier fand sie der Minister, und hätte wohl keinen ungünstigern Augenblick wählen können, um sich mit ihr über ihr verändertes Betragen zu besprechen. Was sie gestern noch schonend und mit Umwegen ihm langsam hatte vortragen wollen, entriß ihr heute die Gewalt des Schmerzens, der hoffnungslosen Liebe, die Victors Anblick mächtig entflammte hatte. Ohne eine Ursache anzugeben, erklärte sie ihm bestimmt, mit Hestigkeit, und unter stets strömenden Thränen, daß sie nun und nimmer die Seinige werden könne, daß sie ihn bey allem, was ihm heilig sey, beschwöre, sie ihres übereilten Jawortes zu entbinden, welches nur ein schrecklicher Augenblick ihr entrißen habe; daß sie weder ihm noch sonst Jemand auf dieser Welt angehören könne oder wolle, und nichts verlange als die Frey-

heit, ihr trauriges Daseyn in einem Kloster zu beschließen.

Jouquet war aus den Wolken gefallen. Er staunen und Unwillen kämpften in seiner Seele, der Gedanke an eine Geistesverwirrung stieg plötzlich in ihm auf. Anders wußte er sich eine so plötzliche Umwandlung, einen so unbegreiflichen Entschluß nicht zu erklären. Eine Art Mitleid beschwichtigte im ersten Momente seinen aufflammenden Unmuth. Aber das Mädchen sprach im Übrigen so zusammenhängend und vernünftig, daß jene Vermuthung nicht wohl angenommen werden konnte, und so gewannen Verdruß und Betroffenheit wieder die Oberhand. Er redete ihr zu, er bath sie, sich zu besinnen, zu überlegen, welches Schicksal sie sich bereite, was die Welt, was die Königin Mutter, was endlich der Monarch selbst zu diesem höchst auffallenden Schritt sagen würden? — Sophie antwortete ihm in der Fülle ihres Schmerzens: Das sey ihr Alles gleichgültig, denn wenn es so Ernst wäre, die Welt mit allen Herrlichkeiten zu verlassen, wie ihr, für den hätte auch die Gunst der Großen dieser Welt keinen so hohen Werth mehr, und die Freystatt eines Klosters würde man nicht so grausam seyn ihr zu versagen. Bey diesen Worten erhob sie sich, und schritt vorwärts, um den

Minister zu verlassen, dessen Gegenwart ihr peinlich war. Er aber folgte ihr. Diese plötzliche Ummimmung, und die Festigkeit, womit sie behauptet wurde, kamen ihm noch immer unbegreiflich, ja unglaublich vor. Es mußte etwas Geheimnes zum Grunde liegen, und das wollte er erforschen. So gingen sie ein Paar Schritte, Sophie weinend voraus, Fouquet etwas hinter ihr (deun das Mädchen eilte in ihrer Festigkeit rascher fort, als der Großpapa folgen konnte) ihr zusprechend, sie beschwichtigend — und wie sie aus der Allee heraustraten, stand Damville, den der Sturm seiner Gedanken achtlos durch die Gänge des Gartens trieb, plötzlich vor ihnen. Ein Donnerstreich, der aus heiterm Himmel zwischen sie geschlagen haben würde, hätte die Liebenden nicht mehr erschrecken können, als dieß unvermuthete Zusammentreffen.

Sie fuhren aneinander. Damville's Auge haftete auf Sophiens verstörten und mit Thränen bedeckten Zügen. Sie war unglücklich, sie war es jetzt schon! Sein Herz wendete sich ihm in der Brust — Sophie aber, alles Vergangene, alles Grolles, und sogar der Gegenwart ihres jetzigen Bräutigams vergessend, breitete die Arme aus und rief mit dem Tone der innigsten Liebe: Victor!

Jouquet stand betroffen, vor Jorn erblaffend an ihrer Seite. Damville's Blicke flogen rasch von ihr zu ihm, von ihm wieder zu ihr zurück. So sollte dieß Band auf so fürchterliche Art zerrissen, und das Mädchen, das er noch stets liebte, das in seinem Schmerze so schön war, mit in den Abgrund des Verderbens gestürzt werden, der diesen Mann in wenig Stunden zu verschlingen bereit war? Alle Leidenschaften erhoben sich kämpfend in des Jünglings Brust; Purpur und Todesblässe wechselten schnell auf seinem Gesicht — Liebe und Mitleid flehten um Hülfe, Jorn und Ehre gebotnen Schweigen. Noch standen die drey, sich wechselweis mit zweifelhaften Blicken betrachtend. Da faßte sich Damville zuerst. Für Sophiens Rettung war ihm kein Preis zu hoch. Herr von Jouquet, sagte er, indem er mit einer anständigen Verbeugung rasch auf diesen zutrat: Wenn Ihnen ein Mensch, den sie, vielleicht ohne Ihre Schuld, empfindlich gekränkt haben, der aber jede Rache unter seiner Würde hält, etwas rathen darf, so entfernen Sie sich auf der Stelle aus Nantes und heute noch aus dem Königreich. Das ist Alles, was ich sagen darf — und von Ihrem Ehrgefühl erwarte ich Verschwiegenheit. So wie er dieß letzte Wort gesprochen, wandte er

sich, und eilte die Allee, durch welche er hergekommen, mit der größten Schnelligkeit zurück.

Was war das? sagte Fouquet endlich: Was will der junge Mensch? Mich schrecken? und so doch eine geheime Art von Rache an mir nehmen? —

Victor! mein Victor! rief Sophie, und wollte ihm nacheilen: O bleib, Victor! Aber Victor hörte sie nicht oder wollte sie nicht hören, und ehe sie und Fouquet sich recht besinnen konnten, war Damville in eine Nebenallee verschwunden.

Dieser Ausruf Sophiens, so wie ihr Benehmen während Damville's Gegenwart, zusammengehalten mit dem, was sie ihm kurz vorher erklärt, beleuchtete auf einmahl grell und unerwartet die wahre Stellung, in der das Brautpaar sich gegen einander befand.

Fouquet fühlte sich aufs unangenehmste davon berührt. Er starrte Sophien an, die in diesem Augenblicke ihn gar nicht zu beachten, und nur mit dem Schmerz über die Entfernung des Geliebten beschäftigt schien. Mein Fräulein! sagte er endlich: Was habe ich jetzt erfahren müssen? Sie lieben diesen Menschen noch, der sich auf die unwürdigste Weise von Ihnen losgerissen, der Sie dem Gespötte der Welt preisgegeben? —

Nein! Nein! rief sie heftig: Er ist unschuldig!

Das weiß ich jetzt, so gewiß ich weiß, daß ein Gott lebt, der mich hören und retten wird. Er ist getäuscht so gut als ich — und unser Lebensglück ist gewissenlos geopfert worden!

Fräulein von Raineville! nahm Fouquet höchst entrüstet das Wort: Sollen diese Vorwürfe mir gelten? Wahrlich, mein Ehrgefühl wie mein Gewissen spricht mich hier frey. Nie würde ich es mit meiner Würde verträglich gefunden haben, einem Andern seine Braut zu entreißen. Sie waren frey, als ich —

Ach ja! ja! fiel ihm Sophie ins Wort: Ich weiß es, und Sie sind es nicht, den ich anklage. Sie haben rechtlich und gut an mir gehandelt, Herr von Fouquet, und das wird Ihnen mein Herz ewig danken. Sie haben sich meiner in meiner traurigsten Zeit angenommen. Sie haben mich zuerst wieder fühlen lassen, daß ich noch Werth für einen guten Menschen hatte —

Nun also? unterbrach sie der Minister, den diese Antwort völlig ungewiß machte: Was steht denn unserer Verbindung noch weiter im Wege? — Kommen Sie, Sophie, fuhr er fort, indem er ihre Hand mit freundlichen Blicken ergriff: Lassen Sie uns Frieden machen, ich will Ihren kleinen Eigensinn vergessen —

Minnermehr! — schrie Sophie, indem sie ihre Hand hastig zurückzog: Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, ich kann Ihnen nicht angehören, ich kann keinem Menschen mehr angehören! Aber ehren und schätzen werde ich Sie, so lange ich lebe; wie einen gütigen Vater will ich Sie lieben — sehen Sie mich auf die Probe, ich will Ihrer pflegen, Sie warten, Sie nicht verlassen, wenn Sie meiner bedürfen. —

Fouquet stand wortlos und tief betroffen neben dem heftig aufgeregten Mädchen. Was hatte er hören müssen? Als ein Vater sollte er betrachtet, gepflegt und gewartet werden? Die Wirklichkeit machte sich durch alle Täuschungen, womit Glück und Eitelkeit ihn bisher umgeben hatten, auf eine schonungslose Weise Platz in seiner Erkenntniß, und es war aus dem Munde des Mädchens, mit der er ein neues, schönes Leben beginnen wollte, daß er diesen Urtheilspruch hören mußte!

Eine Weile dauerte sein Schweigen. Sophie sah ihn zweifelnd an. Sie hatte geglaubt, ihn mit ihrer Anerkennung seiner Verdienste um sie, mit ihrem Andlichen Gefühle zu erfreuen, und das Herbe, welches in ihrer Welgerung, die Seine zu werden, lag, so auf's Beste zu versüßen. Sie ah-

nete nicht, wie tief sie ihn eben damit verletzte — und so stand sie, besorgte Blicke auf ihn heftend, ihm gegenüber; da ermannte er sich endlich, übersah schnell, was jetzt zu thun war, und sagte, indem er sich anständig vor ihr verneigte: Mein Fräulein! Unsere Stellung gegeneinander ist ungewöhnlich, und erlaubt eben darum keine zu rasche Beurtheilung. Gestatten Sie daher, daß ich mich entferne, und von der Zeit und Ihrer bessern Besinnung erwarte, daß Sie eine klarere Ansicht unseres Verhältnisses fassen, und dieser gemäß sich betragen werden.

Er ging. Sophie sah ihm eine Weile nach, dann sagte sie: Was meint er damit? Es wird doch nichts mehr anders zwischen uns. Für mich gibt es nur Eine Zukunft, das Kloster, und mit Gottes Hülfe hoffe ich es zu erreichen. Ach, das Beste wäre wohl der Tod! Dann würde Victor vielleicht einsehen, wie Unrecht er mir gethan!

Sie wandte sich ebenfalls, um auf der entgegengesetzten Seite, wohin Damville sich entfernt hatte, dem Schlosse zuzugehn. Ihre Gedanken waren bey ihm, jetzt, wo sie, allein gelassen, sich ihnen ganz hingeben konnte. Sie rief sich wieder die geliebte Gestalt, den Ton seiner Stimme, den Ausdruck seiner Blicke zurück, als er sie pföflich

vor sich sah. Sie bemühte sich, zu enträthseln, was damahls in ihm vorgegangen seyn müsse, sie wiederholte sich jedes Wort, und suchte den Sinn eines jeden zu erforschen; da glaubte sie ihn von weitem am andern Ende der Allee zu erblicken. Er war es, es blieb kein Zweifel, und er kam gegen sie her. Alles Vorgefallenen, ihrer eignen Stellung gegen ihn, des Ministers und der Königin vergebend, eilte sie auf ihn zu. Er sah das. Er hatte auch nur zu wohl den Ton gehört, mit welchem sie ihm nachgerufen, er hatte den Ausdruck ihrer Züge bemerkt, als sie ihn unvermuthet erblickte, und der so ganz und gar keine Beschämung, wie er erwartete, sondern mehr eine frohe Bestürzung anzuzeigen geschienen hatte. Dieß Alles hatte sich seitdem rastlos auch in seiner Seele bewegt, und ohne recht zu wissen, was er eigentlich wollte, hatte es ihn unwillkürlich des Weges zu ihr zurückgeführt. Er mußte sie noch einmahl sehen, wenn auch nur von weitem. Sie hatte ja geweint, sie hatte unglücklich geschienen, und ein größeres Unglück drohte ihr noch, wenn Fouquet, wie es sehr wahrscheinlich war, seine Warnung unbeachtet ließ. Das mußte er zu verhindern suchen, und darum war es ihm Pflicht, sie aufzusuchen. Nun hatten sie einander erreicht — Sophiens Athem flog,

ihre Knie zitterten, ihre Lippen bebten, wie sie ihn so nahe, so ungehört erblickte. O mein Gott! was würde der Erfolg dieser so sehnlich gewünschten Begegnung seyn?

Dieser Gedanke fiel mit Centnerlast auf ihr Herz, als sie den Freund, dem sie mit frohem Entzücken entgegen geeilt war, sich fremd und abgemessen vor ihr verneigen sah. Sie erblaßte — das Zittern ihres ganzen Wesens nahm so sehr zu, daß sie es nothwendig fand, sich an einen Baumstamm zu halten, neben dem sie stand.

Mein Fräulein! begann jetzt Damville mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie anzusehen: Verzeihen Sie, daß ich es noch einmahl wage, mich Ihnen zu nähern, nachdem das erstemahl ein Zufall mich zu Ihnen geführt hat.

Herr von Damville kann nur gütliche Ursachen zu seinem Verfahren haben, erwiderte sie kaum hörbar.

Es ist etwas Wichtiges, was ich Ihnen mitzutheilen habe, und ich bitte Sie, dieß zur Entschuldigung meiner Zudringlichkeit dienen zu lassen.

Sophie sah ihn an, ohne zu antworten; die Förmlichkeit und Kälte, welche in seinem Benehmen zu herrschen schienen, ergriffen sie aufs schmerzlichsie. Ihre Augen schwoilen von Thränen, und

so richtete sie sie auf ihn, während er, unfähig ihr ins Gesicht zu sehen, die seinigen auf den Boden geheftet hielt.

Ich habe mir die Freiheit genommen, fuhr er nach einer Pause fort, da sie nicht sprach, — dem Herrn von Fouquet vor Kurzem in Ihrem Beseyn einen wichtigen Wink zu geben, den er ja nicht vernachlässigen soll, wenn sein und Ihr Wohl, mein Fräulein, ihm theuer sind.

Herr von Damville! brach jetzt Sophie los: Wie komme ich dazu, daß Sie mir von dieser Angelegenheit sprechen? Mäßen Sie das mit dem Minister selbst aus —

Mein Fräulein! fiel ihr Damville ins Wort, und richtete erstaunt seine Augen auf sie: Sie sind seine Braut — und also —

Ich bin keines Menschen Braut! rief sie heftig, und ihre Thränen brachen hervor.

Mein Gott! erwiderte Damville, indem Verwunderung und die innigste Theilnahme sich in seinen Zügen malten: Sollte auch dieß Band gelöst werden?

Es ist gelöst! rief sie heftig: Meine Thorheit, mein Unglück hatten mir ein unseliges Wort entrißen. Ich habe es zurückgenommen. Ich habe

Kleine Erzähl. XIV. Th. 9

meine Freyheit wieder, und diese wenigstens soll mir Niemand mehr nehmen.

Wie soll ich verstehen, was Sie sagen; mein Fräulein? antwortete er, belommen und befüßt.

Was kann Ihnen davon fliegen; den Sinn der Worte einer Unglücklichen zu errathen, wozu der Sie sich losgerissen; die Sie ihrem Schicksal preisgegeben haben, erwiderte sie mit steigender Leidenschaftlichkeit und strömenden Thränen.

Sophie! rief Damville mit ausbrechender Gluth, und wollte ihre Hand fassen.

Lassen Sie mich! Sie haben mich verkannt; Sie haben mich verstoßen. Und nicht einmal durch eine Zeile von Ihnen selbst! nein! durch Ihres Vaters Mund wurde mir dieß Urtheil angekündigt.

Sophie! wiederholte Damville: Ich verstehe Sie nicht. Mein Vater? —

Ja! Ihr Vater! rief Sophie, und erzählte nun mit großer Heftigkeit alles, was zwischen ihr und dem alten Herzoge vorgefallen war. Dieser hörte ihr befüßt zu, aber allmählig verbreitete mit der süßen Überzeugung ihrer Unschuld sich die Vermuthung über sein wundet Herz, daß sie ihn noch liebe, daß ihr sein Argwohn Unrecht gethan, und daß sein Vater hinter seinem Rücken ganz gegen des Sohnes Wunsch gehandelt habe. Diese

Vermuthung zauberte Freudigkeit und Lächeln in seine Züge, seine Augen strahlten von immer steigender Gewißheit seines Glückes, je heftiger und schmerzlicher Sophie sich über die Art beklagte, wie man mit ihr umgegangen war. Endlich überwältigte ihn seine selige Überzeugung — er breitete die Arme aus — Sophie! rief er: Ich habe nicht einen Augenblick aufgehört, dich zu lieben. Komm an mein Herz! Er umschloß sie stürmisch, sie sank, noch immer weinend an seine Brust, aber der Quell, aus dem diese Thränen strömten, war nicht mehr der bittere, dem sie zuerst entquollen. Allmählig fing auch sie an, ihr Glück zu begreifen. Sie erhob das schöne Gesicht, sie sah dem Geliebten zärtlich in die freudig leuchtenden Augen, sie vernahm die Versicherungen der treuesten unwandelbarsten Liebe aus seinem Munde, und der Friede war zwischen den lange Entzweyten geschlossen.

Arm in Arm verschlungen, nur ihrer Seligkeit sich bewußt, ließen sie sich auf einer nahen Gartenbank nieder, und nun begannen die Erzählungen, die Erklärungen von beyden Seiten. Beyde sahen allmählig ein, daß man sie gegenseitlich getäuscht, um sie zu trennen, und Beyde beschloßen und beschworen von Neuem, sich aller feindseligen

Einwirkungen ungeachtet, unverbrüchlich tren zu bleiben.

Wie lange sie so geessen, und die ganze Welt im Gefühl ihres erneuerten Glückes vergessen hatten, mußte Keines zu beurtheilen; aber es mußte lange, und die Zeit weit vorgerückt seyn, denn eine Kammerfrau der Königin Mutter kam, das Fräulein von Maineville zu suchen, die Alles herab, und bedeutete dem betroffenen Mädchen, daß die Stunde zur Toilette der Königin schon längst vorbey sey, daß eine Andere indeß des Fräuleins Stelle habe versehen müssen, und Ihre Majestät nun ausgesandt hätten, um sie überall zu suchen.

Sophie erhob sich erschrocken. Damville nahm hastig Abschied von ihr, nicht ohne ihr mit ein Paar Worten Zeit und Ort eines nachmaligen Zusammentreffens zuzuflüstern. Dann entfernte er sich durch die Allee, und Sophie schritt mit einiger Besonnenheit — denn die Kammerfrau hatte sie Arm in Arm mit Victor gefunden — vor ihr hin dem Schlosse zu.

Auf dem Wege unterrichtete die Redseligkeit dieser Person sie von dem, was während ihres Spazierganges im Garten im Apartment der Königin Mutter vorgefallen war; daß nämlich zuerst Se. Majestät der König gekommen sey, und

eine sehr lange Unterredung mit seiner Mutter gehabt, nach welcher Ihre Majestät sehr beunruhigt erschienen habe. Ja, die Hofdame, welche Dieselbe nach einer Weile gesehen und gesprochen hatte, wollte Spuren von Thränen in Höchstdero Augen bemerkt haben. Bald darauf habe sich der Finanzminister im Vorzimmer der Königin eingefunden, sey sogleich gemeldet, aber nicht angenommen worden. Ein sonderbarer und so seltner Fall, daß er allerdings auf etwas sehr Wichtiges schließen lasse, welches Ihre Majestät in diesem Augenblicke beunruhigen müsse!

Wäre Sophiens Gemüth nicht so gänzlich von dem, was sie mit ihrem Victor gesprochen, eingenommen, und Fouquet völlig aus ihrem Gedächtniß verschwunden gewesen, so hätte sich ihr vielleicht eine mögliche Beziehung zwischen dem, was bey der Königin vorgefallen; und dem, was Victor dem Minister und später ihr selbst geheimnißvoll mitgetheilt, darstellen können. Jetzt achtete sie auf das, was die Kammerfrau sagte, nur in so fern es ihr Besorgnisse wegen ihrer eignen Verdammniß im Dienste einflößen konnte, und eilte daher, so sehr sie vermochte, sich an ihrem Plaze einzufinden.

Zu ihrer angenehmen aber großen Überraschung

empfang die Königin. sie gnädig — ja es war etwas in ihrem Benehmen gegen Sophien, was wie höhere Theilnahme oder Mitleid ansah. Sophie wußte es sich nicht zu erklären, aber sie war herzlich froh darüber, und dachte, da ihre Seele mit ganz verschiedenen Gedanken und Empfindungen erfüllt war, auch vor der Hand nicht weiter darüber nach.

Nicht so vergnügt, aber eben so arglos, hatte Fouquet eine Stunde früher sich aus den Zimmern seiner Beschützerinn, der Königin Mutter, entfernt. Er war sehr unmutig, es hatte sich heute so Vieles ereignet, was ihn verstimmen und um die unbefangene Heiterkeit bringen mußte, die er sonst immer behauptet, und die er heute eben, wo er an die Tafel des Königs geladen war, gern gezeigt hätte. Die Scene mit seiner Braut, ihre unbegreifliche Weigerung, Damville's plötzliches Dazwischentreten, das er für nichts weniger als zufällig hielt, hatten ihn schon sehr geärgert, und als er nun zur Königin eilte, um ihr Sophiens seltsames Betragen zu hinterbringen und sich von ihr Aufschlüsse oder Abhülfe zu erbitten — denn das Mädchen und ihr Besiz waren ihm sehr theuer

geworden: — da wurde er: — ein bey ihm fast beispielloser Fall — ohne eine statthafte Ursache abgewiesen: wie jeder Überlästige oder Unbedeutende!

Es mußte ein Mißverstand oder eine Ungeschicklichkeit der dienenden Personen Schuld daran seyn, anders konnte er sich eine solche Ungehörigkeit nicht erklären. Daß etwas Tieferes, Unheilvolleres für ihn zum Grunde liegen könnte, das war ein Gedanke, der in seiner von langem Glück verwöhnten Seele keinen Raum fand. Jene Warnung Damville's, die diesem seine Sorge für Sophiens Glück gegen seine Überzeugung entrißen hatte, betrachtete er durchaus als keine Wahrheit, sondern als ein Schreckbild, womit des jungen Menschen Witz den Raub der Braut an ihm räufen wollte. Was sie andeuten sollte, eine Gefahr, die über des Allmächtigen Haupte schwebte, war ja ein Un Ding, etwas ganz und gar Unmögliches. So hatte er sie im ersten Augenblick betrachtet, so erschien sie ihm auch jetzt; aber sie war doch auch eine der mancherley Unannehmlichkeiten, die ihm heute störend in den Weg getreten waren.

Über alle diese kleinen Ereignisse war der Vormittag meist vorbegegangen, und es war für den Minister Zeit geworden, sich in seine Staatskleider zu werfen, um an der Tafel des Königs zu er-

scheinen. Er hatte überall seine ergebenen Personen, die, durch sein Geld oder durch seine Protection gewonnen, ihn von Allem unterrichteten, was er zu wissen wünschte, oder was ihnen für ihn wichtig schien. Auf solchem Wege wurde ihm denn, noch ehe er angezogen war, die Kunde, daß Fräulein von Maineville im Garten eine geheime Unterredung mit Herrn von Damville gehabt, und diese so über alles Maß hinaus gedauert habe, daß das Fräulein darüber ihren Dienst bey Ihrer Majestät versäumt hatte.

Es wurmte den Minister, diesen neuen Beweis von der Untreue seiner Braut zu vernehmen; aber es bestätigte seine Ansicht, daß jene geheimnißvolle Warnung des Nebenbuhlers nichts anders als eine Finte oder ein unwürdiger Racheversuch gewesen war. Mit gewohnter Willenskraft bekämpfte er nun jede unmutthige Regung seines Innern, glättete, so wie die Kunst seines Kammerdieners die Kleinen Fältchen, welche die Jahre auf seine Stirn gezogen, auch jene tiefern, welche Ärger und Sorge ihr aufgedrückt, und eilte im glänzendsten und geschmackvollsten Anzuge, ganz berechnet, um Sophien ihre Thorheit bereuen zu machen, in das Apartment seines Monarchen.

Die Tafel verging ohne irgend einen bedeuten-

den Vorfall, so wie schon hundert ähnliche geendigt worden waren. Der König hatte heiter und ruhig geschienen, sich allen Anwesenden huldreich gezeigt, und den Finanzminister vor Vielen ausgezeichnet. Jeder Schatten von Besorgniß schwand aus dessen beruhigtem Gemüthe, und wenn es ihn auch dümmeln wollte, als wäre die Königin Mutter heute etwas dunkleres als sonst, ja als habe er zuweilen einen ersten Blick voll Theilnahme bemerkt, der auf ihn geruht; und wie er auffah, sich schnell abgewendet, so glaubte er sich dieß dadurch erklären zu können, daß die Königin bereits von seinem Mißverhältniß zu Sophien unterrichtet sey, und nach der Art, wie sie sich stets als Beschützerin dieser Verbindung gezeigt hatte, jarten Antheil an den Störungen derselben nehme.

So wiegte er sich selbst in gefährliche Sicherheit, und alles, was ihn hätte aufmerksam machen können, diente nur dazu, ihn in seiner Zuversicht zu bestärken. Für diesen Augenblick war sein Verlangen bloß darauf gerichtet, eine Audienz bey der Königin Mutter zu erhalten, um sein gestörtes Verhältniß zu Sophien durch ihre Dazwischenkunft wieder zu ordnen. Aber Befürchte, die zahllos kamen, um ihm, so wie er die Tafel des Königs verlassen und seine Zimmer erreicht hatte, ihre Un-

terthönigkeit zu bezeigen, und sich in die Brust des mächtigen Mannes zu empfehlen, raubten ihr jede freye Viertelstunde. Der Tag, sanft und lieblich, die Dämmerung, kam nach und nach der völligen Nacht. Es war Zeit, im Cercle bey dem Könige zu erscheinen, und das konnte, unmöglich, in demselben Anzuge geschehen, in welchem man sich beym Diner gezeigt hatte. Es war unumgänglich nothwendig, die wenigen Viertelstunden, welche noch erübrigten, dieser wichtigen Angelegenheit zu widmen; und so groß auch das Verlangen war, sich über Sophiens Benehmen Klarheit zu verschaffen, mußte es doch jener Rücksicht weichen. Morgen war auch noch ein Tag, und das Geschäft ließ sich aufschieben!

Die Toilette war gemacht, der Abandanzug so möglich noch glänzender, noch wohlfeidender als der am Mittwoch; denn es war wahrscheinlich, daß viele Damen von dem benachbarten und dem Adel von Nantes gegenwärtig seyn würden, es war möglich, daß auch die kleine Eigensinnige im Gefolge ihrer Gebietherinn erschien. Er machte sich auf den Weg. Zwey Käufer mit Jackeln schritten vor ihm her, um dem Wagen in den Hof zu leuchten, während mehrere Bedienten ihm folgten; da trat unter dem Portal des Hauses eine Gestalt in einen dunkeln Mantel eingeschlagen, den Hut

tief ins Gesicht gedrückt, dem Minister plötzlich an die Seite. Einen Augenblick Gehör, ehe du zum Könige gehst! flüsterte der Unbekannte mit dumpfer Stimme. — Fouquet sah empor. La Feuillaude! rief er, den Freund erkennend: — Was ist's?

Still! erwiderte der Andere, indem er den Finger auf die Lippen legte: Mein Name darf hier nicht genannt werden. Ich bin nichts als eine Stimme in der Wüste. Geh' nicht ins Schloß, Fouquet!

Und warum nicht?

„Dir droht Etwas. Was? weiß ich nicht. Komm hierher!“ Er zog ihn mit sich auf die Seite und flüsterte leise und schnell: „Man hat dem Könige Verdacht gegen dich beigebracht. Er hat heute dein ganzes Schloß zu Belleisle untersuchen lassen!“

Ohne mein Vorwissen? Was soll das bedeuten?

„Gewiß nichts Gutes. Alles ist aufgenommen, beschrieben worden. Es war eine Commission von mehreren Personen dasselbst.“

Du träumst — meine Leute hätten mich sicher benachrichtigt.

„Wenn es ihnen die Herren der Commission nicht unter der Ungnade des Königs verbotzen hätten! Glaube mir, dir droht Gefahr. Geh' nicht aufs Schloß!“

Aber woher weißt du?

„Dir das zu erzählen, würde zu lange währen. Du brauchst nichts als das Resultat zu wissen. Du sollst fliehen, so bald du kannst. Leb wohl! Man darf mich hier nicht sehen.“ Bey diesen Worten schlug Feuillade den Mantel wieder über's Gesicht, und verschwand unter den Bogengängen vor dem Hause so schnell, wie er unbemerkt hierher gekommen war.

Fouquet stand betroffen. Des jungen Dambville's geheimnißvoller Rath von diesem Morgen fiel ihm ein. Wenn hier wirklich ein Zusammenhang wäre? Wenn Etwas gegen ihn im Werke wäre? — Aber nein! Es war unmöglich! — Der König hatte ihn heute gnädiger als sonst behandelt. Die Sache wegen Belleisle war sicher ein Mißverständnis, es stimmte nichts recht zusammen. Wie hätte Feuillade erfahren können, was selbst sein treu ergebener Castellan ihm nicht hatte melden dürfen? Noch kämpften Zweifel und Zversicht in seiner bestürzten Seele — da schlug die Uhr des nächsten Klosterthurmes die Stunde, wo der Adel sich in den Zimmern des Königs einzufinden mußte. Fouquet schüttelte den aufgedrungenen Schauer ab, sprang in den Wagen und fuhr aufs Schloß, wo er schon alle Apartments erleuchtet, und durch

einen Theil der versammelten Gesellschaft belebt fand. Der König war noch nicht erschienen.

Die Art, wie Alles in diesen Sälen den allmächtigen Minister bey seinem Eintritte empfing, trug viel dazu bey, sein inneres Schwanken zu endigen, und die Zuversicht auf sein unwandelbares Glück mit Kraft hervorzurufen, und alle Warnungen und alle mißtönenden Erinnerungen des heutigen Tages schwanden allmählig aus seiner Seele. Nun trat der König ein, die Königin Mutter, einige der Prinzen, aber — es war doch heute ein Tag voll getäuschter Erwartungen und Unannehmlichkeiten! — Sophie Malnevile erschien nicht unter den Damen der Königin. Die königlichen Personen waren huldreich und zuvorkommend mit Allen, Fouquet wurde sehr ausgezeichnet, die Prinzen und der König waren heiter, nur auf der Königin Mutter Stirn schien jene trübe Wolke zu weilen, die Fouquet schon bey der Tafel bemerkt hatte, und zuweilen glaubte er eine Art Unruhe an ihr wahrzunehmen, und hier und dort einen sehr ernsten Blick, der auf ihm haftete.

Das Alles aber setzte sein zuversichtlicher Geist auf Rechnung seines Verhältnisses zu Sophien, und brachte deren Nichterscheinen damit in Zusammenhang. Es verstimimte ihn, es rief ihm die ver-

schledenen sonderbaren und unangenehmen Auftritte des heutigen Tages zurück, es machte ihn nachdenkend; und er beschloß, wenn die Parthieen arrangirt würden, für heute kein Spiel anzunehmen, um vielleicht einen günstigen Augenblick zu finden, wo er sich seiner königlichen Beschützerinn nähern, und von ihr die Lösung so mancher widrigen Räthsels erfahren könnte.

So verging ein Theil des Abends, als einer der aufwartenden Edelknaben sich dem Minister näherte und ihm meldete, sein Secretär sey draußen im Vorzimmer, und habe ihm eine wichtige Depesche zu übergeben; die so eben eine Staffette gebracht.

Das ergriff ihn. — Unwillkürlich fühlte er sich erblaffen. — Sein böses Geschick berührte ihn ernsthafte als zuvor in diesem Augenblick. Doch sagte er sich schnell, schalt sich selbst einen Thoren, und eilte hinaus.

Der Secretär reichte ihm einen Brief, und bey Erblickung dieser Schriftzüge ging ein erheitertes Licht in seiner Seele auf. Er war von seiner Freundin de Bellière. Mit erleichtertem Herzen erbrach er ihn, trat zu einem der angezündeten Candelabres, und las:

„Ich bin auf dem Wege nach St. Mandé. Ihre Feinde haben gesiegt. Sie sind gestürzt; aber nicht

blos gestügt. — Ach, die besorgte Freundschaft darf das Ärgste nicht verschweigen! Es geht an Ihre Freiheit, vielleicht — Ich vermag es nicht, den Gedanken auszuwenden! Was ich für Ihre gute Sache thun kann, geschieht. Das übrige muß sich dem Himmel anheimstellen. Retten Sie sich, wenn dieß noch möglich ist!“

P. B.

Jetzt überwältigte Schrecken und Entsetzen den sonst muthigen Mann. Eine tödtliche Blässe überdeckte seine Züge, seine Glieder erstarrten. — So vergingen einige Sekunden, während welchen sein Secretär die Augen erschrocken auf ihn geheftet hielt, und ihn vergebens fragte, ob er Hülfe bedürfe; denn er glaubte an eine Ohnmacht. Da riß sich Fouquet empor, seine Geistesgegenwart kehrte wieder, mit ihr Muth und Entschluß. Lassen Sie meinen Wagen vorfahren! sagte er. Ich muß auf der Stelle nach Hause. —

Der Secretär, der es sehr natürlich fand, daß irgend eine wichtige Depesche den Staatsmann schnell an seinen Schreibtisch rufe, eilte hinaus. Der Minister rief seine verwirrten Gedanken mit Macht zusammen, um den aufwartenden Personen des Hofes, die sich im Hintergrunde des Zimmers befanden, keine Gelegenheit zu Bemerkungen zu

gehen, beherrschte Mienen, Blick und Gang; und folgte ziemlich gelassen dem vorausseilenden Secretär.

Am obern Ende der Treppe fand er sein Gefolge, und erblickte bereits unten im Portal die Kutsche, deren rasche Pferde ihn mit gekügelter Eile der drohenden Gefahr enttragen sollten. So schnell es seine innere Erschütterung erlaubte, eilte er die Treppe hinab — da trat ihm, den Degen in der Hand, der Herzog von Damville entgegen, dem vier Gardisten; ebenfalls mit entblößten Schwerdren, folgten. Er grüßte zuerst den Minister, dann, indem er den Hut auf den Kopf drückte, sagte er mit einer Stimme, deren Boden die Ergriffenheit seines Innern verrieth: Herr von Fouquet! Ich muß Sie, im Namen Sr. Majestät des Königs, für meinen Gefangenen erklären, und um Ihren Degen bitten. —

Fouquet erstarrte und trat besond einen Schritt zurück. Sein Auge blickte mit dem Ausdruck des Entsetzens den Herzog an, die Stimme versagte ihm, um ein Wort hervorzubringen.

Damville betrachtete ihn mit inniger Theilnahme. Rechnen Sie mir nicht zu, Herr von Fouquet, was ich auf Befehl Sr. Majestät thun muß. Alle Schonung, die von mir abhängt, soll Ihnen werden. Er winkte bey diesen Worten einem Manne,

der, in einen Mantel eingeschlagen, hinter dem Portal gewartet zu haben schien, und jetzt hervortrat. — Auf ein Zeichen dieses Mannes mußte der Wagen des Ministers aus dem Portal hinaus, und ein anderer, der schon im Hofe harrte, vorsehren.

Ich muß mit dem König sprechen, rief jetzt Fouquet, der seine zerstörten Gedanken gesammelt und sich gefaßt hatte. Es ist ein Irrthum, ein Mißverständnis. — Unmöglich kann der König Befehlen haben —

Herr von Fouquet! versetzte Damville sehr ernst, indem er die Rechte an sein Degengefäß legte: Ich bin Officier und Edelmann — und ich sage Ihnen, Seine Majestät haben mir selbst heute früh in ihrem Kabinette den Auftrag ertheilt.

„Der König? Er selbst?“ — versetzte Fouquet, und aller Muth verließ ihn bey diesem Gedanken.

Erinnern Sie sich der Worte, erwiederte Damville, ohne sich in weitere Erörterungen einzulassen, die ich Ihnen diesen Morgen im Garten sagte, und haben Sie die Güte, mir Ihren Degen zu geben.

Ein schwerer Seufzer stieg aus des vernichteten Mannes Lippen empor. Sein Kopf sank auf die Brust. — Mit zitternder Hand versuchte er es, den Degen loszuhaben, er vermochte es nicht.

Einer der Gardisten mußte ihm helfen. Damville's Herz war gepreßt, er empfing den Degen mit einer innern Erschütterung, welche dem Angeklagten nicht entging.

Herr von Damville! Gott ist mein Zeuge!
Ich bin unschuldig!

Ich glaube es, erwiderte dieser mit theilnehmendem Tone, und ich bedaure Sie von ganzem Herzen.

„Thun Sie für meine Vertheidigung, edler, junger Mann, was in Ihrer Macht steht!“

Bey Gott! ich will es! Nur fürchte ich, mein guter Wille wie meine Kraft wird hier zu schwach seyn.

Gönnen Sie mir nur noch einen Augenblick Zeit, und erlauben Sie mir, Ihnen zwey Worte zu sagen, drang Fouquet in den Erweichten und Erschütterten, indem er ihn bey Seite ziehen wollte —

Ich darf nicht! erwiderte Damville, schnell ermannt: Meine Ordre ist streng und gemessen. Herr von Artagnan! fuhr er, zu jenem Verhüllten gewendet, fort: Ich übergebe Ihnen hier Ihren Gefangenen. Handeln Sie Ihr Amt. Nach Aungers — Sie wissen —

Nach Aungers! rief Fouquet: — So soll ich

von Nantes fort, ohne den König sprechen zu dürfen? Großer Gott! das ist sehr hart!

Damville zuckte die Achseln, d'Artagnan verbogte sich, trat vor, und wies auf die offene Wagenthüre; bey der ein Gardist mit gezogenem Degen stand: Ist's gefällig?

Nun erkannte der Unglückliche, daß Alles verloren sey. Seine Kraft brach zusammen, seine Kniee sanken ein, Todesblässe und Todeschauer bemächtigten sich seiner. — Damville und d'Artagnan mußten ihn unterstützen, um ihn in den Wagen zu bringen, dort setzte sich d'Artagnan an seine Seite, der Gardist mit der blanken Waffe folgte ihnen, und nahm den Rücksiß ein. Aber über Fouquets Wesen hatten Entsetzen, Angst und Verzweiflung ihre verächtlichen Schleier gebreitet. Er lag in halber Ohnmacht; fast bewußtlos in seiner Ecke und gewahrte kaum das Commando von fünfzig Reitern; das, wie der Wagen aus dem Schloßthore gefahren war, sich rechts und links und von allen Seiten dicht an denselben schloß, und so unter lautem Getassel und Getrab der Kasse durch die Straßen der Stadt und hinaus ins Freye eilte.

Damville stand noch etne Weile, tief ergriffen und betäubt vom dem Vorgange; dessen Zeuge, ja dessen Werkzeug er hätte seyn müssen, — und hielt

Fouquet's Degen mechanisch in der Hand. Endlich faßte er sich so weit, um zu wissen, was ihm jetzt zu thun oblag, aber ohne klar in der Gegenwart und Zukunft einer Begebenheit zu sehen, die, das konnte er allein mit Bestimmtheit vermuthen, große Bewegungen zur Folge haben mußte. Dann stieg er langsam die Treppen empor, suchte den Weg zum Kabinette des Königs, wo der dienstthuende Kammerherr seiner bereits harrete, und meldete diesem: des Königs Befehl sey vollzogen.

Der Kammerherr hieß den Gardecapitän warnten, und eilte, wie ihm der König aufgetragen, alsobald hinüber in den Saal, wo Ludwig mit seiner Mutter und dem Englischen Botschafter bey einer Spielparthie saß, und bereits, wie Jene wohl bemerkten, öfters im Spiel zerstreut nach der Thüre geblickt hatte. Jetzt trat der Kammerherr ein, Ludwig wendete sich rasch, und blickte ihn erwartungsvoll an; jener verbeugte sich stumm mit bejahender Geberde — so war es ihm geheißen — und entfernte sich eben so schnell und wortlos, wie er gekommen war.

Eine Erschütterung, die er vergebens ganz zu bemeistern strebte, durchzuckte den Alleinherrscher, als ihm die Gewißheit wurde, der Streich, den er verhängt hatte, sey gefallen, sein Befehl ausgeführt, und der staatsgefährliche Mann, der noch gestern nach ihm oder mit ihm der Mächtigste im

Reiche gewesen war, sey nun von seiner Höhe herabgestürzt, in diesem Augenblicke nichts mehr als ein ohnmächtiger Gefangener, mit welchem nach seinem Belieben oder nach der Strenge der Gesetze zu verfahren in des Königs unbeschränkter Macht lag.

Anna von Oesterreich, zum Theil mit ihres Sohnes Plänen bekannt, zum Theil aus feinen Zügen das Übrige ahnend, errieth auf der Stelle, was geschehen war, und der Gedanke an die entsetzliche Lage, in der sich derjenige befinden mußte, dessen Schicksal sie seit einiger Zeit mit so lebhaftem Antheil geleitet hatte, an das Loos, das seiner wahrscheinlich harrte, an das Mädchen, dessen Glück sie durch seine Hand zu gründen gedacht hatte — Alles das drängte sich ihr plötzlich und gewaltsam auf, ihre Fassung verließ sie. Der Botschafter warf einen, aber auch nur einen Blick auf seine beyden fürstlichen Mitspieler — dann setzte er eben so unbefangen, als hätte er nichts bemerkt, sein Spiel fort, befiß sich, durch seine Ruhe und scheinbare Achtlosigkeit jene Beyden auch ihre Unbefangenheit wieder finden zu lassen. Aber Anna's Finger zitterten, indem sie die Karten hielt, in ihr Auge drängte sich eine Thräne, und der König, dessen gespannte Neugier ihm keine Ruhe mehr ließ, legte sein Spiel nieder, stand auf und sagte, die Andern möchten nur sitzen bleiben, er werde sogleich wieder hier

sepa. Mit diesen Worten verließ er den Saal, indem er der übrigen Gesellschaft, die schnell bei seinem Erheben von ihren Stühlen aufstuh, mit freundlichen Händewinken bedeutete, daß sich Niemand stören lassen möchte — ein Befehl, den seine Mutter gleich hierauf wiederholte, und mit aller Fassung, deren sie mächtig werden konnte, ein gleichgültiges Gespräch mit dem Englischen Botschafter anknüpfte, während dessen ihr Gemüth von schmerzlichen Empfindungen bewegt war, und ihre Blicke die Thüre hültheten, um, wenn der König wiederkehrte, in seinen Mienen einen Theil dessen zu lesen, was ihr zu erfahren jetzt so wichtig war.

Der Kammerherr war indeß in das Cabinet des Königs zurückgekehrt, wo Damville stumm, in sich versunken, mit den Zeichen der heftigsten innern Erschütterung, den Degen des Unglücklichen in der Hand, an einem Schranke lehnte, und kaum den Eintritt des Kammerherrn bemerkte. Betroffen gewahrte dieser die Zerstörung, welche die Züge des Gardecapitän's ausdrückten, und konnte nicht begreifen, wie ein Mensch, den sein Monarch erst mit einem so wichtigen als ehrenvollen Auftrage beglückt hatte, nicht von Vergnügen strahlen konnte?

Bald darauf trat dieser selbst ins Zimmer. Damville raffte sich empor, ging ehrfurchtsvoll dem Monarchen entgegen, und überreichte ihm mit tiefer

Verhængung die fremde Waffe, indem er hinzusetzte: Eurer Majestät Befehl ist vollzogen, der Gefangene auf dem Wege nach Angers, und ich habe die Ehre, Ihnen hier seinen Degen zu Füßen zu legen.

„Erzählen Sie, Damville, erzählen Sie! Wie ging es denn? Wie nahm er sich? Aber mein Gott, Capitän! Wie sehen Sie aus? Wahrhaftig, man sollte Sie für den Verurtheilten halten.“

Ich gestehe, erwiederte Damville, daß der Auftrag, womit Ew. Majestät mich beehrt, so leicht er an sich selbst zu vollziehen war, doch seiner Natur und seinen Folgen nach, einen tiefen Eindruck auf mich machen mußte.

„Wie so?“

Dieser Sturz, dieser plötzliche Glückswechsel, die Verzeißung des Unglücklichen, seine mittheidwerthe Lage —

„Schon gut! schon gut! Ich will nur wissen, wie die Sache geschah. Ihre Betrachtungen gehören nicht hierher.“

Damville verbeugte sich ehrerbietig — dann faßte er sich mit Macht, und berichtete nun dem Könige mit kurzen Worten den Hergang der Begebenheit. Aber Ludwig wollte mehr wissen. Er fragte um jede Bewegung, jedes Wort, ja wo möglich jeden Blick des Unglücklichen, und es schien, als gäben ihm die Zeichen der Verzeißung, der

vollkommenen Entmuthigung desselben eine Art von Sicherheit und größerer Ruhe.

Endlich war nichts mehr zu fragen, und nichts mehr zu berichten. Der König entließ Damville, sehr zufrieden mit der Art, wie er sich benommen, so wie mit dem ganzen Erfolg der Sache, und versicherte ihn seiner königlichen Gnade.

Damville's Ehrgeiz fühlte sich wohl geschmeichelt durch diese Anerkennung seines Monarchen, und durch die Aussichten, die sich in seine Zukunft öffneten; dennoch hörten die mannigfachen freudigen und furchtbaren Erschütterungen nicht auf in ihm nachzubeben, die diesen Tag bezeichnet hatten. Fiebernd legte er sich zu Bette, und einige Zeilen, die er an seine Sophie schrieb, um sie im Allgemeinen über das, was mit ihm vorgegangen war, zu beruhigen, und darauf vorzubereiten, daß er sie morgen schwerlich am verabredeten Plage im Garten werde treffen können, waren Alles, was seine Kräfte vermochten.

Die Nacht des Herbstes hatte sich nun, Stille und Ruhe gebietend, über die Erde gebreitet; aber unter ihrem Schatten fing erst leise und zweifelhaft, dann immer lauter und zuversichtlicher sich das Gerücht von der höchst wichtigen und sonderbaren Begebenheit zu verbreiten an, die diesen Abend im Schlosse vorgefallen war. Man flüsterte geheimniß-

völl; man wollte zweifeln, widersprechende Gerüchte kamen in Umlauf; man sandte nach der Wohnung Jonquet's, seine Equipage, aber er nicht darin, war zurückgekehrt. Man fragte im Schlosse nach, er hatte es verlassen. So verging die Nacht in unruhigem Treiben, bis der Morgen die Neuigkeit mit Gewißheit kund gab, daß der allmächtige Minister gestürzt sey. Ob gefangen, ob ermordet? das wußte Niemand. Aber es war ein Donnerschlag für Unzählige, die auf irgend eine Weise ihr Schicksal an das seine geknüpft wußten, ein Schlag, der einen großen Theil Frankreich erschütterte und bis an seine Grenzen wiederhallte. Den Mann, der des Tages zuvor, von Jedermann beneidet, gefürchtet oder bewundert, mit seinem Monarchen zu Tische geseßen, sich Abends, wie es schien, noch seiner vollen Gunst erfreut hatte, diesen Mann hatte sein Verhängniß plötzlich ereilt, und er war, wenn er noch lebte, nichts weiter als ein Gegenstand des Mitleids für den ärmsten aber freyen Schuldlosen. Alles am Hofe war voll Bestürzung, die Königin Mutter schloß sich in ihre Gemächer ein, und ließ Niemand vor, und Sophie wußte nicht recht, ob sie den Unglücklichen mehr bedauern, oder sich mehr ihrer unvermutheten Befreyung freuen sollte.

Der König, oder vielmehr Jene, welche ihm zu diesem Schritte gerathen hatten, hielten sich überzeugt, daß diese Maßregeln entweder vollständig oder gar nicht genommen werden mußten. In dieser Ansicht hatte man auch sogleich an das Schloß zu St. Mandé gedacht, dessen Geheimniß nicht so verborgen geblieben war, als es Fouquet in seiner täuschenden Zuversicht sich geschmeichelt hatte.

Mit schrecklicher Angst im Herzen und in der größten Schnelligkeit, wie nur die Erreue der Freundschaft und das mit vollen Händen hinausgeworfene Geld sie erwirken konnte, war Frau von Bellière von Paris nach St. Mandé mehr geflogen als gefahren. Schon erblickte sie das Schloß von ferne, jetzt unterschied sie bereits die Fenster, jede architectonische Verzierung, die Bäume und Terrassen des Gartens, und nun, wie der Weg sich wendete zeigte sich unfern der weidläufigen Gartenmauer ein kleines aber niedliches Haus, von einem zierlichen Blumengarten umgeben. Dort wohnte Fouquet's Justiziar, und dort war auch der Ausgang des unterirdischen Weges, der in dem gefährlichen Cabinet begann. Ihr Herz schlug bang und heftig; jener Nachmittag — ach, es waren noch nicht zwei Monate seitdem verfloßen! — stand lebhaft vor ihr wo sie dem bedrohten Freund ihre Besorgnisse mitgetheilt, und wohl Keines von ihnen an die Möglich-

Zeit geglaubt hatte, daß in so kurzer Zeit schon Gebrauch von dieser Gröffnung gemacht werden sollte.

„Großer Gott! Was erblickte sie jetzt? Zwei königliche Dragoner hielten am Eingange zu der Avenue des Schlosses, — und durch die Allee von breitblättrigen Rüstern, die gerade an das Thor führte, sah sie auch dieß von mehreren Dragonern besetzt. Es war geschehen, was abzuwenden sie mit äußerster Anstrengung gestrebt hatte — das Schloß war in der Gewalt des Königs, und — vielleicht auch das Geheimniß, das jenes Kabinett verbarg! Vielleicht auch nicht! Vielleicht ließ der erzürnte Monarch, den Fouquet's zahllose Feinde gegen ihn erbittert hatten, sich nur aller Befehlungen des gestürzten Günstlings versichern, und Niemand ahnete, was St. Monde in sich enthielt! Diesen Hoffnungsstrahl warf ein schwaches Dämmerlicht in die Nacht, welche sich seit dem Anblick jener Soldaten in dem Geiste der Frau von Bellière verbreitet hatte. Sie hatte bereits Befehl geben wollen, umzukehren. Jene Hoffnung hielt sie. Vielleicht war das Geheimniß noch zu retten. — Sie hieß den Kutscher auf das kleine Haus des Justiziers zufahren. Aber in dem Augenblicke hatten die Dragoner am Eingange der Allee den Wagen erblickt. Sogleich kam Einer derselben herangefprengt und geböth dem Kutscher, der eben umlenken wollte, Halt zu ma-

then. Der Andere ritt pfeilschnell die Allee hinauf, und kam eben so schnell, indeß die Marquise noch im Wortwechsel mit dem Reiter war, dessen Recht, Jemand auf der Straße anzuhalten, sie durchaus nicht anerkennen wollte, mit dem Officier zurück. Dieser erklärte ihr, daß er den strengsten Befehl habe, alle Personen, die im Schlosse wären oder sich demselben näherten, im Rahmen des Königs anzuhalten, und vor der Hand nicht zu entlassen, bis eine höhere Instanz über die Zulässigkeit ihrer Freygebung entschieden haben würde.

Die Marquise erstarrte. Sie wurde todtenküßlich, und ließ sich dann — unermügend zu antworten, ja, kann vermügend einen klaren Gedanken zu fassen, dorthin führen, wohin es der unentsiehbaren Macht, der sie anheim gefallen war, belieben würde.

Im Schlosse angekommen, das sie so zu betreten nicht gedacht hatte, ward ihr bald der Umfang des ganzen Unglücks klar. Fouquet war in Rantes auf Befehl des Königs, beim Herausgehen aus dem Schlosse, arretirt, und als Staatsgefangener unter starker Escorte indessen nach Angers gebracht worden, bis ihm; sogleich nach der Rückkehr des Königs nach Paris, der Prozeß gemacht werden, und sehr wahrscheinlich sein Kopf, zur Sühnung aller seiner gegen den Monarchen und den Staat

theils begangenen, theils entworfenen Verbrechen, fallen werde.

Über diese letztern sollte das Schloß zu St. Mandé Aufschlüsse enthalten, und um sich derselben zu verschern, war das Commando hierhergeschickt worden. Alles war nun zu gut angekundschaftet. Jener Spiegel konnte sein Geheimniß nicht mehr decken, der unterirdische Gang es nicht retten, die Papiere waren gefunden, und aus ihnen ließen sich staatsgefährliche Pläne nur zu leicht herausdeuten.

Die Marquise mußte zu wohl, welchen verderblichen Schein dieß Alles auf ihren Freund werfen mußte; es blieb kein Zweifel übrig, seine Feinde waren unermüdet thätig gewesen, und der glücklichste Erfolg, unterstützt durch die eigene zu stolze Sicherheit des unglücklichen Opfers, hatte diese Bemühungen gekrönt. Was sollte nun das Schicksal des Verrathenen seyn? Dieser Gedanke fiel mit Centnerlast auf ihr Herz, und bemächtigte sich ihres Geistes so ausschließend, daß kein anderer mehr Raum in ihr fand.

Ohne Einwendung, ohne den geringsten Versuch, für sich selbst etwas zu bewirken, ließ sie sich von dem Offizier, der mit seinen Beuten noch denselben Abend nach Paris aufbrach, als eine Gefangene mitführen. Aus Schonung wurde ihr ihr eigenes Haus als Gefängniß angewiesen, wo sie

in leidlicher Fast verblieb, bis Fouquet's Prozeß eingeleitet war, und auch ihre Aussagen öfters gefordert wurden. Dieser Prozeß war eine Angelegenheit, welche ganz Frankreich beschäftigte, so wohl durch die Wichtigkeit desselben, und die wohlwollenden oder gehässigen Leidenschaften, die er aufregte, als auch dadurch, daß eine ungeheure Anzahl von Personen aus allen Ständen, Geschlechtern und Provinzen sich darein verwickelt fanden. In jenen unseligen Papieren, welche das Kabinett in St. Wand's verborgen hatte, war eine Menge von Individuen aufgezeichnet, und mit Bemerkungen begleitet, welche vielleicht vom Schreiber selbst so schlimm nicht gemeint waren, die aber in dem Zusammenhange, in welchen sie gestellt waren, ein sehr zweydeutiges, gefährliches Licht auf die Genannten warfen. So war fast keine angesehene Familie, welche nicht durch eines ihrer Glieder auf nähere oder fernere Art sich durch diesen Prozeß gekränkt fühlte.

Mitten in dieser allgemeinen Bestürzung hätte vielleicht ein schuldloses Paar, das auf seltsame Weise und gegen seinen Willen in jene großen Ereignisse mit eingeflochten worden war, Sophie und ihr Victor, ihr früheres Glück wieder finden können. Ihre Herzen hatten sich von Neuem erkannt, versöhnt, alle Mißverständnisse waren beseitigt,

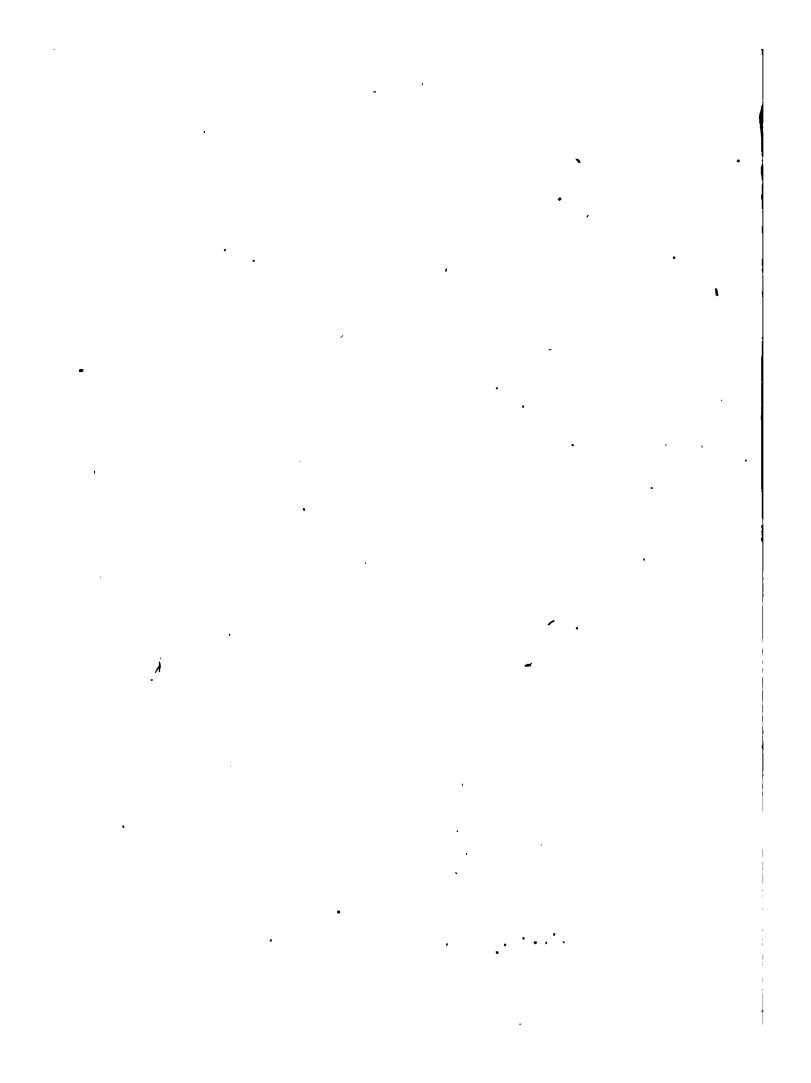
und selbst des Vaters Abneigung durch die Bedenklichkeit entwaffnet, welche die große Gunst der Königin Mutter Sophien ertheilte. Aber als ob Alles, was mit dem gestürzten Mächtigen in irgend einer Verbindung, von welcher Art diese auch seyn mochte, gestanden hatte, von dem Gifthauch seines bösen Schicksals berührt werden mußte, so konnte auch das Glück der Liebenden nicht mehr aufblühen. Die leidenschaftlichen Erschütterungen jenes Tages, wo er am Morgen die Geliebte treu wieder fand; und Abends das Werkzeug seyn mußte, den Nebenbuhler wahrscheinlich dem Tode zu überliefern, hatten Vectors altes Übel wieder hervorgerufen, und er wurde bedenklich krank. Zwar wich es auch dießmahl der Kunst der Ärzte, und der gärtlichen Pflege, die ihm von seiner Brant wurde; aber es kam wieder, und abermahl wieder, bis die Jugendkraft vollends erschöpft war, und alles Glück und aller Trost der Liebenden darin bestand, daß, mit des Vaters und des Königs Genehmigung, ein Priester Sdyptiens Hand in die ihres sterbenden Geliebten legte, der wenig Tage darauf in ihren Armen verschied. Sie aber eilte, den längst gefaßten Entschluß auszuführen, und ihren Schmerz in den Mauern eines Klosters zu begraben.

Frau von Bellière und noch viele andere Personen wurden theils härter, theils gelinder gestraft,

und eine große Zahl vom Hofe verwiesen. Über Fouquet selbst schwebte lange Zeit das Schwert des Hängers, denn seine Feinde und Reider dürsteten nicht bloß nach seinem Plaze und seinem Einfluß, sondern auch nach seinem Blute. Wohl lagen auch in der Art, wie er die Finanzen verwaltet hatte, und in seinen kühnen Entwürfen schwere Anflagepunkte gegen ihn, die denn von seinen Widersachern eifrig und boshaft benutzt wurden. Aber er besaß auch warme und treue Freunde, und diesen gelang es endlich, beym König und im Parlamente einen günstigen Spruch zu bewirken, und das drohende Todesurtheil abzuwenden. Er wurde zu lebenslänglicher Gefangenschaft verdammt, und unter so zahlreicher Bedeckung nach der Festung Pignerol gebracht, daß auch hieraus die Furcht zu erkennen war, die dieser Mann dem König und seinen Richtern eingeflößt hatte.

Seine Haft bis an seinen erst nach fünfzehn Jahren erfolgten Tod war enge und streng, aber unter der Aufsicht des redlichen St. Marc so anständig, ja würdevoll, daß Viele später aus der Art, wie ihm begegnet worden war, sich veranlaßt fanden, ihn für den räthselhaften Mann mit dem eisernen Maske zu halten.

II.
Das Turnier zu Worms.



Ein milder Sommerabend hatte die Natur erquickt, die Sonne war hinter den westlichen Bergen hinabgesunken, und mit der kommenden Dämmerung verbreitete sich Stille und Kühlung über die weite Gegend. Da saßen auf dem Steinsteig am hohen Fenster des Bergschlosses die verwitwete Freyinn von Bogen und die Ehefrau des Ritters von Jungingen, der in der Reichsstadt Worms das Bürgermeisteramt verwaltete. Er hatte auf einer Geschäftsreise, die er nach Inspruck zum Kaiser Maximilian hatte machen müssen, die Gattin gern mit einem kleinen Umwege nach jener Gegend gebracht, wo die Jugendfreundin derselben jetzt als Witwe des reichen und mächtigen Freyherrn von Bogen lebte, und zu der Claren von Jungingen seit mehreren Jahren eine stille Sehnsucht zog. Isabelle und Clare waren beyde in Burgund geboren. In dem reichen Brüssel, wo Karl der Kühne Hof hielt, hatten ihre beyderseitigen Ältern, wohlhabende Adelige, nahestehende Häuser bewohnt. Isabelle von Faucigny und Clara von Horn sahen

sich regelmäßig jeden Morgen bey der Messe in der Frauenkirche, und wenn Abends die Aufgabe des Tages geendigt war, durften sie hoffen, sich, von ihren Wärterinnen begleitet, vor den Thüren der älterlichen Häuser zu finden, oder auf dem großen Spielplaze der Kinder, am Brunnen auf dem Markte. Allmählig wuchsen die Mädchen heran, und mit ihnen wuchs ihre Freundschaft, aber auch ihre Wohlgestalt und Liebenswürdigkeit. Da starb Elarens Mutter, und der Vater, ein Mann von finsterner Gemüthsart, dem das junge hübsche Mädchen zu hütthen eher eine Last als eine Freude schien, schickte sie zu seiner Schwester, die in Worms verheirathet war. Schmerzlich war die Trennung der beyden Freundinnen, besonders da in jener Zeit keine jezt gewöhnliche Fertigkeit im Schreiben den Entfernten den Trost eines fleißigen Briefwechsels gewähren konnte. Sie waren nicht nur durch weite Straßen geschieden, sondern es blieb ihnen auch keine Hoffnung, Eine von der Andern Kunde zu erhalten, als wenn etwa ein Reisender aus jener Gegend, wo die Freundin lebte, kam, und zufällig oder mit Auftrag Nachricht von ihr ertheilen konnte.

So waren mehrere Jahre vergangen. Beyde Mädchen waren zu Jungfrauen herangereift, Beyde waren angenehm, sittlich, verständig; doch fand

Glara von Horn viel eher den Mann, der ihrem Herzen zusagte, und der Ritter von Jungingen, einer der angesehensten Männer in Worms, fühlte sich bald von den Reizen der hübschen Flämänderinn umstrickt. Er warb bey ihrer Tante um ihre Hand, diese meldete es dem Vater nach Brüssel. Der Alte war sehr erfreut, kam selbst nach Worms, und legte vergnügt seiner Tochter Hand in die ihres Freyers.

Glara war bereits Mutter zweyer Kinder, als sie erst die Nachricht erhielt, daß Isabelle nach manchem langen Bedenken und Wählen sich endlich entschlossen habe, dem Herrn von Bogen, einem Manne, der in Bayern an der Donau reich begütert, und Schirmvogt des Bisthums zu Regensburg war, ihre Hand zu reichen. Glara ließ sich von dem kaiserlichen Schreiber, der Geschäfte halber nach Worms gekommen war, von Herrn Marx Treißsauerwein, Vieles von dem Gemahl der Freundin, den Jener wohl kannte, erzählen. Er war ein sehr rechtlicher, verständiger Herr, ein wackerer Degen dazu, und des Kaisers Majestät schätzte ihn sehr; aber er war bereits weit über die Jugendjahre hinaus, nicht eben häßlich, aber auch nicht empfehlend von Person, übrigens reich, angesehen und höchst verliebt in sein liebliches blühendes Gemahl, die, wenn

man es nicht besser wußte, füglich für seine Tochter gelten konnte.

Clara hörte das Alles mit großer Verwunderung. Sie hatte Isabellens Sinn ganz anders gekannt. Sie wußte, daß ein nicht gewöhnlicher Schwung des Geistes sie früher beseelt, und öfters angetrieben hatte, das Gewöhnliche zu verschmähen, und sich an Besonderem, auf irgend eine Art Ausgezeichnetem, zu ergöhen. Sie wußte ferner, daß ihr junges Herz sogar nicht ganz frey mehr von einer stillen Neigung gewesen war, die sie sich freylich selbst nicht recht gestand, und noch viel weniger der Freundin zu bekennen entschließen konnte — und sie schloß aus dem, was sie wußte, und dem, was sie nun vernahm, daß verschiedene und nicht ganz gewöhnliche Ereignisse hier gewirkt haben mußten, um Isabellen zu einer Heirath zu bestimmen, die nur eine ganz alltägliche Überlegung oder eine eigennützige Absichtlichkeit hätte schließen können. Und wie konnte sie jene kühle Besonnenheit, oder diese niedrige Berechnung von einem Mädchen vermuthen, das höchstnützlich genug geschienen hatte, um bey einem lebenswürdigen und geliebten Gegenstand über Vermögen und Rang hinweg zu sehen, und sich bloß für Edelmutb, Tapferkeit und Ruhm zu begeistern?

Indessen, Isabelle war Frau von Bogen geworden, sie war ihrem Manne auf seine Schlösser gefolgt, sie hatte ihm dort zwey kräftige schöne Knaben geboren, und er war nach wenigen Jahren einer zufriedenen Ehe in ihren Armen gestorben, nachdem er ihr ein reiches Witthum gesichert, und auch sonst noch Geld und Gut zu freyer Bestimmung überlassen hatte. Die hübsche, reiche Witwe ward bald das Augenmerk des benachbarten Adels. Viele Ritter erschienen auf ihrer Burg, und warben offenbar oder mit bescheidener Zurückhaltung um ihre Gunst, sie aber betrachtete Alle mit Gleichgültigkeit, suchte Einen um den Andern zu entfernen, und schien entschlossen, ihr Leben im Witwenschleier zuzubringen. Zu dieser Zeit war es, daß Frau von Jutzingen sie zu besuchen kam. Die Freude Isabellen's war ungemein groß, als sie nach so manchen Jahren die theure Jugendgespielinn wieder sah, und kaum reichten die drey ersten Tage des Wiedersehens hin, um sich gegenseitig mit allem bekannt zu machen, was in dem langen Zwischenraume der Trennung in Brüssel, Worms und auf Schloß Bogen vorgefallen war, wie jede von ihnen gelebt, was mit ihren übrigen Freundinnen geschehen war, und wie denn alle die Gegenstände angelegener Fragen: heißen, welche sich zwey Freundinnen, die sich

konst jeden Gedanken mitzutheilen pflegten, nach langen Jahren der Trennung nachzuholen haben.

So saßen sie denn am Abende des dritten Tages am Fenster, in angelegentliche Gespräche vertieft. Immer stiller, immer dunkler wurde es unten auf der Fläche. Im scheidenden Lichte des Tages glänzten die Fluthen der Donau herüber, deren fernes dumpfes Geräusch in der Stille hörbarer wurde. Am Himmel gegenüber entbrannte der Abendstern, und aus den Strohdächern des Dorfes, das zwischen Gletsch und Gipsen am Stromesufer lag, erschien hier und dort ein Licht, das die fleißige Bäuerinn ansteckte, um dabey zu spinnen.

„Du bist doch schön bewohnt,“ nahm Frau von Jungingen das Wort, nachdem sie eine Weile in die abendliche Landschaft hinausgeschaut hatte: „Deine Burg hat eine angenehme Lage, und das Land scheint fruchtbar und wohlgebaut. Aber im Winter wird es dir doch zu einsam hier werden.“

Warum das? antwortete Isabelle: Ich bin gern hier, und sehne mich keineswegs nach städtischer Unterhaltung.

„Freylieh, du kannst Gesellschaft hier auf deinem Schlosse haben, so viel du willst; die Herren aus der Nachbarschaft belagern dich ja förmlich. Ich habe das mit Verwunderung gesehen, seit ich hier bin.“

Auch sie verlangte ich nicht. Es ist Keiner unter ihnen, der mir gefällt, ja, den ich nur um irgend einer Eigenschaft willen dem Andern vorziehen möchte. Sie sind mir Alle gleichgültig.

„So ist der Rechte noch nicht gekommen,“ versetzte Clara schmerzhaft.

Er wird nie kommen, erwiderte Isabelle ernst — und lächelte er auch — setzte sie mit einem Geßigerhinz, was könnte es ihm und mir frommen! „Wie so? Ich dachte, das ließe sich bald beantworten; du würdest dem, der dir gefiel, die Hand reichen, du würdest endlich das Glück einer aus Liebe geschlossenen Ehe.“

O höre auf, Clara, mir dieß Bild so deutlich anzumahlen! Es bleibt doch bey dem, was ich sagte, es würde mir und dem Manne nichts helfen. Gleich, Clara, ich habe dir gestern von der Liebe und Achtung gesprochen, mit der mein seliger Geyherr mich stets behandelt.

„Das hast du, und es hat mich um so mehr und deinetwillen getraut.“

Mein Seliger war ein trefflicher Mann, der wohl nur Einen Fehler hatte, und selbst dieser ließ sich, wenn man den Unterschied unserer Jahre bedachte, entschuldigen. Und dieser Fehler war eine große Anlage zur Eifersucht. Das war der einzige Schatten, der zuweilen unsere heitern Tage trübte,

aber dieser Schatten folgte dem Seligen auch noch in die Ewigkeit hinein. — Sein Testament —

„Ich habe von meinem Manne gehört, wie großmüthig er dich bedacht, wie viel er dir Freigiebiges angesetzt.“

Das erkenne ich dankbar, aber er hat eine Klausel beygefügt, die das Alles gleichsam aufhebt, oder wenigstens mit engen Schranken umstellt. Du wirst auch gehört haben, daß er seinen Neffen, Georg von Flammegg, einen sehr rechtlichen Mann, zum Vormund seiner Kinder und mich zur Mitvormünderin ernannt hat?

„Das beweist abermahl die Achtung, die er für dich hatte.“

Wohl! Er sagt auch viel Nühmliches von mir in seinem Testamente, und zuletzt: er sehe ein, daß er nicht verlangen könne, ich solle mein junges Leben und alle die Jahre, welche ich wahrscheinlich noch zu leben hätte, im Witwenstande verträuern. Darum lasse er ein bedeutendes Vermögen zu meiner freien Bestimmung, und es stünde nur bey mir, einem andern Manne meine Hand zu reichen. Da ihm aber nächst mir nichts so sehr am Herzen liege, als das Wohl seiner Kinder, so müßte der Mann, den ich wählen würde, auch die Achtung und den Beyfall meines Mitvormunds, seines Neffen

fen, erwerben, und dieser sollte entscheiden, ob mir die Kinder ferner im zweyten Ehebunde überlassen werden könnten oder nicht. Wäre dieß nicht, sände Herr Georg von Flammegg mit Recht etwas an dem Character oder Benehmen dieses zweyten Mannes anzusehen, so stünde es mir zwar frey, meinem Willen zu folgen, aber auf die Kinder müßte ich verzichten, die dann bey seinem Neffen bleiben würden.

„Eine seltsame Klausel!“

„Hältst du das heimliche Gift, das in derselben liegt? Ich bin durch diese wenigen Worte so gut wie des Testaments und Flammegg's ewige Sklavinn. Bey ihm steht es, an jeder Wahl, die ich treffen könnte, zu tadeln und zu mäkeln; bey ihm steht es, mir die Kinder zu entziehen oder zu lassen, und du begreifst wohl, daß ich eher das Leben als meine Söhne lassen würde. Sieh, so bin ich frey — und im Stande, nach meinem Gefallen zu wählen!“

„Das ist ein schlimmer Umstand! Aber dieser Neffe ist ein rechtlicher Mann, wie du sagst? Es läßt sich also hoffen, daß er ohne Noth keine Anstände machen, dich nicht öffentlich necken wird.“

Das würde er nicht, so wie ich ihn sonst kenne und ich glaube, ich könnte in jedem Falle auf Flammegg's Billigkeit rechnen.

„Nun also? —“

Das Schlimmste kommt zuletzt. Dieser Kesse, der erst seit des Oheims Tode als Bollstreckter seines letzten Willens hierher auf Schloß Bogen kam, hat den Einfall bekommen, selbst Gefallen an mir zu finden — und läßt es mir auf jede Weise merken.

„Warum bist du so häßlich und so reich?“

Das ist es nicht, wie ich den Better kenne, was Eindruck auf ihn gemacht hat. Auch hätte er meines Vermögens nicht vonnöthen, denn er ist selbst reich genug, und Schönerer hat er viele gesehen. Aber er kam hierher, als ich noch ganz in Schmerz um meinen Mann versunken war. Dieser ungeheuchelte Beweis meiner Abhänglichkeit an einen Gegenstand, den nur seine Verdienste, kein äußerer Schein mir so werth gemacht haben konnten, und seine Besitzthumlichkeit mich aufzurichten, zu erhalten, zogen ihn an mich. Nun ist es geschehen, ich kann es nicht ändern; aber ich fühle, welche enge Ketten es um mich schlingt.

„Und gefiele dir denn der Kesse nicht? Was ist er für ein Mensch?“

Kein übler; er ist jung, wohlgebildet, eine treue eheliche Seele, mit ziemlichem Verstand und großer Gutmüthigkeit.

„Und reich, hast du gesagt?“

Sehr reich. Seine Besitzungen erstrecken sich von hier bis Straubingen.

„So nimm ihn — dann hast du Alles beisammen, den Vormund und die Kinder, und kein Mensch kann dir Einstreunungen machen.“

Du hast Recht. Aber — Clara — soll ich mich denn das zweytemahl in ein Band fügen, das nur die Überlegung knüpfen würde? Soll das Herz gar nie seine Ansprüche geltend machen dürfen? Ich bin erst fünf und zwanzig Jahre; ein langes Leben liegt wahrscheinlich noch vor mir. Soll es durchaus arm an jeder bessern Freude bleiben, wie sein satler Anfang? Soll ich nur jung, wohlgebildet, vermöglich seyn, um das Alles abermahl einem gleichgültigen Gegenstande zu opfern? Sieh! du schweigst, und blickst seufzend vor dir nieder. Was soll erst ich fühlen, wenn ich mir meine missliche Lage recht vergegenwärtige? Dieser Flammeg ist ein so alltäglicher Mensch, so ohne allen Schwung des Geistes, so entfernt davon, auch nur zu ahnen, daß man anders seyn könnte, anders seyn müsse, als er, um liebenswürdig zu seyn. —

„So wie du ihn schilderst, wären doch Tausende froh, ihn zu bekommen.“

Das lasse ich unbestritten. Aber mir genügt er nur einmahl nicht. Mir schwebt ein Bild vor dem

Auge der Seele, wie ein Ritter seyn müßte, der mir gefallen, der mir das Glück gewähren sollte, nach dem mein Herz sich vergeblich seit Jahren sehnt,

„Daß hören!“

Über die Gestalt gehe ich hinaus, aber gemein oder widrig dürfte sie nicht seyn. Doch das erste wäre schon nicht möglich, weil sicher der edlere Geist sich auch in edlern Zügen und Bewegungen ausdrückt. Ein Ruf, der nicht bloß unbescholten, sondern rühmlich und weit verbreitet seyn sollte, müßte ihm vorausgehn. Tapferkeit, feine Sitte, strenge Rechtlichkeit, und vor Allem ein würdiger Anstand müßte ihn auszeichnen. — Daß er fromm und ein guter Christ seyn muß, versteht sich von selbst, und so hättest du nun die Hauptzüge meines Gemählde.

„Noch sehe ich es nicht deutlich. Ist er jung oder alt — blond oder braun?“

Einem Jünglinge könnte ich doch kaum meine Hand reichen. Ich wünschte ihn im blühenden Mannesalter. Blond ist der bewußte Wetter, vielleicht ist es des Widerspiels wegen, aber ich wünschte meinen Ritter braun, von dunkeln Haar und Augen, doch diese dürften allenfalls auch blau seyn, und aus ihnen wie aus allen Zügen des feingebildeten Gesichts sollte Adel des Geistes und Herzens

blicken, und in der ganzen Gestalt wie in jeder Gebärde, Rede und Handlung sich eine feinere Natur ausdrücken. Doch bin ich nicht thöricht? Da lasse ich mich von dir verleiten, zu schwärmen und zu träumen, und wichtige Pläne zu entwerfen, als säßen wir noch als kleine Mädchen am Springbrunnen zu Brüssel beisammen, und erzählten uns Märchen aus der Welt unserer Puppen.

„Es war eine schöne Zeit, von der du sprichst, und Manches, was wir später Andere treiben sahen, oder selbst trieben, nicht viel klüger als jene Discurse von unsern Puppen. Aber weißt du, was mir eingefallen ist? Wie du den Gedanken-Ritter geschildert, und mit allen seinen, wahrhaft gar nicht übeln Eigenschaften ausgestattet hast, hast du ein altes, halbvergeffenes Bild in mir geweckt, das mit jedem Zuge, den du dazu fügtest, heller und deutlicher in mir wurde.“

Ein altes Bild? Wie so? fragte Isabelle etwas betroffen.

„Erinnerst du dich nicht mehr jenes Ritters, der oft bey Euch erschien, der deinem Vater so werth war, der uns so viel von seinen Reisen erzählte, und uns italienische Lieder lehrte? — Wenn ich nicht irre, so hieß er Vandreuil? Doch was sehe ich? Du wirst ja ganz glühend roth?“

Der Abendschein — stotterte Isabelle verlegen und wandte sich ab.

„Der Abendschein? wo die Sonne schon längst untergegangen, ist? Rind! Rind!“ sagte Clara, scherzhaft drohend: „Was ist mit dir und diesem Ritter von Vandrevill?“

Nichts ist es, durchaus nichts, entgegnete Isabelle, indem sie sich ruhig und gefaßt zur Freundin wandte: Ich weiß ja nicht, wo er hingekommen ist, ich weiß nicht, ob er noch lebt. —

„Du weißt es nicht?“ fragte Clara verwundet.

Nein, liebe Freundin, gewiß nicht. Aber höre mich an, und ich will dir Alles vertrauen. Du wirst dich erinnern, daß Vandrevill ein gewöhnlicher aber sehr geschätzter Gast im Hause meiner Ältern war. Sie hatten ihn auf einer Reise kennen gelernt, wo sein Muth und seine Geistesgegenwart sie aus einer großen Angst rettete; und er wurde freundlich von ihnen eingeladen, sie in Brüssel zu besuchen, wohin er ohnedieß bald von Gent, welches sein Wohnort war, zu gehen dachte. Ich war eben den Kinderjahren entwachsen, und fing an die Welt und mich selbst mit mehr Bewußtseyn zu betrachten, als dieser Ritter, welchen die Dankbarkeit meiner Ältern mir schon früher als einen sehr vorzüglichen Menschen angekündigt hatte, es unter

Sein Gesicht, seine Gestalt, sein Anstand, seine Blicke, seine Art sich auszudrücken, alles erschien mir liebenswürdig, obwohl ich nicht sagen konnte (du weißt es selbst) daß er eigentlich schön war. Vor allem aber zog mich der Ruf seiner Tapferkeit, seines kalten besonnenen Muthes an, von welchem mein Vater und auch Andere, die ihn kannten, mir erzählt hatten, ehe ich ihn noch gesehen hatte. Von nun an kam er oft nach Brüssel. Meine Ältern liebten und ehrten ihn, er war ein Mann, dessen Rechtfertigkeit sie unbedingt vertrauen, in dessen Umgang sie Unterhaltung, von dessen Klugheit und Erfahrung sie Rath erwarten durften. Viele Abende brachte er bey uns zu; er hatte große Reisen gemacht, und war den Fahnen des Kaisers, den er, als Mariens von Burgund Gemahl, als seinen rechtmäßigen Herrn betrachtete, lange Zeit in den Niederlanden, in Italien und bis ins ferne Ungerland gefolgt. Seine Erzählungen von diesen Feldzügen, seine lebhaften Beschreibungen von Ländern, Sitten, berühmten Personen waren meines Vaters liebste Unterhaltung, auch ich horchte ihm mit stiller Lust. Nun, du weißt es ja auch, wie manchen Abend wir mit unserer Arbeit bey meinem Vater saßen, wenn der Ritter erzählte. Aber es dünkte mich zuweilen, als finde auch er ein be-

Kleine Erzähl. XIV. Th. 12

Sonderes Vergnügen an meiner Aufmerksamkeit, und eine leise Stimme, die sich in dem fünfzehnjährigen Mädchen schon zu regen anfang, lehrte mich seine Blicke die er auf mich richtete, den Ton der Stimme, mit dem er zu mir sprach, von der Art gar wohl unterscheiden, wie er alles dieß gegen Andere that.

„Ey! ey!“ rief Clara scherzend, „und von allen dem sagtest Du mir damals nichts.“

Wußte ich es doch selbst kaum, wagte ich doch nicht, es mir zu gestehen! Ach, Clara, das war eine recht schöne Zeit! Leider dauerte sie nicht lange — denn Abreise unterbrach schmerzlich den stillen Lebenslauf, den ich bisher geführt; es war das erste Unglück, das die junge Seele träf.

„Meine theure Isabelle!“ rief Clara, und schloß die Freundin bey diesen Worten gerührt an ihr Herz: — Ach, auch ich fühlte mich ganz vernichtet, als ich aus Deinen Armen scheiden sollte!“

Baudrenil sah meinen Schmerz, und der ernste Mann war gütig genug, ihn mit dem halbkindischen Mädchen zu theilen. — Er schenkte mir von dieser Zeit an mehr Aufmerksamkeit, er unterheilt sich oft mit mir, suchte mich zu zerstreuen, zu erheitern. Er hatte uns, wie Du weißt, italienische Lieder gelehrt, die wir wie Papageyen nachsangen; jetzt bemühte

er: sich, mich diese schöne Sprache auch verstehen zu lehren, er brachte mir die Gesänge des berühmten Petrarca, er las sie mir vor. Ach, welchen unendlichen Zauber übten hier die zarten und sinnigen Gedanken des Dichters, in die Laute der melodischen Sprache eingekleidet und von Baudreuil's wohlklingender Stimme mit tiefem Gefühle gesprochen! Zuweilen dankte es mich, er spreche manche Stelle nicht ohne Bezug auf die Schülerinn, die ihm hingearbeitet, mit hochschlagendem Herzen und oft mit tränen Augen zuhörte. Es war wohl nur Täuschung, wie die Folge lehrte, aber sie schmeichelte meinem Gefühle, sie erhob mich, sie reifte meinen Geist, und ich kann wohl sagen, wenn etwas mehr als alltäglich Tüchtiges, wenn etwas Besseres in mir ist, so danke ich es jener Zeit und ihm, der so viele Macht über mich übte.

Über ein Jahr verging auf diese Art. Baudreuil bekleidete eigentlich ein kleines Amt in Gent, und besaß in der Nähe dieser Stadt ein Gütchen, das ihm sein Vater hinterlassen; dieß und jene Anstellung machten seinen ganzen Reichtum aus. Er hatte dessen kein Fehl, und in meinen Augen schadete es ihm auch nicht. Aber es war vielleicht die Hauptursache der großen Zurückhaltung, die er plötzlich gegen mich annahm; wenigstens scheint es mir die

einige Art, sein nachfolgendes Betragen mit dem Edelmuth und der strengen Rechtlichkeit zu vereinigen, die wir sonst in allen seinen Handlungen ehren mußten.

„Nun, was geschah denn?“ fragte Clara begierig.

Es geschah wohl nichts, antwortete die Witwe, aber Baudrenil wurde sichtlich immer düsterer, er kam seltner nach Brüssel, er hielt sich längere Zeit auf, er schien mir auszuweichen, und die italienischen Lectionen hörten unter allerley Vorwänden ganz auf. Ich fühlte die Änderung in dem Betragen des so sehr von mir verehrten Mannes sogleich, und tief, und schmerzlich. Da er aber durch nichts mir ein Recht gegeben hatte, ihn zur Rede zu stellen, so blieb mir nichts übrig, als geduldig zu warten, was geschehen würde. Da trat er eines Tages, nachdem er wieder sehr lange abwesend gewesen, plötzlich bey uns ein. Ich war eben im Vorzimmer, als er kam, ich eilte ihm freudig entgegen; es blühte ein lebhafteres Feuer als sonst aus seinen Augen, und sein Gruß war wärmer, inniger als seit langem. Ueberhaupt kam mir sein ganzes Wesen verändert vor. Ich hegte schon frohe Hoffnungen, daß eine Verstimmung, deren Ursache ich nicht kannte, vorübergegangen sey, daß er wieder so werden würde, wie er vor einem

Jahre gewesen. O Clara, was sind die Hoffnungen des Menschen! —

„Nun?“ fragte Clara dringend.

Er war gekommen, um Abschied zu nehmen, Abschied für lange — für immer vielleicht!

„Abschied für immer?“ wiederholte Clara bestürzt.

Ich weiß noch nicht, wie es kam, daß ich nicht zusammenstank und vor seinen Augen verging, als der Vater, zu dem er ins Zimmer gegangen war, mich rufen ließ, und mir in Vaudreuil's Beseyn diese Kunde mittheilte. Reden konnte ich nicht, das weiß ich — was der Vater sagte, verstand ich großen Theils nicht, es schallte nur wie ein fernes Brausen mir ins Ohr. Als ich endlich mir wieder recht bewußt wurde, sah ich, daß Vaudreuil's Blicke mit einem schmerzlichen, aber — ja, ich darf es sagen — auch mit einem unendlich zärtlichen Ausdruck auf mir ruhten. Was er sagte, was ich antwortete, weiß ich nicht. Von der ganzen Scene ist mir kein anderer klarer Eindruck als der seiner Augen geblieben; die sah ich aber damals überall, wo ich ging und stand — die sehe ich noch, wenn ich mir jenen Auftritt zuruckrufe. Bald darauf beurlaubte er sich — er hoffe unter glücklichen Sternen zurückzukehren — er hoffe mich wieder zu sehen, um dann nicht

mehr auf so lange zu scheiden. Das waren seine Worte. Ich verstand sie nur halb — er hatte meine Hand gefaßt, ich glaube, er drückte sie sogar, seine Augen ruhten mit eben jenem Ausdruck wie das vorigemahl auf mir — dann ging er, und ich brach in einen Strom von Thränen aus, so wie er meinen Augen entzogen war. Mein Vater lobte meine Anhänglichkeit an den treuen Freund unsers Hauses. Ach mein Gott, ich dachte ganz an etwas anders!

„Das glaube ich wohl! Nun, und wohin ging er denn?“

Ja, das wußte mein Vater eigentlich nicht, denn Baudreuil hatte sich nicht bestimmt darüber erklärt. Alles was mein Vater aus seinen Worten schließen konnte, war, daß er nach einem größern Glück, nach höhern Aussichten strebte, als die waren, welche seine jetzige Laufbahn ihm bot. Mein Vater billigte das im Allgemeinen; indessen meinte er, mit acht und zwanzig, neun und zwanzig Jahren — so viel mochte Baudreuil damals zählen — wäre das ein Bißchen spät angefangen. Genug, er war fort. In meinem Kopfe spuckten allerlei Gedanken. Ich strebte, sein seltsames Betragen mit seinen letzten Äußerungen in Einklang zu bringen, ich dachte mir, ob er nicht vielleicht mich doch heimlich geliebt habe, und jetzt hingegangen

sey, sich in Kriegsdiensten ein glänzendes Loos zu erwerben, wie das denn oft zu geschehen pflegt, und mir selbst mehrere Beispiele davon bekannt sind. Dann würde er wiederkommen, dachte ich, und mit Glanz vor meinen Ältern auftreten und um meine Hand werben, und — o Clara, was waren das für schmerzliche, für schöne und für so thörichte Einbildungen!

„Thöricht scheinen sie mir nicht. Baudreuils Betragen scheint mir dich vollkommen dazu berechtigt zu haben; denn nur auf diese Art ließ es sich erklären, sonst bleibt es auf jeden Fall seltsam, um nicht zu sagen tadelhaft.“

Ich dachte wie du, aber die Folge zeigte doch, daß ich *t h ö r i c h t* gedacht hatte. Ein — zwey Jahre vergingen, wir hörten nichts von Baudreuil. Unterdessen hatte meine Gestalt sich vollkommen entwickelt, und meines Vaters Ansehen und Vermögen Freyer in unser Haus gelockt. Das war mir sehr zuwider, es bedrängte mich, denn ich hoffte noch immer auf die Erfüllung meiner Träume, auf Baudreuils Wiederkehr, oder auf Nachricht von ihm, und so schlug ich, zu meiner Ältern großem Verdrusse, alle Anträge aus, wie vorthellhaft auch manche waren.

„Ich hörte davon in Worms, als mein Vater

mich besuchte, man wunderte sich über deine Sprödigkeit, und Manche glaubten, du hättest Lust den Schleier zu nehmen.“

Vielleicht hätte ich besser daran gethan! Doch es ist nun wie es ist, und um meiner Söhne willen kann ich es nicht anders wünschen. Doch ich eile zum Schlusse meiner Erzählung. Meine öftern Weigerungen erbitterten endlich meinen Vater, die Zeit meiner ersten Blüthe war beynahе dahin, der Vater fing an zu kränkeln, er ertrug schwerer jeden Widerspruch. Baudreuil schien und blieb verschwunden. Zwar schwebte mir sein Bild als das Muster eines vollkommenen Mannes oder wenigstens als desjenigen, der allen meinen Forderungen entsprach, noch immer vor, aber ich sah ein, daß es thöricht wäre, auf solche Hoffnungen zu zählen, oder sich von einem Ideal, dem keine Wirklichkeit entsprach, in der Wahl eines Lebensgefährten leiten zu lassen. So bekämpfte ich denn aus Gehorsam und Überlegung meinen Widerwillen, und als mein nachheriger Gemahl um mich warb, glaubte ich wenigstens in dem allgemeinen Ruf seiner Tapferkeit, in seinem gesetzten Wesen, in seinem durch Erfahrung gebildeten Verstande, und seiner männlich ernstern und doch innigen Liebe zu mir, eine Annäherung an das zu finden, was ich

von dem Manne forderte, mit dem ich den Lebensweg zufrieden gehen sollte. So ward ich Frau von Bogen.

„Und hast du nie wieder etwas von Vandreuil gehört?“

Er soll kaiserliche Dienste genommen, und sich sehr ausgezeichnet haben; das war Alles, was ich vernahm, ehe ich hierherzog. Später wollte man ihn wieder in Frankreich, unter den Fahnen Carl des Achten in hohen Würden gesehen haben. Genug — er hat mich vergessen. Seine Erscheinung in unserm Hause, die Hoffnungen und Gefühle, die er in meinem Herzen geweckt, muß ich als einen Traum meiner Jugend betrachten, und wenn ich gleich zum vollen Bewußtseyn seiner Richtigkeit erwacht bin, so kann ich doch nicht umhin, noch oft zu denken: Es war doch ein schöner Traum!

Bei diesen Worten wurden die Frauen durch ein lautes Geräusch unterbrochen, mit welchem die Thüre des Gemachs aufgerissen wurde. Ein hübscher junger Mann, von kräftigem Wuchs und blonden Haaren, trat ein, und stand etwas betreten, als er die fremde Dame an Isabellens Seite erblickte. Verzeiht, Frau Muhme, sagte er, indem er sich verneigte, ich glaubte Euch allein.

Frau von Jungingen aus Worms, erwiderte

diese: die Gemahlinn des Bürgermeisters, meine Jugendfreundinn —

Ah! jenes Fräulein von Horn! Es freut mich sehr, Eure persönliche Bekanntschaft zu machen. Erzählt hat mir meine liebe Ruhme oft von Euch.

Ich stelle dir hier den Neffen meines seligen Gemahls, Ritter Georg von Flamegg vor, sagte Isabelle, zu Clara gewendet.

Herr von Flamegg ist auch mir nicht fremd, entgegnete Clara verbindlich; meine Freundin hat mir rühmlich von Euch gesprochen.

Hat sie das? rief Georg und erröthete vor Vergnügen: Nun, das freut mich, das freut mich! Aber wißt Ihr, Ruhme, warum ich eigentlich hier bin? Ih, das ist doch lärrisch, daß gerade die Frau Bürgermeisterinn von Worms da seyn muß! setzte er lachend hinzu.

Was ist denn Lärriſches an meiner Gegenwart? fragte die Frau von Jungingen etwas befremdet.

Nun, ich kanns wohl sagen. — Es ist ja Jedermann bekannt, und was ich vorhabe, ist auch kein Schelmstück.

Isabelle und Clara sahen sich an und schwiegen.

Ihr, gnädige Frau, könntet uns da am besten reinen Wein einschenken, sagte Georg: Ihr müßt ja ämtlich wissen, ob es wahr ist, daß der Kaiser ei-

nen Reichstag nach Worms ausgeschrieben hat, und daß dieser noch den nächsten Herbst beginnen soll?

Das ist so, erwiederte die Bürgermeisterin, und mein Mann deshalb jetzt in Anspruch, um mit kaiserlicher Majestät alles Nöthige zu verabreden.

So, so! antwortete Flammegg: Nun, das ist schön! Das freut mich, da will ich auch hin. Ich will auch den Reichstag sehen — da wirds wohl glänzend und lustig zugehn?

Es wird ein großer Zulauf seyn, entgegnete Clara; denn schon die Art der Geschäfte, wie mein Mann sagt, die dort verhandelt werden sollen, macht es nothwendig, daß ein großer Theil des deutschen Adels, und vorzüglich die mächtigern unter den Fürsten, sich dort einfinden müssen.

Es soll um des Landfriedens willen seyn? antwortete Georg.

So kommt es endlich zu Stande, fiel Isabelle ein, was mein Mann so heiß gewünscht, allen diesen Unordnungen und Willkührlichkeiten Einzelner ein festes Ziel gesetzt zu sehen. Warum hat er es nicht erleben können!

Man hofft viel Gutes, entgegnete die Bürgermeisterin, von des Kaisers erstem Willen, und seiner aufrichtigen Föderalliebe. Aber er wird ei-

nen schweren Stand und viele Widersacher zu bekämpfen haben.

Das wird ihn eben noch mehr reizen, sagte Isabelle: Ein muthiger, ein recht königlicher Herr! Weißt du, wir sahen ihn zu Gent. Ich war noch ein kleines Ding, wie er kam, die schöne Braut, unsere Herzogin, zu empfangen.

Ein prächtiger Herr! fiel Clara ein: Ich sehe ihn noch vor mir. Das blühende Gesicht, die hellen Lippen, das blaue, freundliche Auge, und dieser Adel, dieses Feuer in den edlen Zügen, in der ganzen Haltung!

Es ist auch ein Ritter, wie vielleicht keiner außer ihm lebt, fuhr Isabelle lebhaft fort: In jeder Kampfesart, in jeder Waffenübung geschickt, ja Meister; kühn bis zum Abentheuerlichen, ganz, wie man sich nach den Geschichten die Ritter der Tafelrunde, oder die Paladine Kaiser Carl des Großen vorstellen kann.

Das ist's denn auch, was ihn so bei dir in Gnaden bringt? lächelte Clara.

Ich kann es nicht läugnen, daß mir das der vorzüglichste Schmuck eines Mannes scheint.

Ja, antwortete Flammegg nach einigem Besinnen: — Das paßt doch nicht zusammen; denn wenn der

Kaiser den Landfrieden will und durchsetzt, ist's aus mit der fahrenden Ritterschaft.

Mit der ist's wohl schon lange aus, erwiederte Clara halb lächelnd:

Es ist auch gut, daß es so ist; denn man kann ohnedieß seines Gutes und seines Lebens nicht froh werden vor allen den Unruhen, die es jetzt im lieben deutschen Reiche gibt, sagte Flammegg: Wenn nun noch jene Narren und Stänker herumzögen, wie ich mir habe erzählen lassen, die vor Zeiten von einem Lande ins andere ritten, um Abenteuer und lebensgefährliche Pändel zu suchen, und sich in Streitigkeiten einzulassen, die sie gar nichts angingen!

Da habt Ihr Recht, erwiederte Clara lachend: Jeder bleibe hübsch zu Hause und sage vor seiner Thüre.

Das ist ein vernünftiger Spruch, gnädige Frau, und gar nichts darüber zu lachen. Glaubt mir, thäte Jeder zu Hause, was seines Amtes ist, und was seine Pflicht von ihm fordert, so hätte der Kaiser ein viel leichteres Regiment, und es brauchte nicht so vieler Reichstage.

Da hat Vetter Georg auch Recht, sagte Isabelle sehr freundlich, und es wäre zu wünschen, daß Viele dächten wie Er. Da das aber nicht so

ist, lieber Vetter, und wie sehr mich, so müssen wir froh seyn, wenn es mitunter Männer gibt, die aus lebhafterm Gefühl für das Rechte, und aus Abscheu gegen jeden Mißbrauch sich vor Andere hinstellen, und mit Gewalt zurecht rücken, was Bosheit oder Eigennutz verschoben hat.

Das ist mir zu gelehrt, Nephew, das verstehe ich nicht, antwortete Flammegg, und fuhr nun fort, die Bürgermeisterin über den Reichstag und Alles, was dort vorgehen würde, auszufragen. Dann rückte er mit seinem Vorhaben heraus, um dessen willen er heute gekommen war, nicht bloß selbst nach Worms zu gehen, sondern seine schöne Nichte zu vermögen, daß sie auch hingehe, und ihm erlaube, sie zu geleiten. Frau von Bogen schien im Anfang diesem Vorschlage durchaus ungeneigt. Sie hatte tausend Schwierigkeiten einzuwenden, tausend Hindernisse, deren vorzüglichstes die Kinder waren. Die nehmen wir mit! rief Georg lebhaft: Ohne die Kinder ging ich selber nicht von der Stelle, sie sind mir aus Herz gewachsen. Die Bürgermeisterin stimmte Flammegg bei: Alle Einwendungen, die Isabelle theils aus wirklicher Überzeugung von den Schwierigkeiten dieser Reise, theils aus Abneigung vor geräuschvollen Zusammenkünften und lärmenden Freuden dagegen machte, wur-

den entkräftet. Glarens Liebe fand ihre Rechnung bey dem Gedanken, die theure Freundin, die sie so lange entbehrt, auf einige Wochen um sich zu haben; denn daß Isabelle nirgends anders wohnen dürfe, als bey ihr, wurde sogleich entschieden, und Flamegg gefiel sich sehr in der Vorstellung, der geliebtesten Ruhme zum Begleiter und Schützer zu dienen. Glarens Beschreibungen von den ritterlichen Spielen und Feyerlichkeiten, die ihr Mann dem Kaiser zu Ehren anordnen zu lassen vorhatte, und viele solche ähnliche Erwartungen erweckten nach und nach in der jungen Witwe ebenfalls einige Funken von Lust und Freude an solchen Dingen. So wurde denn endlich die Wormserreise entschieden, und als nach einigen Tagen der Ritter von Jungingen auf Schloß Bogen erschien, um seine Frau abzuholen, vernahm er mit Vergnügen den in seiner Abwesenheit entworfenen Plan, machte freundschaftlich und dringend seine Einladung bey Isabella und Georg, und schied sammt seiner Frau mit der sichern Erwartung, die geehrten lieben Freunde in wenigen Wochen bey sich zu sehen.

Um die alte Reichsstadt Worms im schönen Rheingau, und innerhalb ihrer Mauern, war jetzt

ein sehr reges Leben, und laute lärmende Bewegung. Viele Fürsten und Grafen, Bischöfe, Prälaten und Ritter waren bereits vor längerer Zeit angekommen, und sahen dem Eintreffen des Kaisers und seines Hofstaates verlangend entgegen. Täglich ritten noch Andere, mitunter auch Fremde aus andern Ländern ein; die Neugier oder Geschäfte hierherlockten, und reiche Handelsherren, aus Burgund sowohl als aus Augsburg und selbst aus der Lombardie, reiseten herzu, um die Gelegenheit zu benutzen, wo ein zahlreich versammelter Adel für ihre köstlichen Waaren Absatz hoffen ließ. Nun war auch der Kaiser bereits seit acht Tagen eingetroffen, sein Gefolge war groß und glänzend, und alle Herbergen und Bürgerhäuser vollgepfropft mit Gästen des In- und Auslandes, die der merkwürdige Zeitpunkt herbeygezogen hatte.

Noch immer aber harrte Frau von Jungingen der ihrigen, die Freyherrinn und ihr Begleiter blieben noch aus, und der Bürgermeister fing schon an etwas bedenklich zu werden; denn er hatte mit der Entschuldigung, daß er ferne Freunde erwarte, denen er Gastfreiheit in seinem Hause angeboten, die besten Gemächer frey gehalten, als bereits Jedermann in Worms sich auf das Unentbehrlichste und Engste in seiner Wohnung eingeschränkt hatte,

um den Fremden Platz zu verschaffen. Schon gab es einige Übelwollende, die jene Entschuldigung für eine lügenhafte Ausflucht ansehen wollten, durch welche der Ritter sich vor lästigen Hausbewohnern schützen, und die kostbar verzierten Gemächer schonen wollte. Er sprach endlich darüber mit seiner Frau. Sie selbst wußte nicht, was sie von dieser langen Zögerung denken sollte. Aber noch am Abende desselben Tages erschien ein reitender bestäubter Knecht des Ritters von Flammegg vor dem Hause des Herrn Bürgermeisters, und brachte die Nachricht, daß seine Herrschaft morgen sicher eintreffen würde, und daß nur die Krankheit des einen jungen Herrn, die ihn gerade vor der Abreise überfallen, diese um acht bis zehn Tage verspätet habe. Nun sey aber der Kranke wieder ganz wohl, man habe die Reise so schnell als möglich gemacht, und die Freyfrau sey entschlossen, die heutige schöne Mondnacht zu benutzen, um morgen mit dem frühesten hier zu seyn. Diese Nachricht verbreitete großes Vergnügen im Hause des Bürgermeisters, und besonders war Frau Clara von einer unruhigen Freude belebt, die etwas Geheimnißvolles an sich hatte, und ihrem Manne auffiel, ohne daß er, auf seine Fragen an sie, etwas Befriedigendes zu hören bekam.

In einer Schenke unweit den Thoren von Worms waren Landleute aus der Umgegend, die mit Lebensmitteln nach der Stadt auf den Markt zogen, einige Bürger aus Worms, und einige Fremde, die der Reichstag hierher geführt, um die Tische versammelt, als eine schwere und reichverzierte Kutsche, welche mehrere reißige Knechte zu Pferde, und ein stattlicher Ritter an ihrer Spitze begleiteten, vor dem Thore der Schenke hielt. Es war das Reisefuhrwerk der Frau von Bogen, sie saß in demselben mit einigen ihrer Hofen und ihren Knaben, und Georg von Flamegg begleitete sie bewaffnet mit seinen ebenfalls bewaffneten Knechten. Die Ankunft der vornehmen Reisegesellschaft erregte Aufsehen in der Schenke, die Frauen stiegen mit den Kindern ab, um nach der auf der Straße zugebrachten Nacht ein Frühstück einzunehmen. Flamegg war mit freundlicher Dienstfertigkeit besorgt, ihnen zu verschaffen, was die Schenke vermochte. An einem Tische wurde sogleich Raum für die Herrschaft gemacht, und während das Frühstück gebracht und verzehrt wurde, hatte Flamegg nach seiner schon Bekanntschaft mit den zunächst Sitzenden gemacht, und sich in Gespräche über den Reichstag, den kaiserlichen Hofstaat, und die anwesenden Fremden eingelassen. Da wurde denn zu seiner Vermun-

derung von einem französischen Ritter erzählt, einem Grafen Claude de Barre, der gleich zu Anfang mit den ersten Fremden in Worms erschienen sey, sein Wappenschild über dem Thore seiner Herberge habe aufhängen, und durch einen Herold verkündigen lassen, er fordere hiermit jeden der deutschen Ritter einzeln oder auch zu Zweyen zum Kampf heraus, der einen Gang zu Fuß oder Pferde, auf Stieb, Stich oder Stoß, zu Schimpf oder Ernst mit ihm machen wolle. Denjenigen, der ihm diese Ehre zu erweisen dächte, bätke er nur, sein Wappenschild neben dem des Grafen aufhängen zu lassen, damit er seinen Gegner kennen möge, welchem dann die Wahl der Waffen und die Art des Kampfes überlassen bleiben solle.

Weym Himmel, das ist eine großsprecherische Aufforderung! rief Georg: Ich hoffe, es wird sich bald Jemand gefunden haben, der dem Prahler das Maul stopfte?

So dachten wir auch, erwiederte der Wormser, der dieß erzählte. Aber es kam ganz anders. Natürlich Weise fanden sich unter den hier versammelten großen und vornehmen Herren gleich Mehrere, die sich recht eifrig dazu drängten, den verwegenen Fremdling zu züchtigen, aber sie kamen übel an. Er überwand sie Alle.

Alle? fragte Georg erstaunt.

Alle, gnädiger Herr, wie sie nacheinander mit ihm anbanden: Das ist ein Mensch wie der Teufel, in jeder Waffengattung geübt, und so geschickt und gewandt, daß es ihm Keiner gleich thun kann. Wie Viele hat er schon auf den Sand gesetzt! Wie Vielen die Schwerter aus der Hand geschlagen! Im Anfange war die vordere Seite der Herberge, wo er wohnt, ganz bedeckt mit Wappenschildern von den Rittern, die sich um den Vorzug rissen, den tapfern Fremden zu besiegen, und die Ehre des deutschen Namens gegen den Ausländer zu behaupten. Oft mußten mehrere Kämpfe an Einem Tage Statt haben, und de Barre weigerte sich dessen nie, ob man gleich hätte glauben sollen, seine Kräfte würden das nicht aushalten.

Nun, und wie ging es weiter? fragte Flammegg.

Es ging immer gleich fort, der Franzose blieb stets Sieger, die Wappenschilder verloren sich von der Herberge — zuletzt mochte Keiner es mehr mit ihm aufnehmen.

Das ist ja eine Schande für den ganzen deutschen Adel! rief Georg.

Das ist es wohl, Gott sey's geklagt! Aber es muß ein sonderbarer Ranz seyn, dieser de Barre. Als endlich der Kaiser nach Worms kam, und von

dem Spectakel hörte, überwallte sein Zorn gegen diesen Prahler und gegen die Ritter, die sich von ihm hatten besiegen lassen, und aller Abmahnungen und Bitten seiner Hofleute ungeachtet, ließ er den Fremden zum Zweykampfe fordern —

Der Kaiser selbst? rief Georg starr vor Erstaunen.

Das sieht dem ritterlichen Fürsten gleich! rief Isabelle mit leuchtenden Augen: Der edle Max! Nun, und was geschah?

Ja, der Fremde ließ sich kaiserlicher Majestät unterthänigst zu Füßen legen und vermelden, daß, wenn dieselbe also geböthe, er, Claude de Barre, sich fügen müsse und fügen werde, auch sich zur höchsten Ehre rechne, dieser Ausforderung gewürdigt worden zu seyn; daß er aber, da er eigentlich ein Niederländer von Geburt, und somit ein Unterthan der seligen Erzherzoginn Maria von Burgund gewesen sey, seine kaiserliche Majestät inständigst bitten müsse, ihn mit der entschlichen Nothwendigkeit zu verschonen, seine Hand gegen seinen rechtmäßigen Fürsten und den geliebten Gemahl seiner Herzoginn zu erheben.

Brav! Das war brav von dem de Barre! sagte Georg.

Ein Niederländer von Geburt, sagt Ihr?

nahm jezt Isabelle nicht ohne innere Bewegung das Wort, und Claude de Barre nanntet Ihr ihn?

Graf Claude de Barre, versetzte der Bürger.

Das wird den Kaiser gerührt haben? sagte Isabelle.

Freylich, erwiederte der Mann; er ließ den Ritter rufen, und hält ihn seitdem sehr werth. Es war vielleicht eine feine List, um den Kampf mit einem Gegner zu vermeiden, der ihm sicher den Meister gezeigt haben würde. O so fein ist leicht ein Franzose!

Da habt Ihr Recht, sagte Georg, es mag wohl so etwas gewesen seyn.

Das glaube ich nicht, erwiederte Isabelle: Wahrscheinlich, wer so vielen Gegnern obsteht, kann keiner Jaghaftigkeit beschuldigt werden.

Ich, wer weiß! antwortete Georg.

Laßt uns aufbrechen! sagte jezt Isabelle aufstehend: Die Sonne kommt höher herauf, daß wir die Stadt erreichen; ehe ihre Strahlen zu heiß werden. Wie weit ist es noch?

Raum eine Stunde, erwiederte der Bürger, und der Weg geht noch eine Strecke durch den Wald, ehe man auf die Straße gelangt.

Isabelle schlug dem Ritter vor, langsam durch

den Wald voranzugehn; Wagen, Pferde und Dienerschaft sollten folgen und sie am Ausgange desselben erwarten. Er war bereit zu Allem, was ihr liebte, und so gingen sie mit den Knaben, nur von einer der Josen begleitet, lustwandelnd durch ein liebliches Gehölz. Die Kleinen sprangen munter umher, suchten Blumen und haschten Käfer und Schmetterlinge, vom Auge der besonnenen Jose bewacht, indeß Georg es versuchte, in leisem Flüstern Isabellen von seiner Zärtlichkeit für sie, von seinen Wünschen, seinen Hoffnungen zu unterhalten, und sie, in Gedanken und Bilder versunken, welche jene Erzählung von dem französischen Ritter in ihr geweckt hatte, heute noch etwas zerstreuter und gleichgültiger als sonst, auf diese Ergießungen seines Herzens horchte.

Als sie eine Weile gegangen waren, äußerte Isabelle, daß sie dürste; denn der Tag war warm, und wenig erfrischende Luft in dem nicht dichten Wald. Georg war sehr besorgt, wie er ihr Wasser verschaffen könnte, denn rings umher war kein Quell, keine Wohnung. Endlich, nachdem sie noch eine Strecke gegangen waren, erblickte er zu seiner großen Freude seitwärts vom Wege eine schlechte Hütte, und in einiger Entfernung davon einen Ziehbrunnen. Er both sich sogleich an, Wasser zu hoh-

len, die schöne Ruhe möchte sich nur hier in's Gras setzen und seine Wiederkunft erwarten. Isabelle, im Innersten ein Mädchen beschämt von der liebevollen Aufmerksamkeit des Vernachlässigten, dankte freundlich für seine Güte, und erklärte, daß sie indeß bis zum Brunnen gehn wolle; er möchte nur so gefällig seyn und ihr in der Hütte ein Trinkgeschirr borgen.

Sie trennten sich also, die Knaben sprangen mit dem Vetter fort, Isabelle wandelte, von der Jose begleitet, gegen den Brunnen zu, und trat betroffen zurück, als ein Mann, ganz gewaffnet, in einfacher blanker Rüstung, der unfern des Brunnens, wo eine mächtige Eiche Schatten gab, in tiefen Gedanken an der Erde gesessen hatte, bey der Annäherung zweyer Frauen aufsprang, und den Helmschurz, den er bisher offen gehalten, über das Gesicht schlug. Auch Isabelle war bey seinem Anblicke stehen geblieben, und hatte der Jose Befehl gegeben, indeß den Eimer heraufzuwinden, bis das Glas käme. Die Dienerinn gehorchte, der Brunnen war tief, der Eimer schwer — da trat der Gewaffnete höflich zu ihr und war bemüht, ihr bey'm Aufziehen des Wassers zu helfen. Schon war er heynaher heroben, da näherte sich Isabelle, um dem Unbekannten für seine Höflichkeit zu danken. Er

wandte sich bey dem Klang ihrer Stimme, starrte sie an und ließ den Eimer fahren, der schnell wieder in die Tiefe hinabbrüllte. Dieses schellische Erschrecken heftete Isabellens Blicke forschend auf ihn, — die Gestalt — die Haltung, selbst die Bewegungen des Fremden weckten Erinnerungen in ihr, die sie, zusammengenommen mit dem, was sie in der Schenke gehört, gewaltsam ergriffen. Indessen hatte er mit Hülfe der Kammerfrau den Eimer wieder aufgewunden, Georg kam in dem Augenblicke mit einem Trinkgeschirr und den Kindern — der Gewaffnete starrte ihn und die Kinder unbeweglich an. Jetzt nahm die Jose das Gefäß aus Georgs Hand, um ihre Herrin zu bedienen, aber der Fremde ließ dieß nicht zu. Er selbst füllte den Becher, näherte sich Isabellen, verneigte sich stumm vor ihr, und reichte ihr denselben mit zitternder Hand. Sie blickte ihn an — sie nahm das Geschirr — auch ihre Fingern zitterten, wie sie die seinen berührten, ein Seufzer hob ihre Brust, ein noch tieferer antwortete ihr aus des Ritters Lippen. Nun hatte sie getrunken — sie gab ihm den Becher wieder — sie bemühte sich, durch das Bistirsaine Züge zu erkennen, aber er hatte der Jose den Becher hingereicht, sich stumm verbogen, und war in den Büschen verschwunden.

Isabelle blieb, von den heftigsten Gefühlen ergriffen, regungslos stehen, und ihre Blicke haften an der Stelle, wo der Unbekannte in dem Dickicht verschwunden war.

Wer war denn das? fragte jetzt Georg, und sein Ton verräth eine Mischung von Neugier und Unmuth.

Die gnädige Frau kennt ihn nicht, sagte die Dose, da Isabelle in Staunen versunken, keine Antwort gab: Er saß hier, bey'm Brunnen, als wir kamen, stand aber sogleich auf, und half mir sehr höflich, Ein artiger Mann, muß er seyn, setzte sie hinzu.

Ein curioser Patron! antwortete Georg; Was hat er sich in fremde Geschäfte zu mischen? Was hat er den Becher zu füllen und zu überreichen? Dafür warst du da oder ich. Ich finde sein Betragen sehr zudringlich. Nicht wahr, Ihr seyd meiner Meinung, schöne Ruhme?

Was habt Ihr gesagt? erwiderte diese wie aus einem Traume erwachend: Habt Ihr mit mir geredet?

Nun, das gestehe ich! entgegnete Georg verwundert: Ihr müßt in tiefen Gedanken gewesen seyn. Ist daran etwa der verummte Fremde Schuld?

Isabelle antwortete nicht darauf. Sie wandte sich zu den Knaben, die Wasser beehrten, und um

tersuchte, ob sie nicht erhitzt wären; sie gab ihnen zu trinken, sie both Georg freundlich ebenfalls den Becher, er nahm ihn etwas mürrisch aus ihrer Hand, dann trieb sie zum Ausbruch — es drängte sie, Worms zu erreichen, bald waren sie am Ausgang des Waldes, und dann auch in Kurzem in der Stadt.

Der Bürgermeister und seine Frau empfingen die sehnlich erwarteten Gäste mit herzlichster Freude; aber Clara bemerkte sogleich, daß ihre Freundin in ungewöhnlicher Bewegung war, die sich weder durch die Hitze des Tages, noch durch die Anstrengung der Reise erklären ließ. Sobald es daher möglich war, suchte sie sich ein ungestörtes Gespräch mit ihr zu verschaffen, und nicht sobald sah sich Isabelle mit der Freundin allein, als sie, den Zwang abschüttelnd, der bisher schwer auf ihrem vollen Herzen gelastet hatte, sich in die Arme der Freundin warf und ausrief: O sag' mir, ist es möglich? Ist er hier?

Er ist! antwortete die Freundin zuversichtlich, aber nicht ohne Verwunderung: Ich begreife nur nicht, wie du schon weißt —

O ich habe ihn gesehn! Er war's! Es bleibt kein Zweifel. Vaudreuil lebt, und daß ihn mein

Anblick an eine alte Schuld erinnert hat, das war recht deutlich zu erkennen. Sie erzählte nun die Begegnung am Brunnen — und erfuhr dagegen, daß jener von Allen gefürchtete Ritter, dieser Graf Claude de Barre, Niemand anders war, als Vandrenk, der, nachdem er sich im Dienste fremder Fürsten Ruhm und Vermögen erworben hatte, nun auch Carl des Achten Feldzüge in Italien mitgemacht, und dem Könige so wichtige Dienste geleistet hatte, daß ihm dieser zur Belohnung den Titel und die Einkünfte eines Grafen de Barre ertheilte.

Und du siehst und sprichst ihn wohl oft? fragte Isabelle.

Durchaus nicht, antwortete Clara: Der Graf de Barre ist ein ganz Anderer geworden, als jener Herr von Vandrenk war, der in meines Vaters Hause mit uns jungen Mädchen sich freundlich beschäftigte, uns Lieder lehrte, Blumenzwiebeln brachte und Allerley erzählte. Es hat sich getroffen, daß wir uns begegnet sind, namentlich in des Kaisers Gemächern, als die angesehensten Frauen der Stadt die Ehre hatten, ihm vorgestellt zu werden. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick.

„Er hat sich nicht verändert? Ich konnte seine Züge nicht erkennen.“

Er ist älter geworden, das ist natürlich; denn

manches Jahr ist seitdem verfloßen. Indessen sieht er kräftig und blühend aus; nur ein düsterer Zug hat sich zwischen die Augen gebildet, und um die fester geschlossenen Lippen zieht sich etwas, das wie Mismuth ausseht. Und so ist auch sein Betragen. Mein Mann stellte mir ihn vor, und nannte ihn meinen Familiennahmen. Ich sah, daß eine Erinnerung ihn durchzuckte; doch unterhielt er mich mit seiner gewohnten Actigkeit, vermied aber Alles, was Bezug auf eine frühere Zeit haben konnte, und wich jeder Annäherung von Seite meines Mannes aus, der durch mich unterrichtet, daß Claude de Barre unter meine ältern Bekannten gehörte, und durch des Ritters eignen Werth angezogen, ihm freundlich entgegen kam.

„Ach, er kann wohl denken, daß du von Allem, und so denn auch von seinem Wankelmuth, oder wie ich sein Verschwinden und Niemiedererscheinen nennen soll, unterrichtet bist.“

Doch, Isabelle, sein Zurückziehen steht nicht aus wie ein übles Bewußtseyn. Dazu ist sein Benehmen zu offen, zu kühn möchte ich sagen. Es ähnelt mehr der Menschenscheue, dem Lebensübeldruß. Er vermeidet nicht bloß unsern, sondern jeden Umgang, und erscheint nur bey Hofe oder bey meinem

Manne, wenn es der Anstand, sein Rang, oder irgend ein Geschäft fordert.

„Was ist es denn mit seinen Ausforderungen und siegreichen Kämpfen? Ich hörte heute auf dem Wege davon.“

Das ist sonderbar genug. Ein glühender Haß gegen Alles, was deutsch ist — wovon er nur den Gemahl seiner verehrten Herzoginn, nämlich das Oberhaupt der Deutschen, ausnimmt — scheint ihn zu beseelen. Er soll sich geäußert haben, er wolle diesen Barbaren zeigen, daß sie auch in dem Einzigen, was sie zu können sich rühmten, im Kampfe und Waffengebrauch andern Nationen weichen müßten. So hat er mit großem Übermuth seine Ausforderungen ankünden lassen, und leider Gottes, hat er seinen gehässigen Ausspruch bisher noch bewährt.

„Es hat ihn also noch Niemand überwinden können?“

Niemand, wie Viele es auch versucht haben.

Aber Clara! sagte jetzt Isabelle mit einem Lächeln, in das sich eine Art von Triumph mischte: Du mußt doch gestehn, daß mein ehemaliger Freund ein feltner Mann ist. Sieh! es ist so etwas Besonderes, so Abenteuerliches, wenn du willst, in diesem Benehmen, wie wir es nur noch in Hel-

denbüchern lesen, oder allenfalls in Maximilians Kühnen Unternehmungen sehen. Ich begreife nun wohl, daß der Kaiser Gefallen an dem Manne findet.

Clara lächelte: Du bist doch immer die Alte, immer dem Seltsamen, Ungewöhnlichen geneigt.

Flamegg ist weder seltsam, noch ungewöhnlich, versetzte Isabella mit einem Seufzer nach einer Pause, während der sie im Sinnen versunken neben der Freundin gestanden: Ach, und in dieses Menschen Händen liegt doch mein Schicksal!

Die Bürgermeisterinn hatte Waudreull's oder des Grafen von Barre, wie er jetzt hieß, Stimmung glänzlich gut beurtheilt und geschildert, aber deren wahre Natur blieb ihr unbekannt. Isabella war ihm in ihres Vaters Hause, in der lieblichen Entfaltung ihres Gemüths, in ihrer aufblühenden Jugend, in der kindlichen Offenheit, mit welcher sie sich dem geehrten Freunde ihrer Ältern näherte, und in dem zarten Antheil an seinen Schicksalen, den er nur zu oft mit stiller Lust zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, nach und nach unaussprechlich theuer geworden. Er fühlte, daß ihr Besitz ihn über Alles glücklich machen würde, ihr Benehmen gegen ihn ließ ihn hoffen, daß auch sie an seiner

Seite, trotz des nicht unbedeutenden Unterschiedes der Jahre, sich zufrieden fühlen würde. Aber Isabelle war die Tochter reicher Ältern und Dandrea's Glücksumstände sehr gering. Indessen durfte er auf den Ruf der Tapferkeit, den er bereits erworben; auf seinen Arm, und auf die Gelegenheit zählen, welche jene lebhaft bewegte Zeit dem kriegserfahrenen Ritter bot, um sich ein Besitzthum und einen Rang zu erwerben, der ihn in dieser äußern Hinsicht seiner Geliebten gleichstellen, und ihm das drückende Gefühl ersparen würde, von dem Vermögen seiner Frau abzuhängen. Dieser Voratz, den er schon bald nach seinem Eintritt ins Haus des Herrn von Faucigny gefaßt, bildete sich allmählig bestimmter aus, und ward zum festen Entschluß; als nach Glarens Entfernung das blutende, der Theilnahme bedürftige Herz des Mädchens sich inniger an ihn schloß, und er die Knospe der jugendlichen Liebe ihrem Aufblühen nahe sah. Er bewachte sich um so strenger, er vermied mit größerem Ernst Alles, was diesen Augenblick herbeiführen konnte, und er dachte zu edel, um die Geliebte, bey der Ungewißheit des Erfolgs seiner Unternehmung, durch eine Erklärung oder ein Versprechen binden zu wollen. So entfernte er sich aus Brüssel, und ließ durch mehr als zwey Jahre nichts von sich

hören, obwohl er auf verschiedenen Wegen sich Nachrichten von Isabellen zu verschaffen wußte, und süße Hoffnungen auf ihre fortdauernde Abwesenung baute, einem ihrer vielen Freyer die Hand zu reichen.

Nachdem noch ein Jahr auf diese Art verfloß, und Baudrenils Erwartungen von dem, was ihm sein Schwert erwerben sollte, überreich erfüllt waren, eilte er nach Brüssel zurück. Welche Veränderung fand er hier! Der alte Herr von Fauscigny war todt, die Wittwe lebte einsam in beynahe klösterlicher Zurückgezogenheit. Isabelle war an einen reichen und angesehenen Deutschen Ritter verheirathet, und ihm nach Bayern, wo dessen Besitzungen lagen, gefolgt. Das war das Ende seiner Hoffnungen, das der Lohn seiner Anstrengungen, Kämpfe, Gefahren! Nachdem der erste Sturm der Leidenschaft, der ihn beynahe auf das Krankenlager geworfen hatte, vorüber war, blieb nur eine höchst bittere Empfindung in seiner Brust gegen Isabellen und gegen das Frauengeschlecht überhaupt zurück. Er mochte die Orte, wo er einst so glücklich gewesen war, nicht mehr sehen, verkaufte sein kleines Besizthum bey Gent, und zog nach Frankreich, um auch dem Bande nicht mehr anzugehören, wo alle seine Freuden untergegangen waren. In

französischen Diensten schwang er sich bald hoch hinauf, Ehre, Auszeichnung und seines Königs Gunst sollten ihn für die Freuden der Liebe und Häuslichkeit schadlos halten. Oft glaubte er ganz ruhig zu seyn, und Isabellen so wie alle jene Aussprüche vergessen zu haben, oft kehrte wieder die ganze schöne Vergangenheit, und mit ihr die Weichheit seines Gefühls zurück. Den Deutschen, deren Einer ihm die Geliebte geraubt, hatte er bitteren Haß geschworen, und dieß war der Grund seiner Anwesenheit in Worms und seiner Kämpfe.

Am Brunnen hatte er diesen Morgen Isabellen sogleich erkannt — er hatte den jungen Mann und die Knaben gesehn. War das ihr Gemahl? Aber man hatte ihm den Freyherrn als einen älteren Mann geschildert? Oder war sie Witwe geworden und zur zweyten Ehe mit einem Andern geschritten? Ihre Erschütterung war sichtbar gewesen. Hatte sie ihn erkannt? Und woran? Hatte ihr Gewissen ihn ihr genannt? Und wenn sie unschuldig, wenn das, was er sich in mildern Stimmungen oft selbst vorerzählte, wirklich eingetreten war, wenn des Vaters Wille, Überredung, Bitte sie gezwungen? Diese Gedanken wühlten einen Sturm in seiner Seele auf, den zu beschwichtigen seine Vernunft nicht mehr im Stande war. Er mußte Licht haben,

er mußte wissen, wie es um Isabellen stehe, und er wußte keinen nähern und sicherern Weg, sich hier Gewißheit zu verschaffen, als gerade die Jugendfreundin zu befragen. Das Haus des Bürgermeisters war ihm nicht fremd, und obwohl äußerst selten, erschien er doch zuweilen dort. So ging er denn auch jetzt hin, ohne zu ahnen, wen er da finden sollte, und ließ sich bey Frau von Jungingen melden.

Die Freundinnen saßen am andern Morgen nach Isabellens Ankunft gerade beisammen, als des Grafen Besuch gemeldet wurde. Isabelle erschrak — Glara war hocherfreut; ihr unbefangener Sinn übersah schnell die Ursachen, wie die Folgen dieser Erscheinung. Ich gehel rief Isabelle: Zusammen-treffen kann ich unmöglich mit ihm, und es müßte ihm selbst unangenehm seyn.

Das kann seyn, antwortete Glara: Ich glaube selbst, es ist besser, du entfernst dich. — Aber geh nicht zu weit, es wäre möglich, daß ich deiner bedürfte.

Isabelle hatte kaum die Thüre hinter sich zugezogen, als bey der andern der Ritter hereintrat. Glara empfing ihn achtungsvoll. Die heftige Bewegung seines Innern, so sehr der gesaftte Mann

sie zu beherrschen strebte, entging ihr nicht. Nach einigen gleichgültigen Reden kam er: sogleich auf den Zweck seines Besuches; er bath die Frau von Jungingen ihn zu entschuldigen, wenn er sich mit einer Frage an sie wandte, auf die er von Niemand in ganz Worms bessere Auskunft erwarten konnte, als von ihr. Er habe gehört, die Freyinn von Bogen sey vor ein Paar Tagen hier angekommen...

Wie schlau! Wie künstlich! dachte Clara: Aber es soll dir nichts helfen! — Er fuhr nun fort, indem er mit einem Seufzer, den er nicht ganz zu unterdrücken im Stande war, die alten Zeiten berührte, zu sagen, daß er verschiedene Gerächte vernommen, daß Manche ihm gesagt, die Baroninn sey Witwe, Andere den jungen Mann, der sie begleitete, für ihren zweyten Mann hielten, und daß er, der jederzeit an dem Hause Faucigny lebhaften Antheil genommen, von Claren zu erfahren wünsche, was hier Wahrheit sey.

Clarens warmes Wohlwollen für den Mann, den sie stets geachtet, der jetzt mit einem schmerzlichen Gefühl in seinem Innern sichtbar aber männlich kämpfte, entwaffnete die kleine Bosheit, mit der sie zu Anfange des Gesprächs ihn für die Falschheit seiner Angaben zu bestrafen gesonnen war, und offener, theilnehmender als sie gewollt, antwortete

sie auf Alles. Er erfuhr, wie es mit Isabellen's Heirath zugegangen, daß sie Witwe, ihr Begleiter aber nichts weiter als ein Verwandter und der Vormund der Kinder sey. Ein Theil der Centnerlast, die auf de Barre's Herzen lag, war nun abgewälzt — er athmete freyer. Seine Freundin, fuhr Clara fort, hat sich oft gewundert, noch öfter bedauert, daß ihre Angehörigen durch so lange Zeit gar nichts von Eurem Thun und Treiben, ja nicht einmal mit Gewißheit von Eurem Leben wußten.

De Barre schaute die Sprechende seltsam an. Es ist wahr, sagte er: Ich unterließ, ich vermied es sogar, dem Herrn von Faucigny Nachricht von mir zu geben.

Es wäre vielleicht, fuhr Clara mit Bedeutung fort, Vieles gar nicht, Vieles anders geschehen, wenn man in Brüssel etwas von Euch gewußt hätte. Doch verzehet! unterbrach sie sich plötzlich: Ich bin sogleich wieder bey Euch. Sie sprang auf und eilte aus dem Zimmer. De Barre sah ihr erstaunt nach — da öffnete sich die Thüre, und Clara zog Isabellen, die verlegen und ängstlich nicht wußte, ob sie ihr folgen sollte oder nicht, mit ins Zimmer. Nun standen sich die Beyden betroffen, erfreut, tief bewegt, wortlos gegenüber.

sie zu beherrschen strebte, entging ihr nicht. Nach einigen gleichgültigen Reden kam er sogleich auf den Zweck seines Besuches; er bath die Frau von Jungingen ihn zu entschuldigen, wenn er sich mit einer Frage an sie wandte, auf die er von Niemand in ganz Worms bessere Auskunft erwarten konnte, als von ihr. Er habe gehört, die Freylin von Bogen sey vor ein Paar Tagen hier angekommen...

Wie schlaul! Wie künstlich! dachte Clara: Aber es soll dir nichts helfen! — Er fuhr nun fort, indem er mit einem Seufzer, den er nicht ganz zu unterdrücken im Stande war, die alten Zeiten berührte, zu sagen, daß er verschiedene Gerüchte vernommen, daß Manche ihm gesagt, die Baroninn sey Witwe, Andere den jungen Mann, der sie begleitete, für ihren zweyten Mann hielten, und daß er, der jetzt derzeit an dem Hause Faucigny lebhaften Antheil genommen, von Claren zu erfahren wünsche, was hier Wahrheit sey.

Clarens warmes Wohlwollen für den Mann, den sie stets geliebt, der jetzt
 chen Waise in sein

(vgl.
 in

sie auf Alles. Er erfuhr, wie es mit Isabellen's
Heirath zugegangen, daß sie Witwe, ihr Beglei-
ter aber nichts weiter als ein Verwandter und der
Vormund der Kinder sey. Ein Theil der Centner-
last, die auf de Barre's Herzen lag, war nun ab-
gewälzt — er athmete freyer. Seine Freundin,
fuhr Clara fort, hat sich oft gewundert, noch öfter
bedauert, daß ihre Angehörigen durch so lange
Zeit gar nichts von Eurem Thun und Treiben, ja
nicht einmal mit Gewißheit von Eurem Leben
wußten.

De Barre schaute die Sprechende seltsam an.
Es ist wahr, sagte er: Ich unterließ, ich vermied
es sogar, dem Herrn von Faucigny Nachricht von
mir zu geben.

Es wäre vielleicht, fuhr Clara mit Ruhe
fort, Vieles gar nicht, Vieles anders ge-
hen, wenn man in Brüssel etwas von Euch wüßte.

hätte. Doch vergeißt! unterbroch sie ihn.
Ich bin gleich wieder bei Euch. Ich komme mit
und dem Zimmer. Ich öffne die Thür.

zwischen den drey Freunden. De Barre's Blicke ent-
wölkten sich je mehr und mehr, eine sanfte Heiter-
zeit belebte ihn — er fühlte sich glücklich an der
Seite des Gegenstandes, den er so lange vermist,
den er so schmerzlich entrißen geglaubt hatte. Die-
sem Besuche folgte bald ein zweyter, ein dritten.
Clara sah mit froher Zuversicht der Erfüllung ih-
rer guten Wünsche entgegen, de Barre schien ganz
selig; nur Isabelle konnte dem heitern Sonnen-
schein nicht unbedingt trauen, und mit oft wieder-
kehrender Angst dachte sie an Flammegg, an seine
Hoffnungen und an seine Rechte.

Dieser hatte eben jetzt seine geliebte Ruhme et-
was mehr außer Acht gelassen; denn von der Ge-
fahr, die seinen Wünschen drohte, hatte er auch
nicht die entfernteste Ahnung. Ihn sprachen das
rege Leben in der menschenvollen Stadt, die Auf-
züge der Fürsten und Großen, wenn sie sich in die
Versammlungen des Reichstages auf dem großen
Saale im Rathhause begaben, die schönen Pferde,
die reichen Kleidungen und Waffen, die geschmück-
ten Diener, die Feste, die hier und da gegeben
wurden, die Seltenheiten, welche fahrende Krä-
mer dem schaulustigen Volke zu zeigen hatten, mäch-
tig an. Den ganzen Tag lief er von einer Seite
der Stadt zur andern, um nur ja nichts zu ver-

fäumen, was hier oder dort zu sehen oder zu hören war, und Abends erzählte er dann mit vollem Munde und verworrenener Redseligkeit, was er alles erlebt, und wie es ihn entzückt hatte!.

Besonders war der Kaiser ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Bewunderung. Er konnte kaum fassen, wie derselbe Mann in den Sitzungen des Reichstages mit dieser Würde, Kraft und Festigkeit die streitenden Meinungen der Einzelnen beherrschen und zu dem gewünschten Ziele leiten, und dann wieder, als wäre er ein ganz Anderer, jede kriegerische Übung treiben könne. So war der Kaiser, wie Flamegg erzählte, der geschickteste Hakenschiß, er gebrauchte sich der Armbrust mit der größten Leichtigkeit, er übertraf Alle beim Scheibenschießen, kein Sanstabel verstand sich wie er auf Dichten und Losbrennen des schweren Geschüßes, er tummelte sein Pferd wie der gewandteste Ritter, und Keiner konnte es ihm im Gefechte zu Schimpf oder Ernst, im Hauen, Stechen, Remmen zuvorthun. Gar zu gern wollte Flamegg die schöne Ruhme überreden, einmahl mit ihm dem Scheibenschießen beizuwohnen, und des Kaisers Geschicklichkeit zu bewundern, der dort, mit der Armbrust in der Hand, recht an die Abbildungen in seinem Theuer-

danke erinnerte, nur daß hier kein Fürwittig, kein Unfalo ihm tückische Schlingen stellte.

Isabelle hörte den muntern Vetter gern von seinem kaiserlichen Helden sprechen, und es fiel ihr dann oft ein, daß de Barre, dem kein Anderer im Zweykampf widerstanden, sich geweigert hatte, des Kaisers Aufforderung anzunehmen. Sie wünschte selbst, den großen Monarchen näher zu sehen und zu beobachten, als es ihr bisher bey öffentlichen Aufzügen möglich gewesen war, und hatte deßhalb vor ein Paar Tagen dem Vetter schon halb und halb seinen Wunsch wegen des Scheibenschießens zugesagt.

An einem schönen Herbstnachmittag befand sie sich mit Claren und de Barre, der jetzt selten einen Tag vorbegehen ließ, ohne sich im Hause des Bürgermeisters einzustellen, in der kühlen Weinlaube des Hausgartens, welche die Aussicht in die liebliche Umgegend both. De Barre schien heute bewegter als sonst, und das Geständniß seiner Liebe auf seinen Lippen zu schweben, die nur eine zarte Scheu noch geschlossen hielt. — Isabelle saß an seiner Seite, ihre Hand ruhte in der seinigen, ein anziehendes Gespräch waltete leise flüsternd zwischen ihnen, die Knaben spielten im Grase, und oft ruhte de Barre's Auge mit innigem Ausdruck auf

den holden Kleinen. Clara ging ab und zu, mit häuslichen Anstalten beschäftigt, als Flamegg plötzlich viel früher als gewöhnlich in den Garten trat; die Ruhe aufzusuchen, weil morgen ein merkwürdiges. Scheibenschießen vor dem Thore Statt haben sollte, das der Kaiser mit seiner Gegenwart zu beehren verheißt; und wo Georg einen sehr bequemen Platz für die Ruhe besorgt hatte, um Alles mit anzusehen. So war gekommen, ihr dieß zu verkünden, und blieb betroffen am Eingange der Laube stehn, als er Isabellen an der Seite eines ihm völlig fremden Mannes sitzen sah, dessen stattliche Kleidung; die schwere Goldkette an der Brust; der prächtig gearbeitete Schwertgriff, am meisten aber die würdevolle Gestalt und Haltung dem Ankommenden unwillkürlich einige Eindrücke einflößten. Aber des Mannes Blicke, die so deutlich seine Gefühle ausdrückten; und die vertrauliche Stellung, in welcher Isabelle neben ihm saß, ließen Flamegg errathen, daß diese Beiden sich genauer kennen, und Empfindungen für einander hegen mußten, die seinen Ansprüchen die höchste Gefahr drohten. Schnell flammte die Eifersucht in ihm empor, und ohne weiter auf Etwas Rücksicht zu nehmen, trat er zu der Gruppe, grüßte mit einem Seitenblick nachlässig den Fremden, ergriff

faßend: Hand, und forderte sie auf, mit ihm auf die Seite zu treten, weil er ihr etwas Nothwendiges zu sagen habe. De Barre sprang in dem Augenblicke auf. Sein Auge funkelte, er erkannte den Nebenbühler, und er zweifelte nicht, daß geringere Verhältnisse das Kühne Betragen desselben rechtfertigen müßten. Auch in ihm loderte Eifersucht auf — er verbeugte sich, ergriß sein Federnetz, und mit dem Worten: „Ich will nicht stören,“ machte er Miene, sich zu entfernen.

Isabelle über sah mit einem Blick ihre Lage und was in den Gemüthern der beiden Männer vorging. Schnell gefaßt legte sie ihre Hand auf de Barre's Arm, um ihn aufzuhalten und sagte: Bleibt, Ritter, was wir uns zu sagen haben, kann Jedermann hören.

Das dünkte ich doch nicht! entgegnete Flammegg, den den Widerstand der Wahrheit in seiner eifersüchtigen Vermuthung bestätigte: Kurz und gut, ich muß alles mit Euch sprechen.

Dazu, antwortete Isabelle gelassen, wird sich eine schickliche Zeit finden.

Es scheint Euch sehr viel daran zu liegen, jetzt ungestört zu bleiben, erwiederte Flammegg mit steigender Heftigkeit.

Gnädige Frau! nahm de Barre höflich aber eis-

kalt das Wort: Ich sehe, daß ich in jeder Rücksicht hier überflüssig bin. Dieser Herr scheint Rechte zu haben —

Das will ich meinen! posterte Flamegg.

Davon weiß ich nichts! rief Isabelle in gleichem Augenblick.

Bin ich nicht Euer Vetter? Nicht-Mitvormund Eurer Söhne? fuhr Flamegg auf.

Diese Titel, entgegnete de Barre, indem ein spöttisches Lächeln sich um seine Lippen zog, geben Euch wenigstens kein Recht, die Dame hier zu einer Unterredung zu zwingen.

Und was habt Ihr darein zu reden? mein Herr? Was geht Euch mein Recht und meine Titel an?

Sie sind mir sehr gleichgültig, so wie Eure ganze Person, antwortete de Barre gelassen; doch, setzte er mit erhobener Stimme hinzu, werde ich nie dulden, daß in meiner Gegenwart einer Dame etwas Unangenehmes geschehe.

Und ich werde mir von einem Unbekannten keine Lehren geben lassen — rief Flamegg sehr erregt; denn es ward ihm immer klarer, daß er es mit einem Nebenbuhler, und zwar mit einem begünstigten, zu thun habe. Kurz und gut, die Ruhme geht mit mir. Er ergriff Isabellens Hand, und wollte sie vom Stuhle aufziehen. —

sie zu beherrschen strebte, entging ihr nicht. Nach einigen gleichgültigen Reden kam er: sogleich auf den Zweck seines Besuches; er bath die Frau von Jungingen ihn zu entschuldigen, wenn er sich mit einer Frage an sie wandte, auf die er von Niemand in ganz Worms bessere Auskunft erwarten konnte, als von ihr. Er habe gehört, die Freyinn von Wagen sey vor ein Paar Tagen hier angekommen...

Wie schlau! Wie künstlich! dachte Clara: Aber es soll dir nichts helfen! — Er fuhr nun fort, indem er mit einem Seufzer, den er nicht ganz zu unterdrücken im Stande war, die alten Zeiten herührte, zu sagen, daß er verschiedene Gerüchte vernommen, daß Manche ihm gesagt, die Baroninn sey Witwe, Andere den jungen Mann, der sie begleitete, für ihren zweyten Mann hielten, und daß er, der jederzeit an dem Hause Faucigny lebhaften Antheil genommen, von Claren zu erfahren wünsche, was hier Wahrheit sey.

Clarens warmes Wohlwollen für den Mann, den sie stets geachtet, der jetzt mit einem schmerzlichen Gefühl in seinem Innern sichtbar aber männlich kämpfte, entwaffnete die kleine Bosheit, mit der sie zu Anfange des Gesprächs ihn für die Falschheit seiner Angaben zu bestrafen gesonnen war, und offener, theilnehmender als sie gewollt, antwortete

sie auf Alles. Er erfuhr, wie es mit Isabellen's Heirath zugegangen, daß sie Witwe, ihr Begleiter aber nichts weiter als ein Verwandter und der Vormund der Kinder sey. Ein Theil der Centnerlast, die auf de Barre's Herzen lag, war nun abgewälzt — er athmete freyer. Meine Freundin, fuhr Clara fort, hat sich oft gewundert, noch öfter bedünkert, daß ihre Angehörigen durch so lange Zeit gar nichts von Eurem Thun und Treiben, ja nicht Einmahl mit Gewißheit von Eurem Leben wußten.

De Barre schaute die Sprechende seltsam an. Es ist wahr, sagte er: Ich unterließ, ich vermied es sogar, dem Herrn von Faucigny Nachricht von mir zu geben.

Es wäre vielleicht, fuhr Clara mit Bedeutung fort, Vieles gar nicht, Vieles anders geschehen, wenn man in Brüssel etwas von Euch gewußt hätte. Doch: vergeßt! unterbrach sie sich plötzlich: Ich bin sogleich wieder bey Euch. Sie sprang auf und eilte aus dem Zimmer. De Barre sah ihr erstaunt nach — da öffnete sich die Thüre, und Clara zog Isabellen, die verlegen und ängstlich nicht wußte, ob sie ihr folgen sollte oder nicht, mit ins Zimmer. Nun standen sich die Beyden betroffen, erfreut, tief bewegt, wortlos gegenüber.

Sein brennender Blick ruhte auf ihr — die blühende Knospe war zur vollen prächtigen Blume entfaltet, und ein Zug von Ernst, ja beynahe von Kummer, schien ihm ihren Reiz zu erhöhen, und den frischen Jugendschmelz reichlich zu ersetzen, den die Zeit hinweggewischt hatte. Ihn hatte ihr Blick nur von der Seite gestreift — sie glaubte gegründete Ursache zur Klage gegen ihn zu haben. Aber die ernste Würde, welche aus seiner Haltung sprach, und welche durch das Gefühl seines Werthes, selbst durch die glänzendere Umgebung, die einfache und doch kostbare Kleidung vermehrt wurde, und der düstere Ausdruck dieser edlen Züge, die Jahre und Gram schärfer gezeichnet hatten, übten bald wieder den gewohnten Zauber über ihr Herz aus. Wie konnte sie dem Freunde zürnen, weil er sie, die er nicht besitzen durfte, aufgegeben hatte? Es war ein Unglück, aber keine Schuld. So ging sie ihm freundlicher entgegen, ihr Auge erhob sich, es begegnete seinem düster glühenden Blicke, der sie zu fragen schien, ob wohl noch eine Spur der alten Freundschaft in ihr lebe?

Welche wunderbare, welche schöne Fügung ist es, Herr Graf! daß wir uns hier treffen! Wie manches Jahr liegt dazwischen, und wie wenig konnte ich mir die Freude vorstellen, Euch hier zu finden!

Diese unbefangene herzliche Anrede, der freudige Ausdruck in ihren Mienen erweiterte und erhob sein noch stets von bangen Besorgnissen gedrücktes Herz. Ein Sonnenstrahl des Lächelns verklärte sein Gesicht, er faßte Isabellens Hand, und drückte sie fest und lange an die Lippen. Das hatte er nie gethan, denn er hatte damahls immer eine gewisse Überlegenheit über das ganz junge Mädchen behauptet. Gott sey gedankt! rief er jetzt aus tiefer Brust: Ich sehe Euch wieder, Ihr habt mich nicht vergessen, und mein Andenken nicht verworfen!

Wie hätte ich das vermocht! antwortete Isabelle: Der Freund meiner Ältern, der gütige Lehrer meiner Jugend wird ewig ein heiliges Recht auf mein — auf meine Dankbarkeit haben.

Die vorige Düsternheit überschattete plötzlich des Ritters Züge. Von Dankbarkeit weiß ich nichts, antwortete er verbindlich, und — ich mache keine Ansprüche daran; er ließ ihre Hand fahren, die er bis jetzt gehalten. Isabelle hob die Augen auf und richtete sie mit einem unbeschreiblichen Blick auf den Ritter. Er schien sie zu verstehen, er lächelte wieder, faßte ihre Hand, führte sie, von Glaren dazu aufgefordert, zu einem Stuhle, und nahm neben ihr Platz.

Ein lebhaftes, herzliches Gespräch waltete nun

zwischen den drey Freunden. De Barre's Züge ent-
wölkten sich je mehr und mehr, eine sanfte Heiter-
keit belebte ihn — er fühlte sich glücklich an der
Seite des Gegenstandes, den er so lange vermist,
den er so schmerzlich entrisßen geglaubt hatte. Die-
sem Besuche folgte bald ein zweyter, ein dritten.
Clara sah mit froher Zuversicht der Erfüllung ih-
rer guten Wünsche entgegen, de Barre schien ganz
felig; nur Isabelle konnte dem heitern Sonnen-
schein nicht unbedingt trauen, und mit oft wieder-
kehrender Angst dachte sie an Flammegg, an seine
Hoffnungen und an seine Rechte.

Dieser hatte eben jezt seine geliebte Ruhme et-
was mehr außer Acht gelassen; denn von der Ge-
fahr, die seinen Wünschen drohte, hatte er auch
nicht die entfernteste Ahnung. Ihn sprachen das
rege Leben in der menschenvollen Stadt, die Auf-
züge der Fürsten und Großen, wenn sie sich in die
Versammlungen des Reichstages auf dem großen
Saale im Rathhause begaben, die schönen Pferde,
die reichen Kleidungen und Waffen, die geschmück-
ten Diener, die Feste, die hier und da gegeben
wurden, die Seltenheiten, welche fahrende Krad-
mer dem schaulustigen Volke zu zeigen hatten, mäch-
tig an. Den ganzen Tag lief er von einer Seite
der Stadt zur andern, um nur ja nichts zu ver-

säumen, was hier oder dort zu sehen oder zu hören war, und Abends erzählte er dann mit vollem Munde und verworrenener Redseligkeit, was er alles erlebt, und wie es ihn entzückt hatte!

Besonders war der Kaiser ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Bewunderung. Er konnte kaum fassen, wie derselbe Mann in den Sitzungen des Reichstages mit dieser Würde, Kraft und Festigkeit die streitenden Meinungen der Einzelnen beherrschen und zu dem gewünschten Ziele leiten, und dann wieder, als wäre er ein ganz Anderer, jede kriegerische Übung treiben könne. So war der Kaiser, wie Flamegg erzählte, der geschickteste Hakenschiß, er gebrauchte sich der Armbrust mit der größten Leichtigkeit, er übertraf Alle beim Scheibenschießen, kein Ganstabel verstand sich wie er auf's Nichten und Losbrennen des schweren Geschüßes, er tummelte sein Pferd wie der gewandteste Ritter, und Keiner konnte es ihm im Gefechte zu Schimpf oder Ernst, im Hauen, Stechen, Remmen zuvorthun. Gar zu gern wollte Flamegg die schöne Ruhe überreden, einmahl mit ihm dem Scheibenschießen beizuwohnen, und des Kaisers Geschicklichkeit zu bewundern, der dort, mit der Armbrust in der Hand, recht an die Abbildungen in seinem Theuer-

dank erinnerte, nur daß hier kein Fürwittig, kein Unfalso ihm tückische Schlingen stellte.

Isabelle hörte den muntern Vetter gern von seinem kaiserlichen Helden sprechen, und es fiel ihr dann oft ein, daß de Barre, dem kein Anderer im Zweykampf widerstanden, sich geweigert hatte, des Kaisers Aufforderung anzunehmen. Sie wünschte selbst, den großen Monarchen näher zu sehen und zu beobachten, als es ihr bisher bey öffentlichen Aufzügen möglich gewesen war, und hatte deßhalb vor ein Paar Tagen dem Vetter schon halb und halb seinen Wunsch wegen des Scheibenschießens zugesagt.

An einem schönen Herbstnachmittag befand sie sich mit Claren und de Barre, der jetzt selten einen Tag vorbegehen ließ, ohne sich im Hause des Bürgermeisters einzustellen, in der kühlen Weinlaube des Hausgartens, welche die Aussicht in die liebliche Umgegend both. De Barre schien heute bewegter als sonst, und das Geständniß seiner Liebe auf seinen Lippen zu schweben, die nur eine zarte Scheu noch geschlossen hielt. — Isabelle saß an seiner Seite, ihre Hand ruhte in der seinigen, ein anziehendes Gespräch waltete leise flüsternd zwischen ihnen, die Knaben spielten im Grase, und oft ruhte de Barre's Auge mit innigem Ausdruck auf

den holden Kleinen. Clara ging ab und zu, mit häuslichen Anstalten beschäftigt, als Flamegg plötzlich viel früher als gewöhnlich in den Garten trat; die Ruhe aufzusuchen, weil morgen ein merkwürdiges Schießenschießen vor dem Thore Statt haben sollte, das der Kaiser mit seiner Gegenwart zu beehren verheißt; und wo Georg einen sehr bequemen Platz für die Ruhe besorgt hatte, um Alles mit anzusehen. So war gekommen, ihr dieß zu verkünden, und blieb betroffen am Eingange der Lanke stehen, als er Isabellen an der Seite eines ihm völlig fremden Mannes sitzen sah, dessen stattliche Kleidung, die schwere Goldkette an der Brust; der prächtig gearbeitete Schwertgriff, am meisten aber die wundervolle Gestalt und Haltung dem Ankommenden unwillkürlich einige Eindrücke einflößten. Aber des Mannes Blicke, die so deutlich seine Gefühle ausdrückten; und die vertrauliche Stellung, in welcher Isabelle neben ihm saß, ließen Flamegg errathen, daß diese Beiden sich genauer kennen, und Empfindungen für einander hegen mußten, die seinen Ansprüchen die höchste Gefahr drohten. Schnell flammte die Eifersucht in ihm empor, und ohne weiter auf Etwas Rücksicht zu nehmen, trat er zu der Gruppe, grüßte mit einem Seitenblick nachlässig den Fremden, ergriff

saellens: Hand, und forderte sie auf, mit ihm auf die Seite zu treten, weil er ihr etwas Nothwendiges zu sagen habe. De Barre sprang in dem Augenblicke auf. Sein Auge funkelte, er erkannte den Nebenbühler, und er zweifelte nicht, daß innigere Verhältnisse das Kühne Betragen desselben rechtfertigen müßten. Auch in ihm loderte Eifersucht auf — er vorbeugte sich, ergriß sein Federsabrett, und mit den Worten: „Ich will nicht stören,“ machte er Miene, sich zu entfernen.

Isabelle übersah mit einem Blick ihre Lage und was in dem Gemüthern der beiden Männer vorging. Schnell gefaßt legte sie ihre Hand auf de Barre's Arm, um ihn aufzuhalten und sagte: „Bleibt, Ritter, was wir uns zu sagen haben, kann Jedermann hören.“

„Das dürfte ich doch nicht!“ entgegnete Flammegg, dem der Widerstand der Waise in seiner eifersüchtigen Vermuthung beschäftigte: Kurz und gut, ich muß allein mit Euch sprechen.“

Dazu, antwortete Isabelle gelassen, wird sich eine schicklichere Zeit finden.

Es scheint Euch sehr viel daran zu liegen, jetzt ungestört zu bleiben, erwiederte Flammegg mit stoischer Festigkeit.

„Gnädige Frau! nahm de Barre höflich aber eis-

kalt das Wort: Ich sehe, daß ich in jeder Rücksicht hier überflüssig bin. Dieser Herr scheint Rechte zu haben —

Das will ich meinen! posterte Flamegg.

Davon weiß ich nichts! rief Isabelle in gleichem Augenblick.

Bist du nicht Euer Vetter? Nicht Mitvormund Eurer Söhne? fuhr Flamegg auf.

Diese Titel, entgegnete de Barre, indem ein spöttisches Lächeln sich um seine Lippen zog, geben Euch wenigstens kein Recht, die Dame hier zu einer Unterredung zu zwingen.

Und was habt Ihr dazwischen zu reden? mein Herr? Was geht Euch mein Recht und meine Titel an?

Sie sind mir sehr gleichgültig, so wie Eure ganze Person, antwortete de Barre gelassen; doch, setzte er mit erhobener Stimme hinzu, werde ich nie dulden, daß in meiner Gegenwart einer Dame etwas Unangenehmes geschehe.

Und ich werde mir von einem Unbekannten keine Lehren geben lassen — rief Flamegg sehr erregt; denn es ward ihm immer klarer, daß er es mit einem Nebenbuhler, und zwar mit einem begünstigten, zu thun habe; Kurz und gut, die Ruhme geht mit mir. Er ergriff Isabellens Hand, und wollte sie vom Stuhle aufziehen. —

Untersteht Euch nicht! brach de Barre, durch diese Ungezogenheit empört, los: — Frau von Bogen wird Euch nicht folgen, so lange ich bey ihr bin. —

Herr! rief Flamegg, der sich vor Zorn nicht mehr kannte: Entweder geht die Ruhme mit mir, oder Ihr gebt mir Rechenschaft, — er schlug das bey mit der Rechten auf sein Schwert — woher Euch die Macht kommt, Euch mir an dem Ort, den ich jetzt als mein Haus betrachten kann, zu widersetzen!

Ich stehe Euch zu Befehl, antwortete de Barre; aber diese Dame bleibt, wo sie will, und Ihr werdet sie nicht zwingen, Euch zu folgen.

Wohlan denn! schrie Flamegg: So sey es! Bestimmt den Ort, die Zeit!

Mein Gott! Graf de Barre rief jetzt Isabelle begütigend: Seht doch so unnütze Händel auf! Und Ihr, Vetter, nehmt Vernunft an! Was Ihr mir sagen wollt, erwarte ich im Voraus.

Graf de Barre? unterbrach sie Flamegg befürgt: Doch nicht Graf Claude de Barre?

Derselbe, Euch zu dienen, erwiederte dieser, sich leicht verneigend: Es steht jetzt bey Euch, setzt er höflich hinzu, weil diese Dame es wünscht, unsern Streit gütlich auszumachen.

So beschränkt auch sonst des Ritters Fassungskraft war, so erkannte er doch schnell, daß dieß höfliche Anerbieten, bey der sichtslichen Bestürzung, in welche ihn die Anhörung des gefürchteten Namens versetzt hatte, von Seite des Fremden eine Schonung war, die er durchaus nicht annehmen durfte.

Und wärt Ihr der Teufel — rief er halb entschlossen, halb bange — so müßte ich mich jetzt mit Euch schlagen.

Ich zweifle nicht an Eurem Muth, versetzte de Barre etwas freundlicher — und ich erwarte von Eurer Gefälligkeit die näheren Bestimmungen. Er verneigte sich stumm gegen Isabellen, grüßte den Wetter artig, und entfernte sich mit sehr raschen Schritten, indem er an Claren, die eben durch den Garten herabkam, nur flüchtig sich verbeugend, vorüber eilte.

Was ist denn da geschehen? rief diese, als sie jetzt in die Laube trat: Isabelle und der Wetter sind bestürzt. De Barre schoß mit erhitztem Gesicht an mir vorüber. Ich will nicht hoffen —

O! es ist Alles, Alles aus! rief jetzt Georg, und stürzte fort. Clara sah ihm erstaunt nach. Isabelle begann nun zu erzählen. Als sie der Freundin Alles mitgetheilt, und Beyde sich über den

Vorfall und seine wahrscheinlichen Folgen besprochen hatten, fingen erst die rechten und schweren Besorgnisse an, sich ihrer Herzen zu bemächtigen. Daß de Barre beleidigt war, daß er Isabellen und ihre Stellung zu Georg verkannte und ihr mißtraute, war der erste quälende Gedanke, der sich dieser aufdrang. In Rücksicht des Zweykampfs bothen sich wieder nur bange Sorgen ihren Blicken dar. Ging Alles seinen Weg, hatte der Kampf Statt, der nicht zum Schimpf, sondern zum Ernst gemeint war, so war für Georgs Leben wenig zu hoffen. Gesezt aber, er käme bloß mit einer Wunde davon, weil de Barre ihn vielleicht um Isabellens willen schonte, so würde Flamegg, wenn er am Leben blieb, seine feindseligen Einsprüche erheben, und ihre Verbindung mit de Barre noch mehr als mit jedem Andern zu hindern suchen. Hätte aber Georg das Unglück, von seines Gegners Hand zu fallen, durfte sie wohl daran denken, dem Mörder des nahen Verwandten, des treuen Freundes ihres Hauses, mit Anstand die Hand zu reichen?

Trostlos saß Isabella da, die Morgenröthe des so lange ersehnten, so lange entbehrten Glückes war, kaum erschienen, schon wieder in düstere Nacht erloschen, und ein Gewitter fürchterlicher als das, was sie zuerst von dem Gegenstand ihrer stillen Neigung

getrennt, erhob sich jetzt, um alle ihre Hoffnungen zu zerstören. Frau von Jungingen suchte sie zu trösten, ihr klarer Blick spähte nach einem rettenden Ausgange, sie sann und sann, und endlich fiel ihr ein, bey demjenigen, der ordnend und beglückend seine Hand über Alle hielt, beym Kaiser selbst Hülfe zu suchen. Isabelle verwarf diesen Gedanken als etwas Unthunliches, ja Zweckloses. Clara vertheidigte ihre Ansicht. Darüber trat der Bürgermeister, dem Georg in seiner Bestürzung begegnet und ihm Alles erzählt hatte, zu den Frauen. Clara trug ihm ihre Meinung vor. Er äußerte bestimmt, so wie er den Kaiser kenne, werde der sich nie erlauben, einen Machtpruch zu thun, und nie, weder die gesetzlichen Rechte, welche das Testament Georgen einräumt, noch die Vorschriften der ritterlichen Ehre beugen, indem er den Zweykampf verböthe, wie Clara meinte. Indessen — weil du es so sehr wünschst, fügte der Ritter zuletzt hinzu, weil ich unsere Freundin so bekümmert sehe, will ich das Einzige thun, was ich für erlaubt und rathlich halte. Ich will dem Kaiser den seltsamen Fall erzählungsweise vortragen. Vielleicht findet der Geist des weiserfahrenen Fürsten, des ritterlichen Helden, einen Ausweg aus diesem Labyrinth, wo uns keiner erscheint. Aber als Kaiser hoffet nicht, daß er

Kleine Erzähl. XIV. Th. 15

sich einmische und das Gesetz kränke, dessen erster Verfechter er ist.

Betrübt und wenig hoffend lehrten die Frauen mit dem dämmernden Abend in ihre Gemächer zurück. Isabelle schloß sich ein, Thränen waren ihre Gesellschaft. De Barre war ihr heute edler und lebenswürdiger als je erschienen, und sie sollte auf ewig von ihm getrennt werden, keiner Hoffnung Raum geben dürfen? Sie trat an ihr Fenster. Hier stand der Stickrahmen, an welchem sie diese letzten Tage her an einer Schärpe gearbeitet hatte, die auf grünem Grund, der Farbe ihres Hauses, und mit zierlichen Sinnbildern des Ritterthums reich in Gold gestickt, für de Barre bestimmt gewesen war. Ihre Thränen brachen heftiger hervor, als sie das schöne Gewebe betrachtete und bedachte, mit welchen Empfindungen und Hoffnungen sie daran gearbeitet, und wie traurig nun Alles enden sollte.

Er soll sie doch haben! rief sie endlich: Sie war ihm bestimmt, und verkennt er mich gleich, darf ich kaum hoffen, ihn wieder zu sehen, so behalte er in dieser Schärpe das letzte Andenken einer Freundin, die, wenn auch entfernt und geschieden von ihm, doch nie einem andern Mann gehören, nie ein anderes Bild in ihrer Brust hegen wird.

Gern hätte sie noch heute die Arbeit vollendet;

aber es fing an zu dunkeln, der Herbstabend war früh da — sie mußte es auf morgen verschieben, und hing nun einsam im dämmernden Zimmer ihren trüben Gedanken nach. Am andern Morgen war die Schärpe ihr erstes Geschäft. Rasch setzte sie sich hin, es waren nur noch wenige Blätter zu sticken, sie vollendete sie bald, und schmückte nun noch die Eine Ecke der Schärpe mit ihrem jungfräulichen Namenszug J. F., der den Grafen an jene schöne Zeit erinnern sollte, wo er als Ritter Baudreuil um Isabellen von Faucigny gelebt, wo sie sorglos so manche süße Hoffnung genährt, und in seinem Umgang so glücklich gewesen war. Als sie fertig war, schnitt sie die Arbeit vom Rahmen los, und da sie kaum daran denken durfte, de Barre vor dem Zweykampfe zu sehen, so wickelte sie sie sorgfältig in ein Seidentuch und schickte sie durch eine Rose Claren hinüber, die um die Bestimmung der Schärpe wußte, und ließ sie ersuchen, sie in die rechten Hände zu geben.

Georg hatte sich gestern und heute in unerträglichem Mißmuth herumgetrieben, daß ihn sein Unstern gerade diesem furchtbaren Franzosen in den Weg geführt hatte. Daß gerade dieser de Barre es seyn mußte, der sich unterstand, seiner schönen Ausnahme den Hof zu machen! — Und wie freundlich

wie vertraulich die Ruhme mit ihm gethan! Gleich
 als kennen sie sich schon von Kindheit an, und doch
 hatte er in seinem Leben den Namen dieses Men-
 schen nicht von ihr nennen gehört, ja bis er nach
 Worms gekommen, nicht gewußt, daß ein Mann,
 der so heiße, auf der Welt sey. Und die Ruhme
 hat ihn gewiß auch nicht gekannt, dachte er; aber
 er ist ein Franzose, die sind galant und schmeichle-
 risch, drängen sich überall zu, glauben sich Alles
 erlaubt, und wissen die Weiblein gerade durch ihre
 Kühnheit so zu bethören, daß sie ihnen nicht zu
 widerstehen vermögen. Und wie würde das ablau-
 fen mit dem Zweykampfe? Gerechter Gott! ein
 Kampf mit diesem Eisensfresser, dem noch Keiner
 je obgestiegen! Und was das Schrecklichste bey der
 Sache war — dieser Kampf war keiner zu Schimpf
 und Scherz, um sich mit einander zu messen, wer
 geschickter im Gebrauch der Waffen sey? — Es war
 ein Zweykampf wie jeder gewöhnliche, wo Blut
 fließen mußte — wo Einer von Beyden das Leben
 lassen sollte. Wer nun dieser Eine zwischen ihnen
 Beyden seyn würde, das konnte ja bey de Borre's
 Unwiderstehlichkeit und bey seiner gekriegen Erbit-
 terung gegen den unwillkommenen Störer wohl ke-
 ne Frage seyn! Georg sah sich schon todt, er sah
 sich blutend im Sande liegen, und den übermü-

thigen Sieger triumphirend sein weiteres Heil bey Habbellen versuchen. Diese Vorstellung machte ihn wüthend. Nein, das doch nicht! dachte er endlich: Sie wird doch meinem Mörder nicht die Hand reichen? Er schauderte bey dieser Vorstellung. „Nein, nein, sie ist mir doch herzlich gut, ich weiß es, und es hat ihr sicher schon im innersten Herzen Leid gethan, daß um ihrewillen der unglückselige Austritt entstanden ist, und mein junges Blut, das Blut ihres Verwandten, ihres treuesten Freundes vergossen werden soll.“

Wenn diese Vorstellung einigen Balsam in seine schmerzlich verwundete Seele goß, so peinigten ihn andrerseits die Todesgedanken aufs empfindlichste. Dennoch freute er sich, daß sein Ehrgefühl es über seinen Schrecken davon getragen, und er das schonende Anerbiethen des stolzen Fremden nicht angenommen hatte. In solchen streitenden Gedanken war er diesen Morgen in den Feldern und Wäldern um die Stadt herumgeirrt, kam jetzt nach Hause, und trat eben in den Vorfaal, als die Frau vom Hause beschäftigt war, in mächtig großen Schränken, die hier standen, zu kramen und zu ordnen. Er grüßte sie niedergeschlagen, sie beantwortete freundlich seinen Gruß. Der Vorfall von gestern Nachmittag und seine Folgen kamen sogleich zur

Sprache. Flamegg äußerte, er hoffe, Isabelle werde ihn bedauern, sie werde dem Zweykampfe mit Angst und Schmerz entgegensetzen. Das that sie, erwiederte Clara, und glaubt mir, Ritter, sie fühlt sich sehr unglücklich durch den ganzen Hergang und die Lage der Dinge.

In diesem Augenblicke trat die Jose mit der Schärpe ein, und richtete ihren Auftrag aus, die Frau Bürgermeisterinn möchte sie in die rechten Hände geben.

Flamegg griff hastig nach dem Tuche, ehe es Clara, die ahnete, was es enthielt, wehren konnte; er wickelte es auf, die Schärpe lag in seiner Hand, und eine glühende Röthe der Freude überdeckte sein heute etwas bleiches Gesicht. Herr Gott! Das ist schön! rief er — und das freut mich!

„Was freut Euch, Ritter?“

Nun, die Schärpe, das schöne, bedeutungsvolle Geschenk der lieben Ruhme. Damit schmückt sie ihren Ritter — denn das bin ich ja, ich kämpfe ja für sie; und wenn sie mich auch zum Tode damit schmückt, rief er begeistert aus, so wird mein Tod dadurch geehrt. Sorgt nur, Frau Bürgermeisterinn, wenn ich fallen sollte, was ich mir kaum anders denken kann, daß man mir die Schärpe in den Sarg mitgibt.

Claren war sonderbar zu Muth. Sie erkannte Georg's Irrthum, und seine Äußerungen rührten sie; sie hatte doch nicht den Muth, dem armen Jungen, der sich so vor dem Sterben fürchtete und fest an die Neigung seiner Ruhme glaubte, seinen beglückenden Wahn zu rauben. Noch standen sie so einander gegenüber, Georg die Schärpe betrachtend, und Clara auf einen Ausweg sinnend, wie sie ihn schonend von der Wahrheit unterrichten wollte, als die Thür von der Treppe her rasch aufging, und die Barre vor den Bestürzten stand. Ihm hatte, wohl nicht Grauen vor dem Kampf, aber Grauen vor dem eigentlichen Verhältniß zwischen Georg und Isabellen seit gestern keine Ruhe gelassen. Die heiße Liebe für diese Frau, die ihn seit so vielen Jahren besesselt, die er männlich bekämpft und doch nie ganz besiegt hatte, war nach ihrem Wiedersehen mit ihrer alten Gewalt in seiner Seele erwacht. Alle Zweifel waren verschwunden, Isabellen's Hand war frey, ihr Gefühl schien dem seinigen entgegen zu kommen, — der Zweck seines Strebens war erreicht, so viele Schmerzen vergütet, so langes Harren belohnt, wenn er ihre Hand erhalten konnte. Gestern war er im Begriff gewesen, sich zu erklären, als der tölpische Wetter auf eine Art dazwischen trat, die die Barre, wenn er auch Manches auf die un-

seinen Manieren des Landjüngers schreie, doch ahnen ließ, daß hier besondere Verhältnisse walten mußten. Er war im Innersten aufgeregt, er wollte, ehe er dem Gegner die Schwere seines Armes fühlen ließ, doch wissen, ob er nicht Isabellen mit verwundete, wenn er jenen niederwarf? Darum kam er jetzt, und der erste Gegenstand, der seinen Blicken begegnete, war dieser unbequeme Better. Die Begrüßung Beyder war kalt, wie man sich denken kann und Clara in stichtlicher Verlegenheit; denn nun sollte sie die Schärpe in die rechten Hände legen, und Georg ließ sie nicht aus den feinigern.

Gibt mir die Schärpe nur wieder, sagte sie jetzt zu Flammegg, und streckte die Hand darnach aus: Wir müssen die Frau von Bogen doch noch fragen, was sie eigentlich mit den rechten Händen gemeint, denn ich weiß es nicht.

De Barre war näher getreten, seine Augen haften düster auf der Schärpe, deren Farbe er sogleich erkannte.

Wir sind da in einem kleinen Streit, begann Clara zu de Barre gewendet: Isabelle schickt mir so eben die Schärpe mit dem Bedeuten, sie in die rechten Hände zu geben —

Und ich nehme sie, erwiderte Flammegg trübsig:

denn ihn ärgerte de Barre's Dapolschentunst, und daß er gleichfalls zum Schiedsrichter aufgerufen wurde: Sie kann Niemand anders gehören, als mir, der ich morgen für sie kämpfen wird.

De Barre trat zurück, eine sehr bittere Empfindung mahlte sich in seinen Zügen. Für Sie? erwiderte er kalt: Um Sie, denke ich, wäre der eigentliche Ausdruck.

Das ist Alles Eins! Genug, die Schärpe ist mein, rief Georg, und wollte sie klaren, die sie am Einem Ende gefaßt hatte, entziehen.

Seht, entgegnete diese, indem sie fester hielt, hier ihren Namenszug! J. F. Isabelle Faucigny! Das deutet auf eine Zeit, wo sie diesen Namen führte; ein Seitenblick begegnete hier bedeutend de Barre's Augen. Sollte sie sich sonst nicht als Isabelle von Bogen gezeichnet haben?

Das ist ja gar nicht ihr Name, rief Georg triumphirend: Das ist der Meine — Hans Georg von Namogg, oder Johann Namogg — und so ist es ja bewiesen, daß die Schärpe mein ist. Er entriß sie ihren Händen ungestüm bey diesen Worten, und eilte davon, indem er noch im Fortgehen einen zornigen Blick auf seinen Feind warf.

Clara und de Barre standen Beyde noch einige Augenblicke stumm, dann sagte die Frau von Jan:

gingen schnell gefaßt: Ein seltsames Aufstieß, Herr Graf, der Euch billig besondern muß! Die Schärpe war Euch bestimmt.

Mir? rief de Barros überrascht, und eine dunkle Purgluth übergoss seine ernsten Züge, und sein Auge funkelte von unvornutheter Freude: Mir? Habt Ihr auch recht verstanden, gnädige Frau? Oder verstehe ich Euch recht? Mir diese Schärpe?

Glara erzählte nun Alles, dann bath sie den Ritter, ihr zu Isabellen zu folgen, die sich sehr freuen würde, ihm Alles zu erklären, was bis jetzt noch zweifelhaft zwischen ihnen war, und ihm ihr ganzes Herz zu eröffnen.

Tief aufregend, schmerzlich und doch beruhigend war das nun folgende Gespräch der Liebenden, denen es zum erstenmahl seit so vielen Jahren vergönnt war, offen und ohne Rückhalt über ihre gegenseitigen Empfindungen zu sprechen. Die frühere schöne Zeit in Brüssel; die folgenden Jahre der Trennung, was Jedes um des Andern Willen gelitten, gesorgt, gefürchtet, kam zur Sprache. Klar wie in einen spiegelhellen Quell drangen Jedes Blicks in das Herz des Andern; sie fühlten nun mit voller Überzeugung, was sie früher oft geahnet, wie sehr sie für einander geschaffen waren; wie sie nur mit einander glücklich werden konnten! Und dennoch stand auch jetzt wieder eine trennende Nacht

zwischen ihnen Beyden, dieser Zweykampf und die rechtskräftigen Ansprüche Georgs auf das Schicksal ihrer Söhne.

De Barre hörte mit trunkener Seligkeit die Äußerungen der sorgenden Liebe und Angst, ihn zu verlieren, aus dem Munde der Geliebten, und Isabelle erkannte voll Entzücken die jugendlich glühende Neigung des ernstesten Mannes, die sich ihr in jedem seiner Worte, seiner Blicke kund gab. Hoffnung both sich ihnen wenig, dennoch waren sie glücklich; denn sie fühlten, wie sehr sie sich liebten; und diese Gewißheit konnte ihnen ja kein Einspruch eines Andern rauben, auch selbst dann nicht, wenn sie sich nie gefehlich angehören durften.

Jetzt trat Clara ein. Sie erzählte, daß ihr Mann, der schon gestern seine Schritte gemacht, um Gehör bey des Kaisers Majestät zu erhalten, so eben auf das Rathhaus gerufen worden sey, um mit Seiner Majestät zu sprechen. Sie hoffte Alles von dieser Audienz, in welcher ihr Mann sich vorgenommen hatte, dem Kaiser den wahren Stand der Dinge auseinander zu setzen, und seine gnädige Einwirkung zu ersuchen, um vielleicht den ganzen Zweykampf zu vermitteln, oder Georgen auf andere Weise zu bestimmen, daß er seine Rechte nicht zu Isabellens Schaden geltend mache.

Isabelle konnte den Hoffnungen der Freundin

nicht bestimmen; sie versprach sich wenig von diesem Schritte, denn sie konnte nicht absehen, welchen Einfluß der Kaiser, auch bey den huldreichsten Gesinnungen, auf diese Sache nehmen konnte. De Barre hoffte gar nichts, er maß Georgs ritterliches Gefühl, der sich von dem Zweykampf nicht abwendig werde machen lassen, an dem seinigen, und dessen Festigkeit, seine Rechte auf Isabella zu behaupten, an der eignen Leidenschaft für sie; ob, und so schied er endlich düster aber doch beglückt von der Geliebten, mit dem Versprechen, heute Abends wieder zu kommen.

Dieser Abend vereinigte die Liebenden im Gemache der Freundin wieder, und der bevorstehende Zweykampf, die schwachen Hoffnungen, welche der Bürgermeister von seiner Audienz bey dem Kaiser mitgebracht, beschäftigten die Gemüther. Der Kaiser hatte zwar mit lebhafter Aufmerksamkeit zugehört, sich den Stand der Dinge, und besonders Alles, was den Kampf, die Veranlassung desselben, die Art der Ausforderung und die Bedingungen, unter denen er Statt haben sollte, genau erzählen ja manchen Punct wiederhohlen lassen. Als aber der Ritter von Jungingen die Angelegenheiten und die Wünsche seiner Freundin dem Schutze des Monarchen noch einmahl empfahl, da zuckte der Kaiser die Achseln und sagte: Ja, was können wir hier

thun? Das Testament spricht klar, und das Recht können wir nicht beugen. Indessen, fügte er freundlicher hinzu, grüßt mir die schöne Frau, und sagt ihr, sie soll sich nicht ganz der Ruthlosigkeit hingeben — es könne noch vielleicht Alles recht gut werden. Mit diesen Worten hatte er den Bürgermeister lächelnd entlassen, und dieß Lächeln sammt jenem allgemeinen Trostworte war alles Gute, was Jungingen der ängstlich harrenden Freundin nach Hause brachte. Später war ein kaiserlicher Edelknappe bey de Barre erschienen, der ihm im Namen Sr. Majestät gemeldet, es würde Dieser angenehm seyn, wenn der Kampf, den die Gegner auf den dritten Morgen festgesetzt hatten, schon den nächsten Vormittag auf der großen Stechbahn vor dem Thore Statt haben könnte, weil Seine Majestät sich vorgesezt, Zeuge davon zu seyn. Noch später, als es schon zu dunkeln begonnen, wurde auch der Ritter von Glamegg in die kaiserliche Wohnung beschieden, und war seitdem nicht wieder nach Hause gelehrt.

Alle diese kleinen Ereignisse, die Vermuthungen, welche man daraus ziehen konnte, die Besorgnisse oder Hoffnungen, welche sich darauf bauen ließen, gaben dem Stoff des sehr bewegten Gespräches ab, das zwischen de Barre und Isabelle tausend zarte Fäden wechselseitiger Achtung und in-

niger Übereinstimmung der Seelen knüpfte. De Barre hatte Isabellen versprochen, seinen Gegner so viel wie möglich zu schonen, und ihn fähig zu lassen, daß er nicht sein Unglück, am wenigsten seinen Tod wolle. Diese Beruhigung glaubte er Isabellen und sich selbst schuldig zu seyn. Daß Flammegg sein Nebenbuhler, daß es in dessen Macht war, ihm die Geliebte durch seinen Einspruch ewig vorzuenthalten, sollte keinen Einfluß auf den Kampf haben.

Spät trennten sie sich, und vernahmen, als de Barre's Diener kamen, ihren Herrn mit Fackeln abzuholen; erstaunt, daß Georg noch nicht zu Hause zurück war. Isabelle war doch um den Wetter besorgt, der heute den ganzen Tag so unwirsch gewesen war; sie ersuchte die Bürgermeisterin, einige Leute auszusenden, die ihm an den Orten, welche er zu besuchen pflegte, nachfragen sollten. Clara willfahrte gern. Die Diener kamen nach einer guten Weile einer um den andern wieder. Georg war nirgends zu finden, und Einer behauptete, er müsse noch auf dem Rathhause seyn, weil ihn Niemand von da hatte weggehen sehn.

Die Nacht ging für Isabellen sehr unruhig hin. Die Entscheidung, welche von dem morgigen Kampfe abhing, selbst die Ungewißheit über Georg's Schicksal hielt sie meistens wach; und als

die Sonne herauf kam, fand sie sie bereits am Bethstuhel, wo sie inbrünstig zu Gott bethete, ihm den Geliebten, ihre Hoffnungen auf Glück, ihre Söhne unter tausend Thränen empfahl; und auch mit einer frommen Fürbitte des armen Wethers gedachte, dessen Lage sie sehr ernstlich zu beunruhigen anfang, da ihr auf ihre Nachfrage nach ihm, welche das erste Wort war, das sie mit ihrer Jose sprach, die Antwort wurde, Herr von Flammegg sey die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen.

Als sie an den Spiegel trat, um sich von ihren Dienerinnen zierlich schmücken zu lassen, wie es die Sitte und die Achtung für die Gegenwart des Kaisers beim Kampf erheischte — erschreckte sie beynahe selbst über die Blässe ihres Gesichts und die trübten Augen, welche so deutliche Spuren vieler vergossener Thränen zeigten. Am liebsten wäre sie fast zu Hause geblieben, und hätte in brünstigem Gebethe die Nachricht vom Ausgange des Gefechtes abgewartet. Das durfte sie aber nicht, ohne sich seltsamen Vermuthungen auszusetzen. Auch erschien Clara bald darauf in vollem Staate, blickte Isabellen besorgt und mißbilligend an, und bemühte sich eifrig, die Spuren der Thränen, der verwichenen Nacht von den Wangen und Blicken der schönen Freundin verschwinden zu machen. Endlich war Alles geziemend bereitet. Der Ritter

von Jungingen trat ein. Man fragte heftig nach Flemegg; er war richtig noch auf dem Rathhause, hatte aber, vor einer Stunde etwa, mit seine treuen Knechte seine Waffen, und vor allem auch die prächtige grüne Schärpe geschickt.

Wabelle seufzte tief auf. — Nun, so laßt uns in Gottes Namen gehen! sagte sie — umarmte ihre Kinder, zwang die Thränen zurück, die aufsteigend hervorbrechen wollten, und bestieg den Zehster, den ihr Jungingen hatte vorführen lassen. Er selbst und seine Frau saßen gleichfalls auf, und von Knechten in zierlichen Livreen begleitet, ritten sie durch die bereits von einer neugierigen Menge belebte Straße dem Thore zu, vor dem die Stechbahn, mit Schranken und Planken umschirmt, mit Gallerien für die Damen, und mit einem abgesonderten, prächtig geschmückten Räume versehen war, der, mit purpurfarbnen Sammt und reicher Vergoldung ausgeschlagen, für den Kaiser und seinen Hofstaat zum Zusehen bey solchen Schauspielen bestimmt war.

Schon war der Platz um die Schranken gedrängt voll von Zusehern; denn die Nachricht, daß der gewaltige französische Ritter heute wieder mit einem neuen Gegner kämpfen werde, hatte sich mit Blitzesschnelligkeit verbreitet. Auch daß der Kaiser zugegen seyn, daß man ihn und den ganzen

Hoffstaat würde sehen können, reizte Viele, und gab dem Kampffspiele eine höhere Bedeutung.

Der Bürgermeister mit seinen Begleiterinnen hatte auf den reichverzierten Sigen, die ihm gebührten, Platz genommen. Mit jedem Augenblicke füllten sich die Gallerien mehr und mehr, und strömte die Menge unten dichter und zahlreicher an die Schranken. Jetzt sah man von weitem den Einen der Kämpfer von einigen bewaffneten Knechten begleitet, auf einem prächtigen andalusischen Pferde, den Schranken sich nähern. Es war Graf de Barre. Zwar war der Helm geschlossen, aber der Schild, der nebst seinem Familienwappen die silbernen Lilien Frankreich's zeigte, machten ihn kenntlich, und seine einfache schön gearbeitete Rüstung, der weiß und blaue Federbusch auf dem blanken Helm, seine Haltung gefiel Allen. Er sprang an den Schranken vom Pferde, sein Gefolge that dasselbe, die Köpfe wurden entfernt, und der Ritter, nur von zwey Knappen begleitet, trat in den Kreis, und stand dem Orte, wo der Bürgermeister saß, gegenüber, auf sein Schwert gestützt, indeffen seine Blicke durch das Helmgitter Isabellen suchten und an ihr hingen. Eine geraume Zeit verging, da verkündigte wieder eine lebhaftere Bewegung unter den Zuschauern, daß der

zweyte Kämpfer sich nahe. Georg sprengte an die Schranken. In seiner schwarzen mit Silber verzierten Rüstung, dem geschlossenen Helm mit den Geierfittigen auf dem Kopf, und mit Fabelens Schärpe, die um seine Schultern flatterte, nahm auch er sich, zur Verwunderung seiner Bekannten, heute viel besser aus als sonst. Ebenfalls von zwey Knappen begleitet, schritt er auf den Plan, und eine rasche Wendung des Kopfes nach seinem Gegner hin — schien den Unmuth anzuzeigen, mit dem er ihn betrachtete. Aber auch er mußte sich in Geduld fassen wie sein Gegner, denn noch wurde der Hof und der Kaiser erwartet. Abermahl's verging einige Zeit, und ungeduldig harrten die Kämpfer und die Versammlung, da tönte neuerdings Pferdegetrabe, ein kaiserlicher Bothe erschien an den Schranken, und verlangte mit dem Bürgermeister, Ritter von Jungingen zu sprechen. Er wurde eingelassen, vorgeführt, und meldete nun: Seine kaiserliche Majestät ließen den versammelten Zuschauern und den kämpfenden Rittern zu wissen thun, daß sie nur ohne Verzug den Kampf beginnen möchten, indem wichtige Geschäfte den Kaiser abhielten dabey gegenwärtig zu seyn.

So wurde denn durch den Herold das Zeichen gegeben, die Ritter stellten sich vor den Kampf-richtern, ihre Waffen wurden untersucht, Sonne

und Wind getheilt, die Trompeten schmetterten zum zweytenmahl, und die Kämpfer schritten auf einander los. De Barre blieb seinem Vorsatz treu, den Gegner, den man ihm als nicht sehr geübt im Wassenwert geschildert hatte, so viel wie möglich zu schonen. Aber zu seinem großen Erstaunen mußte er gleich aus dem ersten Gange erkennen, daß dieser Flammegg nichts weniger als ein unbedeutender Gegner war. Seine Hiebe fielen so dicht, so kampfgerecht und so kräftig, daß de Barre fühlte, er habe noch nie einem solchen Feinde gegenüber gestanden, und nun auch seiner milden Schonung entsagte. Ohnedieß kränkte ihn jeder Blick auf die grüne Schärpe, und die Falschheit des Ritters, der hinter jener Maske von Ängstlichkeit einen tückischen Vorsatz, wie es schien, verborgen hatte. Sein Unmuth stieg, er kämpfte nun mit Ernst und Kraft, denn es galt seine Ehre, vielleicht sein Leben — und Isabellens Besitz. Er rief alle seine Fechterkunst zu Hülfe, er both jede Kraft auf, aber sein Gegner war ihm in beyden wo nicht überlegen, doch wenigstens gleich.

Mit anfänglichem Erstaunen sahen Isabelle und ihre Freunde diesem Kampfe zu. Sie konnten nicht begreifen, wie sie diesen Georg so falsch beurtheilen, wie sie sich von seiner verstellten Einsalt und Angst so hatten können täuschen lassen. Isabellen

wurde nun ernstlich bange für das Leben des Geliebten, und was sie am schmerzlichsten aufregte, waren die lauten Beyfallsbezeugungen, der allgemeine Jubel des versammelten Volkes, der hoch in die Lüfte stieg, sobald Georg wieder einen Angriff des französischen Ritters siegreich abgeschlagen oder diesen so gedrängt hatte, daß er nur mit höchster Anstrengung sich seiner hatte erwehren können; denn die ganze Versammlung feyerte in den Vortheilen, die der deutsche Ritter über seinen Gegner erhielt, einen Triumph der Landsmannschaft, deren Gefühl schon so lange durch die unwiderstehliche Tapferkeit des Franzosen und die Geringschätzung beleidigt worden war, mit welcher dieser Fremde auf die gesammte deutsche Nation herabgesehen hatte.

De Barre verstand sehr wohl den Sinn dieser lauten Freudenbezeugungen und sie schärften seinen Unmuth und raubten ihm die nöthige Ruhe und Kaltblütigkeit. Immer hitziger griff er seinen Feind an, der ihm in jeder Hinsicht jetzt ein verhaßter Gegenstand war, und gab auf diese Weise jenem, der besonnen lauernd, seine Hiebe maß, eine Blöße. Schnell benutzte sie dieser — sein Schwert drang zwischen den Panzer des Grafen und verwundete ihn, zwar nicht tief, aber doch so, daß sein Blut den Harnisch röthete. Isabelle sah es, und stieß einen Schrey der Angst aus. Dieser Ton, der

Schmerz der Wunde, die gekränkte Ehre, Alles drang bestürmend auf de Barre's Gemüth ein, er verlor vollkommen die Fassung. Georg benutzte den Vortheil, und drängte ihn mit solcher Kraft, mit so heftigen Hieben, daß de Barre's Schwert, von einem derselben getroffen, in Stücken sprang, ein anderer Schlag seinen Helm spaltete, und den Ritter zwang, auf ein Knie nieder zu sinken. Ein wüthender Jubelruf zerriß die Lüste, Isabellen wurde es dunkel vor den Augen; aber in demselben Moment hemmte Georg seinen Angriff, er trat einen Schritt zurück, und betrachtete den Grafen, der, betäubt von dem Kampfe und von dem Sturm seines Innern, regungslos am Boden knien blieb.

Erkennt Ihr Euch für überwunden, Graf de Barre? fragte nun Georg so laut, daß es alle Zuseher hören konnten.

De Barre regte sich eine Welle nicht, dann nickte er stummes Ja.

Es ist also kein Zweifel, fuhr der Andere fort, daß Ihr besiegt, und zwar von einem deutschen Rittersmann besiegt seyd? Ein neues Jubelgeschrey begleitete diese Worte. De Barre blieb stumm, und Isabelle lag zitternd und halbohnmächtig in Clarens Armen, die ängstlich dem Ausgang dieses Schauspiels entgegen sah.

Damit Ihr aber nicht zu unmutzig werdet über

Eure Niederlage, fuhr der siegreiche Ritter fort: so sollt Ihr wissen, wer Euch Niebefiegten überwunden, und die Ehre des deutschen Namens gerettet hat! Mit diesen Worten schlug er den Helmschurz auf, und ein allgemeines Erstaunen brach in noch lauterem Ausrufungen aus, als man Maximilians Züge erkannte, und daß es der Kaiser selbst gewesen, der an Georgs Statt den Kampf mit dem kühnen Fremden unternommen hatte.

Schnell sprang de Barre vom Boden empor — eine plötzliche Röthe der Freude und Hoffnung überflog sein bleiches Gesicht: Gnädigster Herr! rief er, wer würde sich nicht geehrt fühlen, wenn Ihr mit ihm kämpft, und sich seiner Niederlage nicht freudig rühmen!

Es freut mich, antwortete der Kaiser, daß ich Euch doch dahin gebracht habe; Ihr wolltet Euch nicht mit mir messen.

Es war wohl, antwortete de Barre, indem er sich ehrfurchtsvoll verneigte, ein richtiges Vorgefühl, welches mich leitete, wie der Kampf bewiesen hat.

Meint Ihr? erwiederte der Kaiser freundlich: Ihr habt mir's sauer genug gemacht. Doch ich denke, der deutschen Ehre und auch der Eurigen, Graf de Barre, ist genug geschehen. Laßt uns nun für denjenigen sorgen, an dessen Stelle ich hier stehe. Und somit verkünden wir, fuhr er mit laut

erhobener Stimme fort, daß Ritter Georg von Flamegg, der heute seinen Zwist mit diesem Grafen de Barre auf diesem Plage ausfechten sollte, uns bloß auf unser ausdrückliches Verlangen, seinen Platz und seine Waffen abgetreten hat, welches wir mit unserm kaiserlichen Worte verbürgen. Ein neuer Beyfallsturm ertönte; Maximilian wandte sich zu de Barre, faßte seinen Arm und sagte: Ihr blutet ziemlich stark; kommt, laßt nach Eurer Wunde sehn! Er schritt mit ihm aus den Schranken. Im Gehen flüsterte er ihm leise zu: Die grüne Schärpe sollt Ihr morgen haben, und die schöne Witwe dazu. Ich habe den Flamegg beredet, seinen Ansprüchen, die ihm jenes Testament gibt, dafür zu entsagen, daß ich, seiner Ehre unbeschadet, ihn von dem Kampfe mit Euch und dem gewissen Tode befreien wollte. Der arme Schächer war in einer mißlichen Lage; Liebe, Lebenslust und ein Restchen Ehrgefühl kämpften in ihm. Endlich siegte die Lebenslust, denn ich machte ihm die Hölle recht heiß. Er willigte ein, und so war uns Allen geholfen.

O mein gnädigster Kaiser! rief de Barre, und sank, von Freude und Dankbarkeit überwältigt, jetzt dem Kaiser abermahls, aber freywillig zu Füßen, und drückte seine Hand an die Lippen, ohne mehr sagen zu können.

Schon gut! Schon gut! rief Maximilian, indem er sich von dem Freudetrunkenen losmachte, und den Zügel seines herbeugebrachten Pferdes ergriff, um sich aufzuschwingen: Ich komme zur Hochzeit! Gott beschütze! Und somit saß er auf seinem Schimmel, und sprengte der Stadt zu.

Isabelle, Jungingen und Clara hatten nun den Platz erreicht, wo de Barre, sobald der Kaiser entfernt war, sich von seinen Knappen den Harnisch aufschnallen, und die tiefe aber nicht bedeutende Wunde verbinden ließ. Das seltsame Lächeln, das sein blaßes Gesicht verklärte, das stumme Entzücken, womit er Isabellen die Hand entgegenstreckte, sagte ihr Alles. — Keines vermochte viel zu sprechen, und Alle eilten, nach der Stadt zu kommen. Hier ließ sich's Isabelle nicht nehmen, des Geliebten, des Bräutigams Wunde selbst zu besorgen, und nach so langen Jahren schmerzlicher Trennung, nach dem Kummer des gestrigen Tages genossen die Liebenden das Glück, sich ungestört anzugehören, da des Kaisers trostvolle Versicherung jeden Zweifel beseitigt hatte.

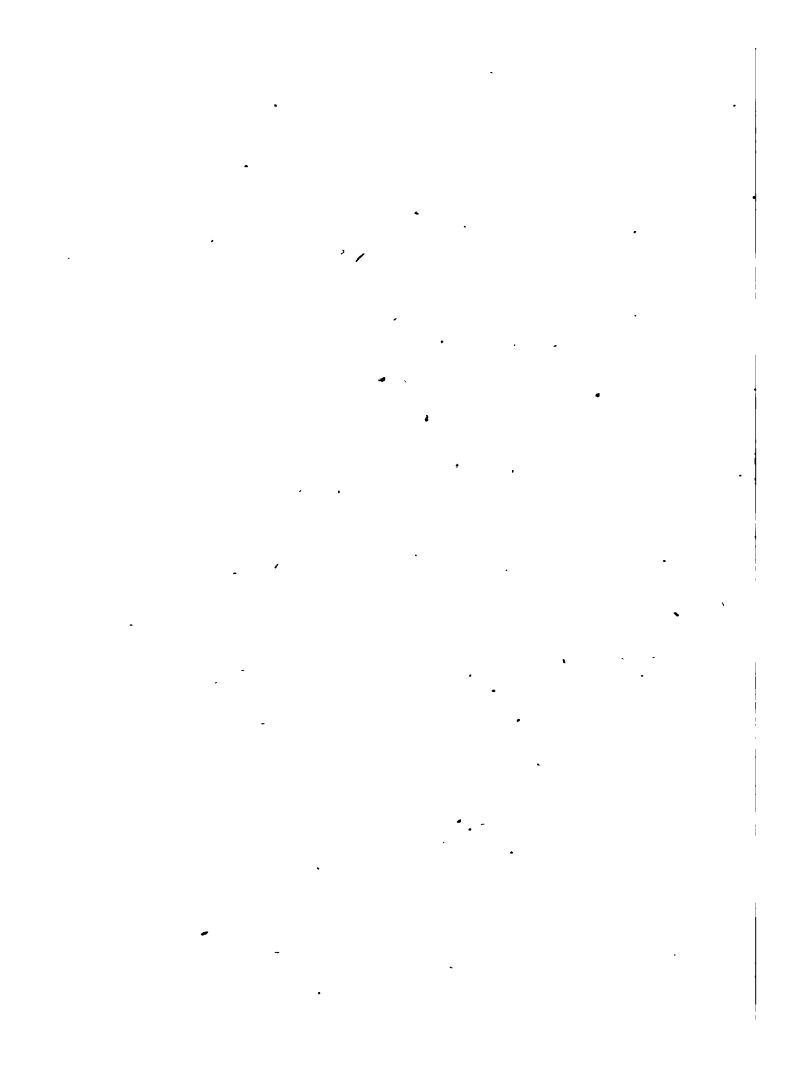
Es war auch wirklich so; und Georg hatte seinem Rechte, hier Einspruch zu thun, willig um den Preis entsagt, den Maximilian darauf gesetzt. Die nähere Auseinandersetzung der Lage der Dinge, die eben der Kaiser selbst ihm mittheilte, die Überzeu-

gung, daß er gegen diesen Stiefvater seiner Reflexen vor seinem Tribunal mit Grund etwas würde einwenden können, endlich noch mehr die Gewissheit, welche ihm das Alles gab, daß Isabelle ihn nie geliebt habe und nie lieben werde, daß er sie wohl an mancher Heirath würde hindern, nie aber zwingen können, ihm ihre Hand zu reichen — diese Beweggründe, welche ihm nach und nach einleuchteten, beruhigten ihn allmählig. Der Kaiser hatte ihn sogleich durchschaut, und sich seiner Verschwiegenheit über den morgigen Kampf am besten zu versichern geglaubt, wenn er ihn mit Niemand mehr sprechen ließe. So befahl er ihm, diese Nacht auf dem Rathhause zuzubringen, wo er streng bewacht, aber fürstlich bedient und bewirthet wurde. Ein Paar muntere Hofherren, die ihm auf des Kaisers Befehl Gesellschaft leisteten, der treffliche Rhein- und Ungarwein, in dem sie ihm fleißig zu- tranken, vor Allem aber die herablassende Gnade seines angebetheten Monarchen, versetzten den guten Georg zuletzt in eine recht fröhliche Stimmung, und als er am andern Morgen vernahm, wie huldreich der Kaiser für die Bewahrung seiner Ehre gesorgt, da war auch der letzte Stein von seinem Herzen gefallen. Er kehrte nun in das Haus des Bürgermeisters zurück, aber er erklärte so fort,

daß er nicht bleiben, sondern auf seine Güter gehen werde; denn, sagte er, wenn ich auch die Hoffnung auf die Hand meiner Ruhme aufgeben muß und will, so wird mich doch kein Mensch dazu bringen, Zeuge ihrer Bärtlichkeit oder gar ihrer Hochzeit mit dem übermüthigen Franzosen zu werden. Er nahm also einen herzlichen Abschied von ihr und den Kindern, wobei es von beyden Seiten nicht ohne Thränen abging, und Isabelle versprach, ihn mit den Knaben im nächsten Frühling zu besuchen, damit er sich selbst von ihrem Gedeihen überzeugen könne. Georg reiste ab, Isabellens Vermählung wurde mit großer Pracht noch in Worms gefeyert, weil der Kaiser dem Grafen versprochen hatte, sie mit seiner Gegenwart zu beehren. Dann führte de Barre sein geliebtes Weib auf seine Besitzungen in Lothringen. Als sie aber den nächsten Frühling, um ihr Wort zu lösen, mit ihren Knaben auf Flammegg's Burg erschien, fand sie ihn, zu ihrer Freude, schon als vergnügten Gemahl eines hübschen rothbäckigten Fräuleins, mit der er sich gewiß glücklicher fühlte, als wenn er die stolze Ruhme, wie er sie früher in seinem Groll nannte, geheiratet hätte.

III.

Die Freunde.



In der Militär-Akademie zu * * wurden in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ein Paar Jünglinge, Ferdinand von Hallberg und Eduard von Wensleben erzogen, welche von ihren Mitschülern, bald Orest und Pylades, bald Damon und Pythias genannt wurden, wie eben ein Zug inniger oder aufopfernder Liebe der Beyden gegen einander den Übrigen ein solches Freundschafts-paar des Alterthums ins Gedächtniß rief. Beyde waren Söhne von Officieren, die dem Staate lange mit Ehren gedient, Beyde zum Stande ihrer Väter bestimmt, Beyde wohlgebildet, Beyde mit nicht gemeinen Anlagen von der Natur beschenkt. Aber das Glück hatte nicht so gleich zwischen ihnen getheilt. Hallbergs Vater lebte von einer kleinen Pension, welche ihm die Versorgung seines Sohnes auf Kosten des Staates zur Wohlthat machte, während Wenslebens Ältern mit Vergnügen das ansehnliche Kostgeld bezahlten, um ihrem Sohne die vorzügliche Erziehung in dieser Anstalt angedeihen zu lassen, und ein reich-

liches Taschengeld den jungen Menschen in den Stand setzte, sich und andern manche Freude zu verschaffen.

Diese Ungleichheit, welche Anfangs in des ernsten Ferdinands Seele Zurückhaltung, und eine beynahe stolze Entfernung von Eduard hervorgebracht hatte, war zuletzt der innigen Liebe und schwärmerischen Anhänglichkeit gewichen, womit Eduard sich ihm genähert hatte. Auch er umfaßte den liebenswürdigen Jüngling mit aller Gluth seines etwas düstern Gemüthes, und übte eben dadurch, und weil er auch ein Paar Jahre älter war, eine Art von Übergewicht über den weichern Freund, der mit fast mädchenhafter Hingebung an Ferdinand hing, und sich's zum Inhalt seines Lebens gemacht zu haben schien, wie ein Schmetterling um diese dunkle Blume zu spielen *).

Vergnüglich und völlig befriedigend hatte dieß Verhältniß mehrere Jahre gedauert und die Jünglinge hatten sich himmlische Pläne entworfen: wie sie sich nie trennen, zugleich in demselben Regimente Dienste suchen, und wenn ein Krieg ausbräche, nebeneinander kämpfen, und nebeneinander liegen oder sterben wollten.

*) Worte aus Goethe's Iphigenia.

Aber das Schicksal, oder vielmehr die Vorsicht, deren Weg über uns in heiligen Finsternissen geht, und deren Pläne meist ganz anders sind, als die Entwürfe der Sterblichen, hatte es auch mit den Freunden anders beschlossen als diese es geglaubt. Viel früher als man erwartete, fand Halberkötter's Vater die Gelegenheit, seinen Sohn in einem Infanterie-Regimente als Lieutenant unterzubringen; aber dieser mußte sich sogleich zu dem Stab des Regiments begeben, der in einem Städtchen des nördlichen * * in einer ziemlich rauhen Gebirgsgegend lag. Wie ein Donnerschlag traf die beyden Freunde diese Nachricht, und Ferdinand hielt sich für den Unglücklichen aus ihnen beyden; denn Er war es, der zuerst ihr schönes Zusammenleben zerreissen, und dem Freunde die tiefe Wunde schlagen mußte. Vergebens wies man ihn tröstend auf das Officierspatent, auf die vor Vielen ausgezeichnet schnelle Beförderung hin. Er dachte nur die Trennung von dem Geliebten, er sah nur dessen Schmerz und brachte die wenigen Tage, welche es ihm noch in der Akademie zu bleiben vergönnt war, an Eduards Seite hin, der ebenfalls eifersüchtig jeden Augenblick benutzte, wo sein Auge sich an der geliebten Gestalt, sein Herz an dem Umgang des Erwählten laben konnte. In einer dieser wehmü-

thigen Stunden wurde nun mit jugendlicher Überspannung auch ein geheimnißvoller Bund unter ihnen errichtet, vermöge dessen derjenige, den Gott früher abrufen würde, sich verbindlich machte, wenn es anders nicht wider die Gesetze der göttlichen Allmacht wäre, dem Zurückbleibenden ein Zeichen seiner Fortdauer und seiner Liebe zu geben, was für Beide gleichviel war. Der Platz, wo dieser Bund beschworen wurde, war eine einsame von düstern Tannen beschattete Parthie des Gartens, an einem Monumente von grauem Marmor, welches der vorige Director dieser Anstalt dem Andenken eines früh verlorenen Sohnes an diesem passenden Platz hatte errichten lassen. Hier kamen die Freunde in der Nacht beym Schimmer des Mondes zusammen, leisteten sich gegenseitig den gewagten phantastischen Eid, und besiegelten und weihten ihn am andern Morgen noch durch eine religiöse Feyerlichkeit. Hier auf sahen sie etwas beruhigter dem nahen Abschiede entgegen, und Eduard kämpfte ein schmerzliches Gefühl in sich nieder, das aus der Bemerkung entstand, wie oft Ferdinand eine Ahnung seines frühen Todes ausgesprochen hatte. Nein, dachte Eduard oft, er ist überhaupt düsterer Gemüthsart; und sein allzureizbares Gefühl macht ihm unsre Trennung und meinen Schmerz zum unverdienten Vorwurf.

Nein! Nein! Ferdinand wird nicht früh, er wird nicht vor mir sterben; die Vorsicht kann mich ja nicht ohne ihn, allein auf der Welt lassen.

So strebte der vereinsamte Eduard sich zu beruhigen, als nach Ferdinands Abreise das Haus, die Welt ihm ausgestorben schien, und ihm, der nur in seinen Erinnerungen lebte, jezt manches Wort beypiel, das dem entfernten Freunde schon früher, aber besonders in der letzten Zeit ihres wehmüthigen Beysamenseyns entfallen war, und das auf ein Vorgefühl frühen Todes hin deutete.

Aber die Jugend und die Zeit behaupteten auch über diese Schmerzen ihr unausweichbares Recht. Eduards Geist richtete sich allmählig wieder empor, und, wie die Abreisenden in Rücksicht der Zerstreuung immer Etwas vor den Zurückbleibenden voraus haben, so machte bey Ferdinand die Nothwendigkeit, seine Blicke auf die neu übernommenen Pflichten, auf die unbekannten Menschen zu richten, mit denen er jezt zu thun hatte, daß er noch früher als Eduard sich aus seinen Gedanken herausreißen und seinen Geist mit Ernst auf etwas anderes richten mußte, was weder sein Freund, noch seine Sehnsucht nach diesem war. Die Ge-

Kleine Erzähl. XIV. Th. 17

gend, in welcher er lebte, war rauh und gebirgig, aber sie besaß auch alle Reize und Eigenheiten solcher Wohnplätze, einfache gastfreie Sitten, alte festgewurzelte Gebräuche, manche Erzählungen, manche Sagen, die sich auf einen Volksglauben stützten, wie er in den Bergen häufig ist, gern an das Wunderbare streift, und die wilde einsame Natur mit unsichtbaren Wesen bevölkert. Ferdinand hatte bald, ohne es zu suchen, Bekanntschaft mit einigen achtbaren Familien in der Stadt gemacht, er wurde, wie das zu gehn pflegt, auch bald bey dem Landadel in der Gegend einheimisch, und überall sah man den wohlgestitteten, hübschen und verständigen Jüngling gern, der alle Vorzüge besaß, die sein Stand dem Einzelnen gibt, ohne seine Untugenden damit zu vereinigen. Ihm gefiel das patriarchalisch einfache Leben auf den Schlössern und Edelhöfen, die Treuherzigkeit dieser Nation, die wildschöne Natur umher, selbst jene Sagen, und Wundergeschichten; sein Leben gestaltete sich angenehm, aber sein Herz blieb ganz ruhig. Es sollte nicht lange so dauern. Ehe ein halbes Jahr verging, wurde dem Bataillon, bey dem er stand, eine andre Station angewiesen, und die geselligen Bande mußten zerrissen werden. Die ersten Briefe, welche Eduard nach dieser Veränderung erhielt,

trugen das Gepräge des Unmuthes über diese Störung eines behaglichen Seyns. Eduard fand das natürlich, mehr aber befremdete ihn in den folgenden Briefen ein seltsam abspringendes unzusammenhängendes Wesen, und deutliche Spuren einer leidenschaftlichen Aufregung. Bald lösete sich das Räthsel. Ferdinands Herz war zum erstenmahl von einem Gegenstande gerührt, der vielleicht eben darum, weil es das erstemahl war, einen desto tiefern Eindruck machte. Ungünstige Verhältnisse setzten sich seiner Hoffnung entgegen, das Mädchen war aus altadelichem Hause, reich, und seit ihrer Kindheit an einen Verwandten versprochen, dessen nahe Ankunft man eben erwartete, um die Verlobung zu feyern. —

Das Alles mußte Ferdinand und das Mädchen; dennoch hatte elke wechselseitige Leidenschaft Beide hingerissen, und Beyde waren entschlossen das Äußerste zu wagen, um sich anzugehören. Sie verlobten sich heimlich, wechselten Ringe, aber das strengste Geheimniß deckte nicht bloß diese Vorsätze, sondern selbst ihre Neigung; und da Verschwiegenheit allein sie an das Ziel ihrer Wünsche führen konnte, so bath Ferdinand seinen Freund ihm zu verzeihen, wenn er einem Blatte Papier, das über sechzig Meilen zurückzulegen und durch so manche

Hände zu gehn hatte, sein Geheimniß nicht anzuvertrauen wagte.

Auch jedes nähere Bezeichnen der Personen und Orte war aus eben dem Grunde unräthlich. „Du weißt daß ich liebe,“ so schrieb er ihm in einem seiner Briefe, „du weißt, daß der Gegenstand meiner verborgenen Reigung jedes Opfers würdig ist, und du kennst deinen Freund genug, um ihn keiner thörichten Verblendung fähig zu halten. Aber d a r a n mußt du, mein Bruder, dir vor der Hand genügen lassen. Niemand darf ahnen, was wir B e y d e u n s sind, Niemand hier, und ringsum in der Nachbarschaft auch nur muthmaßen, was wir für Plane hegen. Eine gefürchtete Person wird erwartet. Ihr leidenschaftlicher Character, ihr unbezwinglicher Starrsinn, würde nach allem, was man von derselben hört, allein hinreichen, einen gerechten Widerwillen zu begründen. Aber Familienübereinkünfte, gesetzmäßige Verträge bestehen; die Gegenparthey wird alles mögliche thun, um sie geltend zu machen. Der Kampf wird schwer seyn, vielleicht — fruchtlos! Dennoch werde ich alle meine Kräfte anstrengen. Unterliege ich, so tröste dich, theurer Eduard! der Gedanke, daß meines Freundes frühgeschlossene Laufbahn kein Unglück für ihn war, daß sie ihn einem Daseyn ent-

nahm, welches — wenn jene Pläne mißlingen — und das Schicksal mich ferner von dir trennet, ohnedieß wenig Werth für ihn hatte. Alles Glück, was mir nicht werden konnte, schenke dann der Himmel dir und ihr, und zufrieden wird mein Geist aus den schöneren Regionen auf euch niederblicken und euch segnend geleiten.“

Ähnlichen Inhalts waren fast alle Briefe, welche Eduard während dieses Zeitpunctes erhielt. Sie erfüllten sein Herz mit banger Sorge für den Geliebten; und machten ihm in den geheimnißvollen Andeutungen, Wagnisse und Erfahren fürchten. Alles, was Besorgenheit und Liebe ihm eingaben, um den Freund von dem dunkeln gefährlichen Weg zurückzuweisen, welcher sich in einen unbekannten Abgrund zu verlieren drohte, wandte er in seinen Briefen an, und begleitete es mit den heiligsten Beschwörungen der innigsten Liebe. Aber wann hätte eine wahre Leidenschaft je auf die Bitten der besorgten Freundschaft gehört? Ferdinand sah nur Ein Ziel vor sich — den Besitz der Geliebten. Alles übrige war aus seinen Augen verschwunden, und auch seine Briefe wurden feltner; denn allerley Geschäfte, geheime Reisen, Verkehr mit allerley Personen, nahmen seine Zeit in Anspruch, und alles, was er that, geschah in Hinsicht auf seinen Plan.

Auf einmal blieben seine Briefe ganz aus. Mehrere Posttage vergingen ohne ein Zeichen der Erinnerung. Eduard schwebte in großer Besorgniß, er fürchtete, daß sein Freund einen gewagten Schritt gethan, und dieser verunglückt seyn könnte. Er dachte an eine Entführung, an eine heimliche Heirath, an einen Zweykampf mit dem Nebenbuhler, und jede dieser Möglichkeiten erfüllte ihn mit banger Angst, die um so peinlicher war, da bey seiner gänzlichen Unbekanntschaft mit der wahren Lage der Dinge die Vernunft keinen Haltpunkt, die Phantasie aber volle Freyheit hatte, sich in allen Arten von denkbaren Unglücksfällen zu erschöpfen. Als nun abermahl einige Posttage vorübergingen, und keine Nachricht, keine Antwort auf Eduards dringende Anfragen kam, vollstreckte dieser, was er sich zuerst ausgedacht, und nur auf Schonung für seinen Freund so lange verschoben hatte. Er schrieb an den Obersten des Regiments, und erkundigte sich nach dem Aufenthalt und Wohnen des Lieutenants von Hallberg, dessen Freunde in der Residenz nun fast durch zwey Monate keine Nachricht von ihrem Entfernten hatten; welcher sonst pünctlich zum mindesten Einmahl in jeder Woche geschrieben habe.

Abermahl vierzehn Tage verschlichen langsam;

endlich kam auf ämtlichem Wege die Nachricht: Lieutenant von Hallberg sey auf dem Schlosse des Grafen von N . . . y — das er zuweilen zu besuchen pflegte, und wohin er sich ein Paar Tage zuvor bey nicht völliger Gesundheit zu den Hochzeitsfeierlichkeiten der einen Comtesse begeben, sehr krank geworden und in der zweyten Nacht von einem Schlagfluß berührt, am Morgen todt in seinem Bette gefunden worden.

Eduard vermochte nicht den Brief auszulesen, das Blatt entfiel seiner zitternden Hand. Das Schrecklichste so unvorbereitet, so plötzlich vor sich zu sehen, nahm ihm in den ersten Momenten alle Besinnung. Seine Jugendkraft widerstand einer Ohnmacht oder Krankheit, die eine schwächere Natur niedergeworfen, aber vielleicht auch die Wuth des Schmerzens wohlthätig gebrochen hätten. Das Alles geschah nicht, doch fürchtete man einige Tage für seinen Verstand, und nur die keibreiche Sorge des Vorgesetzten der Anstalt und klug angewendete ärztliche Hülfe leiteten nach und nach den furchtbar geschwellten Strom seiner Empfindungen in einen ruhigeren Lauf, und erhielten dem Unglücklichen Gesundheit und Besinnung.

Um seinen jugendlichen Frohsinn war es aber geschehen, und Ein Gedanke lag noch überdieß quä-

Leid in seiner Brust, den er freylich Niemandem mittheilen konnte, der aber deswegen eben sich noch schmerzlicher eingrub. Es war die Erinnerung an jenes heilige Versprechen, das sie sich gegenseitig geleistet, dem Freunde nach dem Tode ein Zeichen der Fortdauer zu geben. Nun waren bereits zwey Monathe verflossen, seit das Band gelöst war, welches die Seele seines Freundes an ihren irdischen Gefährten knüpfte, sein Geist war frey, dennoch kam kein Zeichen. Auch im Moment des Todes hatte keine Ahnung Eduard ein Vorgefühl dessen gegeben, was jetzt geschehen war, und dieses Ausenbleiben jeder Erinnerung war ein sehr scharfer Stachel mehr in Eduards Brust. Hören mit den Bedingungen unserer irdischen Existenz auch die Empfindungen auf, die uns hier beseehlen? War es den Befehlen der Allmacht zuwider, daß Unglückliche diesen Trost erhalten? Verlor sich mit dem Tode die Persönlichkeit und in ihr die Erinnerung, oder vernichtete wohl gar Ein Schlag Körper und Seele? Diese bangen Zweifel, die jeden Sterblichen quälend drücken, wenn sie ihn erfassen, übten ihre Macht auf Eduards Gemüth mit jenem Schmerz, mit jener Angst, wovon nur der sich einen Begriff machen kann, dem schon ein Theil seines irdischen Glückes jenseits wohnet, und

verdoppelten das Gefühl eines Verlustes, den nun vielleicht nicht einmahl das Leben begrenzte.

Doch auch diesen tiefen Gram stumpfte der Einfluß der unermüdlchen Zeit ab. Der wüthende Schmerz wich einer stillen Schwermuth, welche zwar einen Nebelschleier über die Gegenstände breitete, der ihnen in Eduards Augen ihren lebhaften Reiz entzog, aber ihn nicht hinderte, sie in ihren wahren Beziehungen zu ihm zu sehn; und während dieser Veränderung kam der Spätherbst und das lang erwartete Offizierspatent. Es verbreitete zwar jetzt nicht mehr die Freude, welche es früher gegeben haben würde, wo es zu einer Vereinigung oder Annäherung mit Ferdinand geführt hätte, es entnahm ihm aber doch lästigen Beschränkungen und eröffnete ihm einen willkommenen Wirkungskreis. Es traf sich, daß seine Anstellung in einem Cavallerie-Regimente ihn ungefähr in dieselbe Gegend führte, wo Ferdinand früher gelebt, nur mit dem Unterschied, daß Eduards Schwadron in die Dörfer des flachen Landes vertheilt, und jene Stadt und die waldige Gebirgsgegend von dort nur in einer kleinen Tagreise erreicht werden konnte. Er richtete sich hier ein, und fand in den Geschäften seines neuen Standes eine willkommene Ausfüllung seiner Zeit. Bekanntschaften suchte er nicht. Denen,

die sich ihm anbothen oder aufdrängen, wick er nicht aus, um sich nicht den Ruf eines Sonderlings zuzuziehn, und so sah er sich bald in allerley gesellige Beziehungen mit dem benachbarten Adel verstrickt. Wenn ihm diese Verhältnisse auch keine Freude gaben, so zerstreuten sie ihn doch; und in dieser Hinsicht nahm er denn, als schon das Neujahr und der Carneval herankamen, eine Einladung zu einem großen Schützenfeste an, das in dem Bergstädtchen gegeben werden sollte und wozu man bei hellem Wetter und gutem Weg in einem Tage zu gelangen hoffen konnte.

Der Tag war bestimmt, die Luft ziemlich rein, ein gelinder Frost bahnte die Straße eben und sicher, und Eduard dachte am Abend in seinem Schlitten S**k zu erreichen, wo am folgenden Tage das Fest Statt haben sollte. Aber so wie er sich den Bergen näherte, und die Sonne sich ihrem frühen Untergange zuneigte, erhoben sich von allen Seiten Schneegewölke, ein eissiger Wind tobte aus den Bergschluchten hervor, und bald war die Luft um ihn mit Schneegestöber erfüllt.

Der Kutscher verlor ein Paarmaßl den Weg, darüber ging der Rest des Tageslichtes darauf, und die Dämmerung kam noch viel früher wegen der tiefhängenden Gewölke und der Berge, die sich

jetzt von allen Seiten immer höher aufstürzten. S * * ? heute noch zu erreichen, ward unmöglich; aber in diesem gastfreien Lande, wo jeder Reisende dem Hauswirth willkommen zu seyn hoffen darf, machte das Ednard keine Sorge. Er wünschte nur, bevor die Nacht sich in die engen Thäler senkte, ein Schloß oder einen Edelhof zu erreichen, und jetzt, da der Sturm das Schneegestöber, das er gebracht, in die Ebene hinaus gejagt hatte, den Himmel sich erweiterte, und einzelne Sterne hervortraten, öffnete sich ein geräumiges Thal, dessen Umrisse Ednard bei dem schwachen Dämmerlichte wohl erkennen konnte. Die beschuppten niedrigen Dächer eines Dorfes waren zu unterscheiden, und hinter demselben auf der halben Höhe eines der Berge, die diese kleine Thäler umkränzten, glaubte Ednard ein großes Gemäuer zu erblicken, aus dem ein Licht schimmerte. Der Weg führte gerade ins Dorf; Ednard hielt an und erkundigte sich. Jenes Gemäuer war wirklich ein Schloß; das Dorf gehörte dazu, und beides dem Baron von W * * ?.

W * * ? ? wiederholte Ednard. Der Name klang ihm bekannt, ohne daß er sich deutlich erinnern hätte, bey welcher Gelegenheit er ihn kennen gehört. Er erkundigte sich darauf, ob die Herrschaft hier sey, nahm einen Führer mit und gelangte end-

lich auf einem holprichsten Waldwege, der sich in langsamer Krümmung um einen vorspringenden Felsen zog, auf die Spitze desselben und zu dem Schlosse, das wie ein Adlerhörs auf darauf thronte.

Das Getöse der Schellen an Edwards Schlitzen machte die Bewohner des Schlosses aufmerksam — gastfreundlich öffnete sich das Thor, Bediente mit Jackeln erschienen, der Schlitten schwächte hinein, man half Edward aus den beschneuten Doeken seines Fuhrwerks, aus dem bereisten Pefz, und führte ihn eine bequeme Treppe hinauf in einen langen Gf. Saal von einfacher Banart, wo sogleich eine milde Wärme ihn wohlthätig umfing, die aus einem ungeheuren Ofen in einer Ecke desselben strömte. Hier stellte der Bediente zwei brennende Wachskörzen in schweren silbernen Leuchtern auf den langen mit einem türkischen Teppich bedeckten Tisch und ging den Fremden zu meiden. Die Auszierung des Zimmers, oder vielmehr des Saales, war äußerst einfach. An reingeweißten Wänden hingen Familien-Portraits in massiven Rahmen, und einige Landkarten. Dazwischen ragten stattliche Firschgewelbe aus der Mauer hervor, an welche die Bequemlichkeit der männlichen Bewohner des Hauses, Jagdmesser, Flinten, Pulverhöner, Tabacksdentel und Waidtaschen aufgehän-

gen und nicht ohne Geschmack eine Art von Jagdtrophäen daraus gebildet hatte. Über den Saal liefen als Decke dunkle, von Zeit und Luft gebräunte Balken, und an den Wänden unten herum lange Bänke, mit Tuch gepolstert und mit großen gelben Kugeln beschlagen; um den Ofen aber standen mehrere hohe Lehnstühle nach alter Art. Alles trug das Gepräge wohlbewahrter väterlicher Sitte; einfacher Lebensart und hehaglichen Wohlstandes.

Eduard fühlte sich angenehm von diesen Umgebungen angesprochen und heimisch darin, als jetzt die innere Thüre sich öffnete, und der Herr des Hauses, eine kräftige Gestalt von mittlerer Größe, von dem Bedienten begleitet heraustrat, und seinen Gast mit Anstand und Herzlichkeit willkommen hieß. Einige Entschuldigungen wegen des Überfalls, welche Eduard vorbrachte, wurden gar nicht angehört. Kommen Sie nur, Herr Lieutenant! sagte der Baron: Ich muß sie meiner Familie vorstellen. Sie sind uns nicht so ganz fremd, wie Sie glauben. Mit diesen Worten faßte er Eduards Arm, der Bediente leuchtete, und nun ging es durch einige große, hohe Zimmer, die stattlich aber altmodisch mit verblühtenen Niederländer-Tapeten, schweren Kronleuchtern und hohen Armstühlen möblirt, sich passend an Alles schlossen, was der

Jüngling bisher in diesem Schlosse gesehen hatte. Jetzt öffnete der Bediente die Thüre eines hell erleuchteten Zimmers. Hier waren die Damen des Hauses. Im Fond des Zimmers, zur Seite eines abetgroßen Ofens, den das Familienwappen in Farben und Gold schmückte, und auf dem die Figur eines ungeheuren Türken mit langer Pfeife, das Meisterstück des Töpfers, ruhte, saß die Frau vom Hause, eine ältliche Matrone von ziemlichem Umfang in dunkelrother Contusche von fein abgenähem Atlas, mit schwarzer Taftschürze, schwarzem Halstuche und schneeweißer Spigenhaube. Sie schloß mit dem Geistlichen, der ihr am Tische gegenüber saß, auf dem Marken und Karten lagen, gespielt, und Baron B* * j den dritten Mann beim L'Homble gemacht zu haben, von dem er nur aufgestanden war, um seinen Gast zu empfangen. An der andern Seite des Zimmers waren zwey junge Frauenzimmer, eine ältere Person, die eine Gouvernante seyn mochte, und ein Paar Kinder, an einem Tische mit dem damals so beliebten Lotto du Dauphin beschäftigt. Wie er eintrat, standen die Frauen auf, ihn zu begrüßen, man stellte ihm einen Stuhl neben der Frau vom Hause hin, bald darauf erschien ein Becher köstlicher Chokolade, und eine Bouleille Tokayer, alles

auf schwerem Silber servirt, damit der Gast sich von dem Frost und Unwetter erhohlen möge; kurz er fühlte, daß er wirklich hier bey diesen weltfremden Menschen willkommen, und herzlich gern gesehen war. Ein lebhaftes, verständiges Gespräch entspann sich bald zwischen den Anwesenden und ihm. Seine Reise, das Schützenfest, die Nachbarschaft, die Oekonomie, boten verschiedene Gegenstände dar, und mit jeder Viertelstunde schien es Eduard mehr, als habe er mit diesen einfach guten und doch sehr gebildeten Menschen schon lange gelebt: Nachdem ein Paar Stunden schnell dahin geflogen waren, ertönte eine helle Glocke, die zum Nachtessen rief. Der Bediente erschien wieder mit den Silberleuchtern, meldete, daß es aufgetragen sey, und leuchtete der Herrschaft in den Speisesaal voraus, denselben, in welchen Eduard zuerst war geführt worden. Hier regten sich im dunkeln Hintergrunde noch einige Gestalten. Sie kamen näher und begrüßten die Herrschaft; es waren der Hausarzt, der Inspector und ein Paar Beamte. Man reichte sich um die Tafel, Eduard ward sein Platz zwischen dem Herrn und der Frau vom Hause angewiesen; der Pfarrer sprach ein kurzes Tischgebeth, man wollte sich setzen, als die Baroninn, unruhig umherblickend, endlich ihrem Mann hin-

ter Edwards Rücken zuflüsterte: Wir sind Dreyzehn, mein Schatz, das geht nicht an.

Der Mann lächelte fast unmerklich, rief dann den jüngsten der Beamten und sprach ein Paar Worte mit ihm. Der junge Mensch verbogte sich und verließ den Tisch. Der Büchsenspanner trug ihm das Gedeck nach, und Edward sah später, daß ihm die Speisen in das andre Zimmer nachgeschickt wurden.

Seine Frau, nahm W* * * das Wort, hat den Glauben unsrer Gebirgsbewohner, es sey gefährlich zu Dreyzehn zu speisen. Es ist auch wirklich ein Paarmahl geschehen, daß — sey es Zufall oder nothwendige Folge — wir den Tod eines Bekannten zu betrauern hatten, der kurz vorher in dieser Zahl mit uns gespeiset hatte.

Dieser Glaube ist nicht bloß auf dieß Gebirge eingeschränkt, ich habe ihn auch in der Residenz bey manchen Personen getroffen, sagte Edward. Dort freylich verliert er sich in dem Geräusch und den Zerstreuungen, wie sich denn überhaupt dort viel Altes oder Eigenthümliches verflacht und verschwindet. — Wir im Gebirge bewahren das Alte treuer. Nicht wahr, Herr Lieutenant? versetzte der Baron mit gutmüthigem Scherz: Das sieht man unserer

Zimmereinrichtung an. Das ist für einen Bewohner der Hauptstadt längst veraltet.

Das wahrhaft Schöne, das Zweckmäßige, erwieberte Eduard verbindlich, kann nie alt werden, und hier waltet, wie mich dünkt, ein Geist, der nur nach jenen Richtungen strebt. Ich gestehe Ihnen, Herr Baron, daß es eben diese Alterthümliche, diese stillig Bewahrte war, was mich gleich beim Eintritt in Ihr gastfreies Haus aufs angenehmste angesprochen hat. — Das ist auch die Wirkung, die Einfachheit und Natur auf jedes unverdorrene Gemüth hervorbringen, antwortete der Baron: aber die Großstädter haben selten Sinn dafür.

Ich bin zum Theil auf meines Vaters Befehl, die ebenfalls in einer Gebirgsgegend liegt, aufgewachsen, erwieberte Eduard: So ungefähr steht es auch bei uns aus, und es war mir, als käme ich zu einem Nachbar meines Vaters, als ich hier eintrat.

Ja, das Gebirge, nahm der Pfarrer das Wort, bleibt sich überall gleich. Es sind dieselben Bedürfnisse, dieselben schweren Kämpfe mit der Natur, dieselbe einsame Abgeschlossenheit, die den Gebirgsbewohnern überall ähnliche Gewohnheiten aufdringen.

Deßhalb war mir auch die Vorstellung wegen
Kleine Erzähl. XIV. Th.

der Zahl dreizehn nicht stehend, antwortete Edward: Auch wir scheuen sie, und bewahren überhaupt manche Rücksichten für übernatürliche, oder mindestens unerklärliche Dinge, wie ich sie hier in der Gegend wieder vorfand.

Hier doch, mehr, als bald irgend wo, hob der Pfarrer an: Neben der allgemeinen Ähnlichkeit, welche die Gebirgsbewohner in dieser Hinsicht von den Hochlanden bis in die Schweiz haben, trägt der Character unsers Volkes, das erstaunlich an den Sagen und Erzählungen der Vorfahren hängt, Vieles dazu bey. Hier herum ist fast keine Höhle, keine Kirche, kein Schloß, von dem nicht wunderbare Dinge erzählt werden.

Die Baroninn, welche den Gang bemerkte, den das Gespräch zu nehmen schien, fand es gerathen, die Kinder schlafen zu schicken, und nachdem diese entfernt waren, fuhr der Pfarrer fort: Selbst hier in diesem Hause —

Wie? rief Edward: Hier im Schloß? —

Ja, ja, Herr Lieutenant! nahm der Baron das Wort: Auch hier ist es nicht recht geheuren; — und das Seltsamste ist, daß sich die Sache weder durch Zweifelsucht läugnen, noch durch Vernunft und gewöhnliche Naturkräfte erklären läßt

Das Schloß, erwiderte Eduard, sieht doch so heiter, so wohllich aus —

Ja, dieser Theil, den wir bewohnen, antwortete der Baron: Das sind aber nur wenige Gemächer, und eben hinreichend für meine Familie, und ein Paar von diesen Herren — er wies auf die Beamten. Der übrige Theil des Schlosses ist halb Ruine, und stammt noch aus jenen frühen Jahrhunderten, wo man der Sicherheit wegen sich auf Bergen anbaute.

Es wollen einige behaupten, fiel der Arzt ein, daß die Mauern und der Thurm rückwärts von den Römern herrühren, die hier Castelle gehabt haben sollen. Das möchte aber schwer zu beweisen seyn.

Aber, meine Herren, unterbrach sie die Baroninn: Ihr verliert euch in gelehrte Untersuchungen über den Bau des Schlosses, und unser Gast erfährt nicht, was er gern wissen möchte.

Es gehört doch eigentlich zur Sache, entgegnete der Pfarrer, denn in dem noch am besten erhaltenen Theil des alten Gebäudes liegt das bewußte Zimmer. —

Es spuckt also darin? fragte Eduard lebhaft.

Das eben nicht, sagte die Baroninn: Es läßt sich nichts Unheimliches oder Schreckhaftes darin sehen, aber —

Nun, sag es nur kurz, fiel der Baron ein: Die Sache ist, daß jeder Gast, der das erstemahl in diesem Zimmer schläft, (es dient nämlich nebst mehreren in jener Reihe zu diesem Behuf) von einem bedeutungsvollen Traum, einer Vision oder wie ich es nennen soll, besucht wird, in welchem ihm entweder etwas Zukünftiges voraus angezeigt, oder auch etwas Vergangenes klar wird, das er sonst unmöglich wissen könnte.

Zuweilen wohl auch etwas, was sich zu derselben Zeit aber in großer Entfernung zutrug, setzte der Pfarrer hinzu.

Dann ist es ja wohl so etwas, fiel Eduard ein, was in den Hochlanden, wie man erzählt, unter dem Rahmen Second sight bekannt ist, und die sonderbare Eigenheit mancher Person oder mancher Familie seyn soll.

Sie haben nicht Unrecht, sagte der Arzt: Damit läßt es sich vergleichen, und dennoch liegt das Räthselhafte eben in dieser Ähnlichkeit; denn es ist nicht das Individuum, aus dessen Organismus, physischen oder psychischen Anlagen sich eine solche Verbindung mit der unsichtbaren Welt herleiten ließe; nein, das Individuum scheint gleichgültig, das Locale thut Alles. Jedem, der in diesem Zim-

mer schläft, wird sein geheimnißvoller Traum, und der Erfolg bestätigt seine Wahrhaftigkeit.

Wenigstens in den meisten Fällen, versetzte der Baron, wenn wir nähmlich in der Lage waren, diese Bestätigung zu erlangen. Da fällt mir eben ein solcher Fall ein. Sie erinnern sich, Herr Lieutenant, daß ich die Ehre hatte, Ihnen bey Ihrem Eintritte zu sagen, Sie wären mir nicht ganz fremd.

Das haben Sie, Herr Baron, und schon längst wollte ich Sie um eine Erklärung bitten —

Wir haben Ihren Namen sehr oft mit großer Liebe von Jemand nennen hören, dem Sie sehr theuer waren, der Ihrer nie ohne Rührung gedachte.

Ach! rief Eduard, dem nun auf einmahl klar ward, warum auch ihm der Name des Barons bekannt geklungen, mit schmerzlichem Laut: Sie sprechen von meinem Freunde Hallberg! O wohl war ich ihm theuer, doch nicht theurer als er mir war!

Er war? wiederholte der Baron langsam und betroffen: denn die plötzliche Veränderung in Eduards Zügen und der Schmerz in seinem Ton waren ihm aufgefallen. Der blühende, lebensvolle Jüngling sollte —

Er ist todt! entgegnete Eduard, und sein thränenvolles Auge, das sich niedersenkte, und die gram-

volle Abspannung in den erst so heitern Mienen, machten es den Baron tief bedauern, daß er diese Seite berührt.

Verzeihen Sie, Herr von Wensleben! sagte er, indem er seines Nachbars Hand ergriff und herzlich drückte — wenn ein unbedachtes Wort Ihren gerechten Schmerz erweckt hat. Ich ahnete nichts von diesem Unglücke, wir Alle liebten den vorzüglichen jungen Mann, und hatten Sie liebgewonnen durch seine Erzählungen, ehe wir Sie kannten.

Das Gespräch wandte sich nun ganz auf den Verstorbenen. Eduard mußte die Art seines Todes erzählen. Jeder der Anwesenden wußte etwas zu seinem Lobe zu sagen, und wenn diese plötzliche Erwähnung Eduard recht schmerzlich berührt hatte, so wirkte die Anerkennung, die sein Freund bey diesen guten Menschen gefunden, und der ungeheuerste Schmerz, womit sein Verlust geseyert wurde, wohlthätig auf sein wundes Herz.

Schnell verging unter diesen bewegten Gesprächen die Zeit, und mit Erstaunen hörte man die große Schloßuhr in langsamen Schlägen zehn Uhr angeben, eine ungewöhnlich späte Stunde bey der stillen Lebensweise der Familie. Man brach auf, der Pfarrer bethete von neuem, Eduard bethete

recht kindlich mit, und läßte dann mit eben solchen Empfindungen die Hand der Matrone. Es war ihm, als sey er in seines Vaters Haus. Der Baron geleitete den Gast auf sein Zimmer, und der Bediente ging mit den Lichtern voraus. Der Weg führte neben der Treppe vorbei, und wendte sich dann durch eine Gallerie seitwärts in einen andern Flügel des Schlosses. Die hochgewölbte Decke, die schweren Verzierungen an den ungeheueren Flügelthüren, die spitzbogigen Fenster, wo durch manche gebrochne Schelbe ein scharfer Nachtwind pfliff, zeigten Eduard, daß sie sich nun im alten Theile des Schlosses befänden, und das bewußte Zimmer nicht weit seyn würde.

Werde ich nicht, so begann er jetzt, im Gemach der Träume einquartirt werden? Ich wünschte sehr —

Wirklich? fragte der Baron zweifelhaft: Haben unsere Erzählungen Sie nicht abgeschreckt?

Im Gegentheil, war die Antwort, haben sie vielmehr den lebhaften Wunsch erzeugt —

Nun, wenn dem so ist, sagte der Baron, so kehren wir wieder um. Das Zimmer war schon für Sie bereitet, denn es ist das bequemste und beste in dieser Reihe; nur dachte ich, daß nach unserm Gespräch vielleicht —

O gewiß nicht — rief Eduard. Mich könnte nach einem solchen Traume verlangen.

Während dieser Reden waren sie vor die Thüre des bezeichneten Zimmers gekommen. Sie traten ein. Ein weites und eben so hohes Gemach umfing sie, in welchem die beyden Kerzen, welche der Diener trug, nur ein spärliches Dämmerlicht erzeugten, das nicht bis in die fernen Winkel drang. Ein hohes Himmelbett, prächtig, aber altmodisch mit grünem Damast umhangen, in demselben schneeweisse, schwellende Kissen mit grünen Schleifen, und eine seidne Decke von gleicher Farbe, stand recht einladend in einer Ecke. Kanapen und Stühle von verblichener Tapetenarbeit, eine vielgeschweifte Commode, ziegenfüßige Tische, ein Spiegel in schwerem Rahmen, ein Bethpult und ein Crucifixbild darüber, machten die Einrichtung des Zimmers aus, in welchem übrigens Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschte, und überflüssiges Silbergeräthe auf dem Waschtische blinkte.

Eduard sah sich ringum, Ein schönes Zimmer! sagte er endlich: Erlauben Sie mir, nach einer Frage, Herr Baron! Hat Er auch zuweilen hier geschlafen?

Freylich, erwiederte der Baron theilnehmend: Es war sein gewöhnliches Schlafzimmer, wenn er

hier war, und es ward ihm auch ein wunderbarer Traum hier, der ihn, wie er uns sagte, sehr ergreifen hatte.

Und welchen Inhalts war dieser Traum? fragte Eduard begierig.

Darüber hat er sich nie herausgelassen, wie er denn überhaupt nicht sehr mittheilsam war. Das aber konnten wir aus einigen Worten abnehmen, daß ihm ein früher und plötzlicher Tod war verkündet worden. Leider hat Ihre Nachricht auch diese Erfahrung bestätigt.

Wunderbar! Aber diese Ahnung eines frühen Todes hat ihn immer begleitet, und wie oft meine Brust mit Kummer erfüllt! sagte Eduard: Dennoch machte sie ihn nie finster oder unzufrieden. Still und fest verfolgte er seinen Weg, und sah mit Freuden, möchte ich sagen, dem Jenseit entgegen.

Er war ein sehr vorzüglicher Mensch, antwortete der Baron, dessen Andenken uns ewig theuer bleiben wird. Aber nun will ich Sie nicht länger aufhalten. Schlafen Sie wohl! Hier ist der Glorienzug — er wies ihm denselben zwischen den Vorhängen — und im Nebengemach schläft ihr Bedienter.

Das ist zu viel Sorgfalt, erwiderte Eduard: Ich bin gewohnt einfach zu schlafen.

Doch, doch! erwiderte der Baron: Jede

Vorsicht ist gut. Nun gute Nacht! Er schüttelte ihm die Hand und verließ, von dem Bedienten gefolgt, das Zimmer.

So war Eduard nun in dem weiten Gemach allein, in welchem es nicht ganz geheuer war, in welchem sein verstorbener Freund oft geruhet, in welchem auch ihm Gesichte erschienen waren. Wunderbar vermengte sich das Grauen, welches der Ort einflößte, mit der Schmerzlichkeit und doch theuern Erinnerung an seinen Verstorbenen Freund; und regte seine Lebensgeister auf eine Art auf, welche der Nachtruhe nicht günstig war.

Lange hatte er sich schon, von seinem Burschen bedient, entkleidet, zu Bette gelegt, die Lichter auslöschen lassen und den Diener weggeschickt. Sein Schlaf besuchte seine Augen; und jene schmerzlichen Zweifel, die ihn so oft gequält, warum er denn nie ein Zeichen des Andenkens von dem Vorangegangenen erhalten, ob dieser auch im Genuß der Seligkeit, ob sein Verstummen ein Nichtwollen oder Nichtkönnen sey? stiegen wieder in ihm empor, sein Kopf erhigte sich, sein Blut wallte unruhig. Die Schloßuhr schlug elf — halb zwölf Uhr. Er zählte die Schläge, und jetzt trat auch der Mond hinter dem Rande der das Schloß umkränzenden Felsen herauf, und goß sein volles Licht in Eduards

Zimmer. Deutlich traten alle Gegenstände aus dem Dunkel hervor. Eduard schaute, und sann und grübelte. Da war es ihm, als sähe er in der fernsten Ecke des Zimmers sich etwas regen. Die Bewegung ward merklicher — es war wirklich eine Gestalt, und zwar eine männliche, welche sich wie schwebend hervor bewegte. Nun verlor sich das halbe Bewußtseyn seiner Umgebungen; das Eduard bis jezt noch gehabt hatte, er sah sich plötzlich in dem Garten der Akademie an das Monument verfest, wo er einst mit dem Freunde jenen Bund beschworen. Wie damals, strahlte der Mond durch das düstre Lärnengezweig, und wie damals, fiel sein helles Licht auf den glatten Marmor des Denkmahls. Da wurde dieselbe schwebende Gestalt, welche sich in der Ecke des Zimmers gezeigt hatte, dichter, deutlicher, sie trat hinter dem Monumente hervor, der Mondstrahl beleuchtete sie hell — es war Ferdinand in der Uniform seines Regiments, ernst, bleich, aber freundlich lächelnd. Bist du's? bist du's? rief Eduard von Bestürzung und Freude zugleich überwältigt, und wollte die theure Gestalt umarmen; aber sie wich zurück, und sah Eduard mit einem schmerzvollen Blicke an.

Ach, du bist ja todt! sagte dieser — und wie

Ist mir denn, daß ich dich sehe, wie du im Leben warst?

Eduard! antwortete die Gestalt mit einer Stimme, die wie von ferne zu klingen schien: Ja, ich bin todt, aber mein Geist hat keine Ruhe.

So bist du nicht selig? rief Eduard entsetzt.

Gott ist unendlich barmherzig, erwiderte die Gestalt: Aber wir sind sündige, gebrechliche Geschöpfe. Forste nicht, sondern bethe für mich!

O gern! gern! rief Eduard voll heftigen Schmerzens, und blickte doch mit wehmüthiger Freude auf die geliebten Züge: Aber sprich, was kann ich noch für dich thun?

Ein festes, ein unglückseliges Band, erwiderte jener, zieht mich noch an die Erde. Ich habe gesündigt, ich bin mitten in meinen sündlichen Vor-sätzen furchtbar dahingerissen worden — dieser Ring breunt — er streifte einen kleinen goldenen von der linken Hand — nur wenn jedes Zeichen dieses unseligen Bundes vertilgt ist, und ich meinen Ring, den ich dafür gegeben, wieder habe, nur dann kann mein Geist zur Ruhe eingeht. O bring mir den Ring, Eduard!

Mit Freuden! rief dieser: Aber wo soll ich ihn suchen?

Emilie Barnier wird ihn dir selbst geben. Un-

ser Bund widerstrebte heiligen Pflichten. Er wollte Eidschwüre und alte Rechte zerreißen. Gott versagte dem frevelhaften Beginnen seinen Segen, und mich riß eine furchtbare That dahin. Bette für mich, Eduard, und bring mir den Ring! den Ring! wiederholte die Stimme mit bittendem, langsam verhallenden Tone. Liebevoll, aber schmerzlich lächelten die Züge des Verstorbenen noch einmal herüber, dann schienen sie zu verschweben, die Gestalt löste sich in Nebel auf, das Monument, die Tannen, der Mondstrahl verschwand:— eine lange dumpfe Pause folgte. Eduard lag halb schlummernd, halb betäubt. Verworren lehrten ihm einzelne Bilder des Traums, einzelne Laute, besonders jene Bitte um den Ring zurück. Aber eine unbekannte Gewalt band seine Glieder, schloß sein Auge, und hemmte seine Stimme; nur innerlich regte sich noch einiges Bewußtseyn und dieß war ein unaussprechliches Grauen.

Endlich ließ dieser peinliche Zustand nach, die Bande der Nerven entstrickten sich, seine Brust athmete freyer, eine angenehme Müdigkeit verbreitete sich durch seine Glieder und er schlief sanft ein.

Als er erwachte, war es bereits heller Tag. Sein Schlaf war gegen das Ende der Nacht ruhig und fest gewesen, er fühlte sich ganz klar, und

wohl. Aber sogleich kehrte auch die Erinnerung an sein Traumgeſicht zurück; eine wehmüthige Empfindung bebte noch durch sein ganzes Weſen nach, und er fühlte die Spuren der Thränen, welche der Schmerz ihm entlockt, an ſeinen Wimpern. Aber was war dieſe Erſcheinung geweſen? ein bloßer Traum, erzeugt durch das Geſpräch am Abend, und ſeine Sehnsucht? oder vielleicht doch ein Zeichen der Fortdauer, des Andenkens?

Dort aus jenem Winkel war die Geſtalt hervorgekommen, ſie hatte ſich genähert, bewegt; aber das konnte Wirkung des Mondenlichts, und der vom ſtarken Winde dieſer Nacht bewegten Zweige eines großen Baumes geweſen ſeyn, der, wie Eduard jezt ſah, vor dem Fenſter ſeines Zimmers ſtand. Dann war er eingeklaſen und der Traum hatte die einmahl begonnenen Bilder fortgeſetzt. Aber der Nahe, Emilie Barnier? Eduard erinnerte ſich nicht ihn je gehört zu haben, und kannte ihn auch nicht aus Ferdinands Briefen. Sollte es wirklich der Nahe jenes Gegenſtandes einer eben ſo heftigen als unglücklichen Leidenschaft ſeyn? Sollte das Nachtgeſicht Wahrheit enthalten haben? — Er ſann noch in trübe Gedanken verloren, als es an der Thüre pochte, und ſein Diener eintrat. Eduard erhob ſich rafch.

und sprang aus dem Bette, da hörte er etwas ihm leise Klingelnd nachhallen, der Diener bückte sich und überreichte seinem Herrn einen goldenen Ring, einfach wie ein Trauring gestaltet. Eduard fuhr zusammen, er riß ihn hastig aus des Bedienten Hand, blickte hinein, und erblaßte, wie er die zwey Worte, Emilie Varnier las, die inwendig in den Raif gravirt waren.

Noch stand er tief erschüttert, leichenblaß, den Beweis in der Hand, daß er nicht geträumt, sondern wirklich mit dem Schatten seines Freundes gesprochen, als ein Bedienter des Hauses kam, um zu fragen, ob der Herr Lieutenant hier auf seinem Zimmer zu frühstücken wüßte, oder hinüber in den Saal kommen wolle, wo die Herrschaft sich versammelte? Eduard wäre am liebsten allein mit den Gedanken geblieben, die sich ihm von allen Seiten aufdrängten; aber eine heimliche Scheu, daß bey der bekannten Eigenschaft dieses Zimmers seine Absonderung als eine Folge der Schrecken dieser Nacht angesehen werden möchte, bestimmte ihn die Aufforderung anzunehmen. Hastig ließ er sich Kleiden und die Haare ordnen, aber die Blässe seines Gesichtes, und die Spuren der vielen Thränen in den Augen, konnte er nicht verwischen, und so trat er in den Speisesaal, wo bereits die Fami-

Ile, der Pfarrer und der Doctor am Kaffeetische saßen. Der Baron ging ihm freundlich entgegen, ein Blick in des Officiers Gesicht sagte ihm genug, er drückte ihm schweigend die Hand, und führte ihn zu seiner Frau, umgeben ihr seinen Platz am Tische einzunehmen. Ein lebhaftes Gespräch begann sogleich über die Witterung, die sich in dieser Nacht bedeutend verändert, und plötzlich bey einem heftigen Südwind in Thauwetter umgewandelt hatte. Aller Schnee war geschmolzen, die Bäche angelaufen, die Wege unfahrbar. Wie werden denn Sie heute nach . . . kommen? fragte der Baron seinen Gast.

Das wird beynahe unmöglich seyn, antwortete der Doctor: Ich komme von meinen Kranken aus dem nächsten Ort, und habe zu Wagen fast eine Stunde auf einem Wege gebraucht, den man sonst zu Fuß in einer Viertelstunde zurücklegt.

Eduard hatte heute noch mit keinem Gedanken an das Schützenfest gedacht. Jetzt erst fiel es ihm ein, aber er bedauerte es nicht, wenn er nicht zu der geräuschvollen Freude gelangen sollte, die ihm nie sehr wünschenswerth, jetzt aber höchst verlegend erschien. Dennoch drängte sich ihm die Besorgniß auf, hier länger zur Last zu fallen, und er sagte

unschlüssig: Ja, versuchen muß ich doch, wie weit ich komme —

Das thun Sie nicht, entschied der Baron: Der Weg ist immer schlecht, bey Thaumwetter sogar gefährlich. Ich würde mir ein Gewissen daraus machen, Sie fortfahren zu lassen. Bleiben Sie lieber bey uns! Freylich, ein Schützenfest und einen Ball haben wir Ihnen nicht anzubieten.

Die ich wahrlich nicht vermissen werde! rief Eduard lebhaft.

Nun so bleiben Sie bey uns, Herr Lieutenant, sagte die Matrone, indem sie mit mütterlicher Freundlichkeit die Hand auf seinen Arm legte: Sie sind uns herzlich willkommen, und je länger Sie bleiben, je lieber wird es uns Allen seyn.

Der Jüngling verbeugte sich, küßte dankbar die Hand der Matrone und sagte: Wenn Sie es mir erlauben, wenn ich nicht fürchten darf, Ihnen überlästig zu seyn, so nehme ich mit Freuden Ihre und des Herrn Baron Güte an. Für mich hat ein Ball nie großen Reiz und heute besonders — er unterbrach sich schnell — bey so schlechtem Wetter, setzte er hinzu, wäre der geringe Spaß —

Zu theuer erkaufte? fiel der Baron ein: Nicht wahr? Es freut mich, daß Sie bey uns bleiben. —

Kleine Erzähl. XIV. Th.

Er schüttelte treuherzig Eduards Hand — Sie sind so bey alten Bekannten.

Mich dünkt ohnedieß, sagte der Doctor, den schon längst der Wormiz plagte — der Herr Lieutenant sehen nicht ganz wohl aus. Da wäre es nicht rathsam. Haben Sie gut geschlafen?

Sehr gut, antwortete Eduard.

Aber doch geträumt? fuhr jener unnachlassend fort.

Geträumt? Ja wohl, aber nichts von großer Bedeutung, versetzte Eduard.

Hm! Hm! sagte der Arzt, den Kopf bedenklich wiegend: Es ist doch sonst noch Jedermann —

Wenn ich Ihnen meinen Traum erzählte, erwiederte Eduard, so würden Sie ihn nicht verstehen, wie ich ihn nicht verstanden habe. Verworrne, undeutliche Bilder —

Die Baroninn, welche Eduard errieth, fiel mit der Bemerkung ein, daß doch viele dieser Nachtgesichter undeutlich gewesen wären. Der Geistliche lenkte das Gespräch von den Träumen auf die physiologischen Ursachen derselben. Der Doctor ergriff den Gegenstand von dieser Seite, und der vorigen Nacht wurde nicht mehr erwähnt. Aber als Alles auseinander und an seine Geschäfte ging, folgte Eduard dem Baron in seine Bibliothek.

Hier sagte er: Es ist nicht ganz so; Herr Baron, wie ich dem Doctor antwortete, um seiner Fragen los zu werden. Ihnen darf ich es gestehn. Ihr Zimmer hat seine geheimnißvolle Eigenschaft auch an mir bewährt.

So? fragte der Baron gespannt.

Ich habe meinen Ferdinand gesehn und gesprochen, erwiederte Eduard, zum erstenmahl seit seinem Tode. Ich darf den Anspruch an ihr Zartgefühl machen, daß Sie keine Wiederholung dieser erschütternden Scene verlangen werden. Aber ich habe Sie um Etwas zu fragen.

„Das ich gewiß so aufrichtig als möglich beantworten werde.“

„Kennen Sie den Rahmen Emilie Varnier?“

„Varnier? durchaus nicht.“

Es lebt Niemand in der Gegend, der diesen Rahmen führt?

„Niemand, er Klingt auch fremd.“

In dem Bette, worin ich schlief, fand ich diesen Ring, sagte Eduard, indem er ihn dem Baron zeigte, und die Erscheinung meines Freundes hat mir diesen Rahmen genannt.

„Wunderbar! Wie gesagt, ich kenne Niemand, der so heißt, und habe diesen Rahmen jetzt zum erstenmahl gehört. Daher ist es mir ganz und gar

unbegreiflich, wie der Ring in mein Cassette gekommen. Sohn Sie, Herr von Benleben, was ich Ihnen sagte. Es hat eine wunderbare Bewandlung mit dieser Stube. Ich habe es Ihnen auch gleich angesehen, wie Sie eintraten; aber ich wollte Ihrem Gesändnis nicht vorgreifen.

Ich habe diese Schonung wohl gefühlt, antwortete Eduard, wie ich Ihre festge Satz fühlte. O wenn man nicht glücklich ist, hat Theilnahme und milde Behandlung doppelten Werth!

Eduard blieb diesen und den folgenden Tag auf dem Schlosse, er fühlte sich heimisch bey diesen guten Menschen, er schlief noch zweymahl in dem verrufenen Zimmer, er kam später noch öfters wieder, ward allezeit gastfrei und freundschaftlich aufgenommen, jedesmahl in dasselbe Gemach einquartirt — aber nie ward ihm mehr eine Offenbarung, die dazu gedient hätte, den räthselhaften Schleyer zu lüften, der diese Begebenheiten, Ferdinands Schicksal, und das jener Emilie Barnier bedeckte.

Einige Wochen vergingen. Eduard gab sich alle Mühe, Kunde von diesem Frauenzimmer zu erlangen; es war vergebens. Niemand in der ganzen

Gegend kannte die Familie, und es war schon entschlossen, wie der Frühling käme, einen Urlaub zu fordern, und in die Gegend zu reisen, wo Ferdinand zuliebt, gelobt, und jene unheilbringende Bekanntschaft gemacht hatte, als ihm ein Auftrag seines Chefs wegen Pferden gegeben wurde, der ihn zu seiner großen Freude gerade an den Ort führte, wo der Stab des Regiments lag, bey dem Ferdinand gestanden.

Es war ein bedeutender Marktflecken. Er mußte einige Zeit dort verweilen; das war ihm höchst willkommen, und er benutzte sogleich jede freie Stunde, um Bekanntschaften unter den Offizieren zu suchen, etwas von Ferdinands Verhältnissen zu erfahren, jenem Rahmen auf die Spur zu kommen, und so seine heilige Pflicht zu erfüllen; denn für heilige Pflicht hielt er es, den Auftrag des verstorbenen Freundes zu vollziehen, zum Besiz jenes Ringes zu gelangen, und seinem Geiste die fehlende Ruhe zu verschaffen.

Schon am Abend des zweyten Tages saß er im Kaffeehause unter Bürgern des Orts, und Offizieren verschiedener Waffengattungen, die hier lagen. Ein neu-angekommener Cornet erkundigte sich bey einem Infanterie-Offizier von Hallbergs Regimente, ob es hier hübsche Nachbarschaften gebe;

denn in der Gegend, wo er früher gelegen, hatte es daran nicht gefehlt.

Es könnte besser seyn, antwortete der Hauptmann: Es ist kein richtiges Zusammensehen, keine Harmonie unter den Dächern. Das macht, rief ein lebhafter Lieutenant, weil eben jetzt kein Haus mehr da ist, das eine Art von Sammelplatz wäre, wo jeder sich einstellen könnte, sicher Bekannte zu treffen, und angenehme Unterhaltung zu finden, und wo dem Einzelnen erst aus dem Zusammenwirken vieler das rechte Verständnis über das, was er eigentlich bedurft und gesucht, aufging.

Ja, das war freylich anders, sagte der Hauptmann, als die Barniers noch hier wohnten.

Barniers? fragte Edward gespannt, aber mit anscheinender Gleichgültigkeit: Der Namens Klinge fremd.

Es waren auch keine Eingebornen — emigrierte Niederländer, die der Unruhen wegen ihr Vaterland verlassen hatten, sagte der Hauptmann.

Ah, das war ein charmanter Haus! rief der Lieutenant: Gute Erziehung, ein seltner Ton, ein hinlänglicher Wohlstand, gleichweit vor Prunk und Schmutz entfernt, machte den Aufenthalt dort über

alles angenehm, und Emilie war die Seele des ganzen Hauses.

Emilie Barnier? fragte Eduard mit hochklopfendem Herzen.

Ja, so hieß das schönste, das artigste, das liebenswürdigste aller Mädchen, rief der Lieutenant.

Sie scheinen ja ganz begeistert von dieser schönen Emilie? sagte der Cornet.

Sie wären es auch, wenn Sie sie gekannt hätten, erwiderte der Lieutenant: Es war die Perle, das Bijou der ganzen Noblesse weit umher. Seit sie fort ist, ist kein Ball mehr belebt, keine Gesellschaft mehr zum aushalten.

Bergiß nicht, entgegnete der Hauptmann, wenn du alles den Reizen der verschwundenen Schönen bemessen willst, daß eben nicht sie allein, sondern ihr ganzes Haus verschwunden ist, das einen schönen Mittelpunkt der Geselligkeit in unserer Gegend abgab.

Ja, ja, so wars auch eigentlich, rief ein älterer Herr vom Civilstande, der bisher meist geschwiegen: Das Haus Barnier hat aufgehört, und das ist immer ein bedeutender Verlust auf dem Lande, wo sich das nicht so bald ersetzt, wie in einer großen Stadt. Erst starb der Vater, dann kam der Cousin und führte die Tochter fort.

Und hat dieser Cousin das Fräulein geheirathet? fragte Eduard gespannt.

Freylieh, erwiderte der älteste Herr: Es war auch eine brillante Parthie. Er hat für eine halbe Million Güter hier angekauft.

Und ist ein artiger und schöner Mann, setzte der Hauptmann hinzu; das muß man ihm lassen.

Sie hätte ihn doch nicht genommen, rief der Lieutenant, wenn der Hallberg nicht gestorben wäre.

Eduard bebt innerlich, aber er schwieg.

Sie hätte auf jeden Fall gemußt, antwortete die Civilperson: Der Vater hatte sie ihm von Kindesbeinen an bestimmt, und man sagt, sie habe ihm auf dem Todtbett einen Eid darauf schwören müssen.

Das klingt völlig schauerlich, sagte Eduard, und beweiset eben nicht für die Liebenswürdigkeit jenes Cousins.

Sie hat ihn auch nicht gemocht, rief der Lieutenant: Ihr Herz hat an dem Hallberg gehangen, und Hallbergs Herz an ihr. Das haben freylieh nur wenige Menschen gewußt, denn die Leuten waren vorsichtig und zurückhaltend; ich habe es aber doch weg gehabt.

Und warum durfte sie denn ihrem Herzen nicht folgen? fragte Eduard.

Weil der Vater sie gebunden hatte, erwiderte

der Hauptmann: Sie haben vorher das Wort schauerlich gebraucht? Es ist ein passender Ausdruck, so wie ich die Sache erzählen gehört habe. Es war nämlich ein altes Unrecht zu vergüten, das eine der beyden Linien des Hauses Warrner der andern angethan hatte, und Emiliens Vater betrachtete es wie eine Gewissenssache. Nur durch die Verbindung seiner Töchter mit einem Zweige jener andern Linie konnte jenes Vergehn geküht und vergütet werden, und darum drang er so sehr darauf.

Ja und die wüthende Leidenschaft, welche d'Effernay für seine Cousine hatte, setzte der Lieutenant hinzu, kam jener Absicht sehr zu Hülfe.

Liebte dieser Cousin Emilien so sehr? fragte Eduard.

O, wie rasend! war die Antwort: Er hat mit ihrem Schatten geüfert, weil er ihr überall folgte, und mit der Fliege, die sich auf ihren Hals setzte.

Dann wird die arme Emilie keine rosenfarbnen Tage bey ihrem Manne haben, sagte Eduard.

Doch, doch, fiel der ältliche Herr mit zurechtweisendem Tone ein: Die Herzen übertreiben ein Bißchen. Ich kenne d'Effernay, es ist ein rechtlicher, feingebildeter Mann, und zudem ist er sehr reich, und thut seiner Frau, was er ihr an den

Augen absehen kann. Sie führt das brillianteste Haus in der Gegend und lebt wie eine Fürstin —

Und zittert, fiel der Lieutenant ein, wenn sie die Tritte ihres Mannes hört. Was hilft sie ihr Reichthum! Mit dem Hallberg wäre sie glücklicher gewesen.

Ich weiß nicht, nahm der Hauptmann das Wort, warum Sie dieses zärtliche Verhältniß als etwas so Gewisses voraussetzen? Mir ist es nie so vorgekommen, und da Sie selbst sagen, daß d'Effernay sehr eifersüchtig ist, was ich auch zugebe, wie ich überhaupt glaube, daß er sehr heftige Leidenschaften hat, so muß ich an Ihrer Voraussetzung zweifeln. Die Eifersucht sieht scharf, d'Effernay würde den Nebenbuhler sicher erkannt haben, wenn Hallberg Einer gewesen wäre, und nicht dessen Freund gewesen seyn, wie es sich doch offenbar zeigte.

Das ist keine nothwendige Folge, und beweiset bloß, erwiederte der Lieutenant, daß die Verliebten sehr vorsichtig waren. Hierin bin ich aber Ihrer Meinung, daß, wenn d'Effernay etwas gemerkt hätte, er den Hallberg ermordet hätte.

Eduard fuhr unwillkürlich zusammen. Ermordet? wiederholte er langsam und dumpf: Trauen

Sie da dem Herrn von d'Effermay nicht zu viel Böses zu?

Das thut er auch, antwortete der ältere Herr: Die Herren Officiere sind alle über d'Effermay aufgebracht, weil er ihnen das schönste Mädchen in der Umgegend vor der Nase wegführte. Wissen Sie aber wohl, daß ich höre, er denkt auch dort nicht zu bleiben, wo er jetzt lebt? Er will seine Güter verkaufen.

So? sagte der Hauptmann: Wo will er denn hinziehen?

Das weiß ich nicht, sagte der Alte: Aber er schlägt Alles los. Seine Herrschaft ist schon verkauft, und um die, auf der er wohnt, sind auch schon Nachfragen. — Das Gespräch wandte sich nun auf die Güter des Herrn von d'Effermay, und nahm eine ökonomische Wendung. Eduard hatte Stoff genug zum Nachdenken, er stand bald auf, entfernte sich, und ließ auf seinem Zimmer dem Andrang der Gedanken, welche das Gespräch auf dem Kaffeetische in ihm erregt hatte, seinen stürmischen Lauf. Es gab also eine Emilie Warnier, Hallberg hatte sie geliebt, diese Liebe war erwidert worden, und ein finstres Geschick hatte sie getrennt. Wie wunderbar erklärte das Alles den Traum auf dem

Gefolge, und dieser ergänzte wieder, was in den Erzählungen der Officiere zweifelhaft geblieben war.

Emille Barnter besaß höchst wahrscheinlich jenen Ring, den zu hohlen und zurückzustellen ihm nun um so mehr eine heilige Pflicht schien, als alle Umstände sich vereinigten, jene Erscheinung aus dem Reiche der Träume und des Wahns in die Wirklichkeit einzuführen. Er stand auch seinem Augenblick an, die Bitte seines Freundes zu erfüllen, die ihm Geheiß geworden war, wie mühevoll auch die Erfüllung seyn mochte, und sann bloß über die Weise nach, wie es am schädlichsten geschehen könne.

Der Güterverkauf schien ihm eine erwünschte Gelegenheit darzubieten. Seines Vaters bekannter Reichtum machte es wahrscheinlich, daß der Sohn wohl auf einen vortheilhaften Anlauf denken konnte.

Er kündigte dieses Vorhaben offen an, ließ sich von dem ältesten Herrn und dem Hauptmann, die ihm am besten unterrichtet schienen, Notizen geben, und da seine Geschäfte ihm einen Auszug von etwa acht Tagen gestatteten, machte er sich sogleich auf den Weg und erreichte nach einer Reise von kaum zwey Tagen das Ziel seiner Wünsche. Im Wirthshause des Dorfes ließ er anhalten, und erkundigte sich, ob die Herrschaft gegenwärtig sey,

und man das Gut und die Wirthschaftsgelände befehn könnte? Der Wirth, der seine Verhaltungsbefehle haben mochte, schickte sogleich einen Anaben aufs Schloß, und es fand nicht lange an, so kam dieser von einem Jäger in eleganter Livree begleitet zurück, der den Fremden im Namen des Herrn von d'Efferney ins Schloß einlud.

Das hatte Eduard beabsichtigt — und erwartet. Von dem Jäger begleitet, stieg er im Schloßhofe ab, und wurde eine breite, schöne Treppe hinauf in einen sehr modernen und fast prächtig möblirten Saal geführt, wo der Herr vom Hause ihn erwartete. Es war gegen Abend, am Ausgang des Winters, und die Dämmerung fing eben an hereinzubrechen; dennoch fand Eduard den Saal bereits von Kerzenschimmer hell erleuchtet. D'Efferney stand mitten in demselben, ein junger Mann von hohem, schlanken Wuchse. Eine stolze Haltung kündete das Bewußtseyn seines Werthes, oder mindestens seines Ranges an. Seine Züge hätte man schön nennen können, wenn nicht die Spur heftiger Leidenschaften oder innern Unfriedens sie zu tief gegraben hätten, und aus den unsteten Blicken der tiefliegenden Augen, aus den schmalen Lippen sprach kein freundlicher Geist; dennoch hatte die ganze Erscheinung etwas Achtungsgebietendes und

Edles. Edward dankte artig für die Einladung, nannte sich und seinen Vater, und brachte sein Geschäft vor, die Herrschaft zu besetzen. D'Effermay schien mit allem wohl zufrieden, Edwards Familie war ihm aus der Residenz bekannt, er entschuldigte sich bloß mit der späten Tageszeit, die es unmöglich mache, noch heute etwas vorzunehmen, er lud ihn daher ein, die Nacht hier zuzubringen. Morgen wollten sie an ihr Geschäft gehn, und er ihn indessen zu seiner Frau führen. Edwards Herz schlug. Er sollte sie sehn! Hätte er selbst sie geliebt, er hätte nicht mit mehr Befangenheit ihr entgegentreten können. D'Effermay führte seinen Gast durch mehrere Zimmer, die alle, wie der erste Saal, sehr schön eingerichtet, und alle erleuchtet waren. Endlich öffnete er die Thüre eines Kabinetts, in dem noch kein Licht brannte, und nur die Abenddämmerung ein liebliches Halbdunkel verbreitete. Die einfache Verzierung desselben, die glatten, grünen Wände, nur mit einigen Kupferstichen und Schildereien behangen, machten nach der bunten Pracht der übrigen Zimmer einen wohlthuenden Eindruck auf Edward. Vom Fortepiano, auf welchem sie im Hintergrunde des Zimmers gespielt zu haben schien, eben aufgestanden, trat ihnen eine feine, weibliche Gestalt im weißen Haus-

Heide entgegen. Meine Liebe, sagte d'Effernay: Ich bringe Dir hier einen willkommenen Gast, den Herrn Lieutenant von Bensleben, der das Gut besetzen will. Emilie verneigte sich, die Dämmerung verbarg die Erschütterung, welche dieser ihr wohlbekannte Name, und die Ideenverbindung, die er mit sich führte, in ihr hervorbrachte. Sie hieß den Fremden mit einer sehr sanften Stimme willkommen, deren leises Zittern Eduard zu bemerken glaubte, und er hatte, während ihr Mann noch einiges sprach, Zeit, so viel die Dämmerung erlaubte, den Umriss des feinen Ovals, den lieblichen Anstand der Bewegungen, den zarten, nymphenhaften Wuchs, kurz alle die Reize zu betrachten, die ihm aus den begeisterten Schilderungen seines Freundes schon bekannt waren.

Aber was fällt Dir ein im Dunkeln zu sitzen? rief jetzt d'Effernay mit nicht ganz sanftem Tone: Du weißt, ich kann das nicht leiden, und mit diesen Worten ging er, ohne die Antwort seiner Frau abzuwarten, zu der Klingelschnur über ihrem Sopha, schellte und befahl Lichter zu bringen. Man setzte sich, während diese auf den Tisch gestellt wurden, am Kamin nieder, und ein lebendiges Gespräch begann.

Beim Kerzenlicht konnte nun Eduard Emilie's

zarte Schönheit ganz auflassen, das durchsichtige Weiß des edelgeformten aber blassen Gesichtes, den fast düstern Ausdruck der großen, blauen Augen, welche meist von dunkeln Wimpern verschattet, sich nur selten erhoben, aber dann auch eine Fülle von Gedanken und Empfindungen in sich zu tragen schienen, endlich die einfache Zierlichkeit ihres Anzugs und ihrer Umgebungen, in welchen sich ein schöner Sinn aussprach.

Noch hatten sie nicht lange so gegessen, als Herr von d'Effernay abgerufen wurde. Einer seiner Beamten hatte ihm etwas eben so Wichtiges als Dringendes zu melden, und er mußte ihn anhören. Es fuhr ein Ausdruck des Zorns über seine Züge, der sie furchtbar entstellte, die feinen Lippen bewegten sich schnell, und Eduard glaubte einige Flüche zwischen ihnen schweben zu sehen, deren Ausbruch bloß die Lebensart zurückhielt. Er ging, doch nicht ohne einen Seitenblick, in welchem Mißtrauen und Verdruß sich mahlte, auf den hübschen Fremden zu werfen, den er bey seiner Frau allein lassen mußte.

Eduard hatte das Alles wohl bemerkt. Alles was er heute gesehn, alles, was er von seinen Kameraden über die leidenschaftliche und eifersüchtige Gemüthsart dieses Mannes gehört hatte, machte es ihm wahrscheinlich, daß sein Aufenthalt hier

nicht lange währen, und daß eine zweyte Gelegenheit Emilien ungestört zu sprechen, sich vielleicht nicht wieder so gut wie jetzt anbieten würde. Er entschloß sich daher, sie schnell für den einzigen Zweck, den seine ganze Reise hierher hatte, zu benützen, und er begann damit, daß er, so wie d'Effernay das Zimmer verlassen hatte, Emilien gestand, daß sie ihm nicht so unbekannt sey, als es scheine, und daß sie, lange ehe er das Glück genossen, sie zu sehen, ja, ehe er nur ihren Namen gekannt, seinem Geiste nicht mehr fremd gewesen sey.

Frau von d'Effernay war tief ergriffen. Sie schweig eine Weile, die Augen auf den Boden geheftet. Endlich erhob sie sie, ihr blauer Himmel that sich auf, aber die leichte Wolke einer zurückgehaltenen Thräne trübte ihn, und mit einem Seufzer, der ihre Brust sichtbar schwellte, sagte sie: Auch mir hat der Name von Wensleben sogleich bekannt geklungen. In einem theuren Angedenken begegnen sich unsre Seelen. Ihr Freund hat mir oft und viel von Ihnen erzählt. Sie vermochte nicht weiter zu reden, die Thränen hemmten ihre Sprache.

Auch Eduards Augen flossen über. Beyde schwiegen, endlich begann er: Gnädige Frau! meine Zeit ist kurz zugemessen, und ich habe einen wichtigen
Kleine Erzähl. XIV. Th. 20

Auftrag an Sie. Erlauben Sie, daß ich mich dessen entledige:

An mich? fragte sie verwundert.

Von meinem verstorbenen Freund, antwortete Eduard feyerlich.

Von Hallberg? und das jetzt — nachdem — sie hielt schauernd inne —

Nachdem er nicht mehr unter uns wandelt, wollen Sie sagen? Der Auftrag fand sich unter seinen Papieren, die mir jetzt, wie ich in diese Gegend kam, eingehändigt wurden. Es lag noch etwas dabey, ein Pfand, das ich Ihnen übergeben sollte — er zog den Ring hervor. Hastig griff Emilie darnach, und zitterte heftig, wie sie ihn ansah.

Es ist mein Ring, antwortete sie endlich, derselbe, den ich ihm bey unsrer geheimen Verlobung gegeben. Sie sind von Allem unterrichtet, wie ich sehe. Ich kann also nichts wagen, wenn ich offen spreche. Sie weinte und drückte den Ring an ihre Lippen.

Ich sehe, daß meines Freundes Andenken noch in Ihnen lebt, begann Eduard weiter: Sie werden meine Bitte nicht übel deuten. Ich ersuche Sie um seinen Ring.

Wie das? Was wollen Sie? rief sie erschrocken und hastig.

Es war sein Wunsch, entgegnete Eduard: Er hatte ein heftiges Verlangen darnach gezeigt, dieses Pfand einer unerfüllbaren und unglücklichen Verpflichtung zurück zu nehmen.

Wie ist das möglich? erwiederte sie: Sie haben ihn vor seinem Ende nicht mehr gesprochen, und dieß erfolgte so unerwartet, so schreckhaft schnell, daß zu Aufträgen —

Keine Zeit blieb, gewiß! antwortete Eduard heimlich schauernd, aber mit scheinbarer Ruhe: Es mag dieser Wunsch nicht unmittelbar vor seinem Tode in ihm entstanden seyn. Ich fand ihn — wie gesagt — in seinem Nachlaß ausgedrückt.

Unbegreiflich! erwiederte sie: Noch kurz vor seinem Tode hegten wir — ach, trügluche, aber schöne Hoffnungen. Wir rechneten auf Möglichkeiten. Keines konnte den Gedanken des Verlustes ertragen, und dennoch sollte er schon damals? — O mein Gott! rief sie von ihrem Schmerz überwältigt aus, und verbarg ihr Gesicht in ihr Taschentuch.

Eduard versank in düstre Betrachtungen. Eine Welle blieben Beide stumm. Endlich erhob sich Emilie: Verzeihen Sie Herr von Wensleben! Was sie

mir erzählt, was Sie von mir verlangt, hat einen Aufruhr in meinem Innern erregt, der einige Augenblicke der Einsamkeit bedarf, um sich zu füllen —

Ich entferne mich sogleich, rief Eduard aufspringend.

Nicht doch! entgegnete sie: Sie sind mein Gast, und bleiben hier, indeß ich eines häuslichen Geschaftes wegen, sie betonte diese Worte, mich hinwegbegeben habe.

Mit himmlischer Freundlichkeit lächelte sie durch Thränen zu dem Freunde ihres Verklärten hinüber, verbogte sich, und verschwand durch die innere Thür.

Eduard stand verwirrt, erschüttert. Dann ging er mit raschen Schritten das Zimmer auf und nieder, warf sich zuletzt auf das Kanapee und ergriff eines der daliegenden Bücher — minder um zu lesen, als um etwas in der Hand zu haben. Es waren Young's Nachtgedanken. Er blätterte, manche Stelle fiel ihm ahnungsvoll auf, doch schweiften seine Gedanken immer von dem Buche weit ab, zu seinem Verstorbenen.

Die Lichter, auf welche weder Emilie, noch er geachtet, hatten fortgebrannt, ohne gepußt zu werden, und erhellten kaum mehr das stille Gemach,

worin jetzt die Gluth des Kamins eine merklichere Helle verbreitete. Da tönten rasche Schritte durch's vordere Zimmer, die Thüre wurde aufgerissen, Eduard schaute empor, und d'Effernay's tiefe, finstere Blicke starrten ihn an, während dessen Blicke unstät und wild durch's Zimmer liefen.

Eduard ward ganz unheimlich zu Rath vor diesen düstern und unruhigen Blicken, — er stand auf und trat hinter dem Tische hervor.

Wo ist meine Frau? war d'Effernay's erstes Wort.

Ein häusliches Geschäft rief sie ab, antwortete Eduard.

Und sie läßt Sie hier allein, in der unheimlichen Dunkelheit? Sonderbar! Wahrhaftig sehr sonderbar! setzte er hinzu, indem er an den Tisch trat, und die Lichter putzte, damit sie heller leuchteten.

Sie hat mich hier bey Bekannten gelassen, antwortete Eduard begütigend: Ich habe gelesen.

In der Finsterniß? fragte d'Effernay mit sichtbarem Mißtrauen: Es war ja so dunkel wie ich kam, daß Sie keinen Buchstaben erkennen konnten.

„Ich hatte gelesen, und versank dann in Gedanken, wozu Young wohl reizt.“

Young? Ich liebe ihn nicht, er ist mir zu düster.

„Sie sind, dem Himmel sey Dank, so glücklich, daß die Klagen des einsam Trauernden keinen Ausgang in Ihrer Brust finden.“

Meinen Sie? fragte d'Effernay-künster, und Etwas recht Bitteres schien über seine Lippen gehn zu wollen, als Emilie hereintrat. Ihr Mann ging ihr sogleich entgegen. Du bist lange weggeblieben, sagte er, indem er ihr scharf in die Augen sah, in welchen noch eine leise Spur der Thränen zu erkennen seyn mochte. Ich fand unsern Gast allein.

Herr von Wensleben hat mich entschuldigt, erwiderte sie sanft: Ein unaufschiebbares Geschäft— und ich zählte auf deine Wiederkunft.

Man setzte sich um den Tisch; der Kaffee wurde gebracht, des Vergangenen nicht mehr erwähnt, das Gespräch begann erst stockend in Absätzen. Eduard sah wohl, daß Emilie sich alle Mühe gab, eine angenehme Wirthinn zu machen, und ihres Mannes finstre Laune zu zerstreuen. Er unterstützte sie so gut er konnte, es gelang endlich. D'Effernay wurde heiter, die Unterhaltung belebte sich, und Eduard fand, daß sein Wirth ein sehr anziehender Gesellschafter seyn konnte, der regen Geist und eigenthümliche Auffassung mit einer vielseitigen Bil-

dung verband. Der Abend verging angenehmer, als es Eduard geglaubt hatte, und nach einem eleganten Souper führte man ihn in ein niedliches, mit allen Bequemlichkeiten des Luxus jener Zeit ausgestattetes Kabinet, wo bald der Schlaf den von der Reife Ermüdeten beschlich.

Ihm träumte von dem, was wachend seine Seele beschäftigt hatte, von seinem Freunde. Aber in einem, den Träumen öfters eignen Täuschung, war er sich nicht recht bewußt, ob er es selbst, oder ob es sein Freund sey; denn diese beyden Persönlichkeiten schienen in ihm vereinigt zu seyn. Auch wußte er, daß er krank war. Er lag in einem unbekannten Gemach, und zur Seite seines Bettes stand ein reinlich gedecktes Tischchen mit Arzneygläsern, Flaschen, Schalen u. s. w. wie es bey Kranken gewöhnlich ist. Die Thüre öffnete sich, d'Effernay trat zu ihm herein, in Schlafkleidern, wie jemand der das Bett so eben verlassen hat.

In Edwards Geist vermischten sich Traum und Wirklichkeit; er glaubte, d'Effernay käme, um ihn vielleicht des gestrigen Vorfalls wegen zur Rede zu stellen. Aber dieser näherte sich dem Tische, worauf die Arzneyen standen, sah nach der Uhr, faßte eine der Flaschen, maß mit dem Löffel die Arzney in eine Schale, wandte sich dann um, zog

eine blanzangelnde Schlange aus der Betst, warf diese in die Schale zur Arznei, und reichte alles dem Kranken. Dieser trank, und fühlte gleich darauf eine heftige Betäubung, welche in Schlaf und endlich in den Tod überging. Eduard wußte, daß er gestorben sey, der Sarg wurde gebracht, der Gedanke, lebendig begraben zu werden; füllte ihn mit solchem Entsetzen, daß er empor fuhr, den Kopf erhob, und die Augen öffnete. Der Traum war weg, er saß gesund und wohlbehalten im Bette, aber es brauchte lange, ehe er den Eindruck des furchtbaren Gesichts los werden konnte, das er aus den Vorfällen des gestrigen Tages vergebens genügend zu erklären strebte. Man brachte ihm das Frühstück, und bald darauf einen Gruß von dem Herrn vom Hause mit der Anfrage, ob es ihm gefällig wäre, die Wirthschaftsgebäude zu besuchen? Er war sogleich bereit, und fand d'Effernay im Reitanzuge schon im Hofe bey zwey schönen, gesattelten Pferden stehn. Man begrüßte sich freundlich, und d'Effernay's regelmäßige aber finstere Züge machten jetzt in der hellen Tagesbeleuchtung, und mit den Erinnerungen des Traumes vermischt, abernath ein höchst widrigen Eindruck auf Eduard. Indessen ließ es d'Effernay an kei- ner Aufmerksamkeit für seinen Gast fehlen; man setzte

sich zu Pferde, es drohten starke Regenwolken, aber sie wurden nicht geschreckt, und die Beschäftigung der Stallungen, Wiesen, Wälder u. s. w. unternommen.

Nach ein Paar Stunden, die in dieser Beschäftigung verstrichen waren, fing es zu tröpfeln an, und endlich goß der Regen in Strömen nieder. Noch in die Waldungen zu reiten, aus denen ein großer Theil des Reichthums der Herrschaft bestand, war nun unmöglich geworden, man kehrte ins Schloß zurück. Eduard begab sich auf sein Zimmer um sich umzukleiden und Notizen zu machen, wie er sagte, in der That aber, um Emillien zu vermeiden, und ihres Mannes Eifersucht nicht zu reizen.

Erst wie es zur Tafel läutete, sah er sie wieder, und fand zu seinem Erstaunen jenen Hauptmann hier auf dem Schlosse, mit dem er seit seiner ersten Begegnung auf dem Kaffeehause öfters verkehrt, und einen gefesteten, verständigen Mann und wohlwollenden Bekannten in ihr gefunden hatte. Der Hauptmann war an dem Tage, wo Eduard sich auf den Weg gemacht, eben nicht in der Station gewesen; sobald er erfuhr, wohin sein neuer Freund geritten sey, ließ er anspannen und folgte ihm nach, denn auch er hatte Euphrosine

ter zu besetzen und wenig Geschäfte, was ihm jede Ausfüllung seiner Zeit willkommen machte.

D'Effernay war heute sehr guter Laune, Emilie aber viel stiller als gestern, und wenig theilnehmend an dem Gespräch der Männer, das sich bey Tische über Oekonomie und Politik lebhaft bewegte. Nach dem Kaffee fand sie die Gelegenheit, Eduard unbemerkt ein kleines Päckchen einzuhändigen. Der Blick, mit dem sie es that, ließ ihn errathen, was es sey, und er entfernte sich nun, sobald es schicklich war, in sein Zimmer, denn der fortwährende Regen machte für heute jeden Ausgang unmöglich.

Er entfaltete das Packet, es waren ein Paar Blätter von zierlicher Frauenhand enge geschrieben, und etwas in ein Papier gewickelt, das er sogleich für den Ring erkannte. Dieser war genau, wie der, den er gestern Emilien übergeben hatte, nur daß statt des ihrigen seines Freundes Name in demselben stand. Die Blätter aber enthielten Folgendes.

Dem Freund des Verklärten bracht Manches
kein Geheimniß mehr zu seyn, und ist es auch nicht.
Darum spreche ich zu Ihnen über Dinge, die ich

sonst gegen Niemand erwähnt habe, und nie erwähnen werde. Jules d'Effernay ist mir ziemlich nahe verwandt. Wir kannten uns noch in der Kindheit in den Niederlanden, wo unsre Besitzungen gewesen. Eine heftige Liebe zog damals schon den Knaben an mich; diese Liebe war meines Vaters höchste Freude, denn ein altes und schreyendes Unrecht, welches seine Vorfahren denen d'Effernay's angethan, ließ sich, wenn nicht ungeheure Opfer gebracht werden und beschämende Erörterungen zur Sprache kommen sollten, nur durch die Vermählung der beyden einzigen Sprossen dieser Familien gut machen. So waren wir von Kindesbeinen an für einander bestimmt, und ich folgte dieser Bestimmung ohne Leidenschaft für meinen Cousin, aber auch ohne Widerwillen; denn Jules angenehme Gestalt und seine Zuneigung für mich gewannen ihm mein Wohlwollen.

Hierauf wurden wir getrennt. Jules machte große Reisen nach Frankreich, England, ja nach America, in Handelsgeschäften, welchen er sich damals gewidmet hatte. Meinen Vater, der in einem Staatsdienste angestellt gewesen war, trieben die Unruhen aus Brabant, er zog in dieß Land, wo weitläufige Verwandte meiner Mutter wohnten; es gefiel ihm hier, er kaufte sich an, wir leb-

ten vergnügt, ich sehnte mich nicht nach Jules, obwohl ich seiner freundlich dachte, und erwartete gelassen meine Zukunft.

Da lernte ich Ihren Freund kennen. Sein Anblick, sein Gemüth, sein Umgang zeigten mir, daß es ein Glück gebe, von dem ich vorher nie einen Begriff gehabt.

Ich liebte zum erstenmahl, heiß, leidenschaftlich, und wurde eben so wieder geliebt. Bekannt mit den Verträgen unsrer Familie, durfte ich nicht daran denken, diese Liebe öffentlich merken zu lassen, ja eigentlich hätte ich sie nicht nähren sollen. Aber hört wohl die Leidenschaft auf die Stimme der Vernunft und Pflicht? Ihr Freund und ich sahen uns in Geheim, in Geheim verlobten wir uns — wechselten die bewußten Ringe, und glaubten dem Schicksal so Trost und Festigkeit entgegenzusetzen, und es nach unserm Willen zu zwingen. Frevelhaft war dieß Beginnen — es wurde hart gestraft.

Jules Briefe verkündeten uns seine nahe Rückkehr. Er hatte im Vaterlande Alles verkauft, alle Handlungsverbindungen aufgegeben, durch welche er sein ohnehin bedeutendes Vermögen ungemein vermehrt hatte, und folgte uns oder vielmehr mir, denn er konnte den Gedanken nicht fassen, ohne mich

zu leben. Mich ergriff diese Nachricht wie die Mahnung an eine ungeheure Schuld. Ich hatte sie gegen Jules, der mich aufrichtig liebte, der meines Vaters Wort und meine Zusage besaß. Doch vermochte ich auch nicht, Ihrem Freunde zu entsagen. Ich entdeckte ihm Alles, die Flucht ward beschloffen. Ja ich war so strafbar, und, daß ich es bekenne, sey eine Art Sühnung meines Vergehens, die freylich kaum den kleinsten Theil desselben vergütet.

Mein Vater, der längere Zeit schon gekränkelt, wurde plötzlich bedeutend übler, und dieß verschob und verhinderte endlich die Ausführung unsers freventlichen Vorsatzes. Jules kam an. Auf's vortheilhafteste hatte sein Äußeres sich in den fünf Jahren, seit ich ihn nicht gesehen, verändert. Ich war davon betroffen, wie ich ihn erblickte, aber auch beym ersten Anblick erschien in diesen Zügen, in dieser edlen Haltung ein Geist unruhiger Leidenschaftlichkeit, der schon den Knaben ausgezeichnet hatte, und den Jahre, bittere Erfahrungen und der Kampf mit fremden Leidenschaften nur noch verstärkt hatten. Jede Hoffnung, die wir früher auf allmähliche Erhaltung seiner Neigung, auf die Wirkung der Zeit gebaut hatten, bewies sich thöricht und grundlos. Seine Liebe war durch Sehnsucht und Entbehrung noch gesteigert worden. Er umfaßte

mich mit einer Gluth, die mich erschütterte, und die ihren Äußerungen wie ihrer Natur nach, ganz von der, obgleich ebenfalls innigen und heißen Empfindung verschieden war, welche der verstorbene Freund mich kennen gelehrt hatte.

Ich zitterte, wenn Jules in's Zimmer trat, und Alles, was ich mir vorgenommen hatte ihm zu sagen, alle Pläne, die ich entworfen, um mich ihm zu entziehen, zerfielen vor der Gewalt seines Wesens, seines Willens, mit welcher er meine Hand unverzüglich forderte. Meines Vaters Übelbefinden wurde indeß immer bedeutender, es ging in einen hoffnungslosen Zustand über. Jules wetteiferte in kindlicher Sorgfalt mit mir, ihn zu pflegen—das werde ich ihm nie vergessen—aber diese Krankheit, wie sie überhaupt das Mißliche meiner Lage vermehrte, beschleunigte auch die beschlossene Verbindung. Am Sterbelager meines Vaters sollte die Verlobung vollzogen werden. Ich stürzte ohnmächtig zusammen, als es dieser mir verkündete. Jules schöpfte Verdacht; schon mein allzulanges und beynahe ängstliches Betragen gegen ihn seit seiner Rückkunft mochte ihm befremdend aufgefallen seyn. Er schöpfte Verdacht, sagte ich, und welche Wirkung dieß auf sein Gemüth hatte, würde ich zu beschreiben vergeblich unternehmen. Jetzt nach langer Zeit,

gewohnt an seine Art zu seyn, zufrieden mit meinem Loos an der Seite eines, trotz jener Heftigkeit, edlen, gebildeten Mannes, zittert mein Innerstes, wenn ich jener Äußerungen denke, die der Gedanke, meine Liebe gehöre ihm nicht mehr ausschließlich, in ihm hervorbrachte. Sie waren schauerhaft, er erlag ihnen beynähe und ich fürchtete ein Paar Tage für sein Leben. Endlich legte sich der Sturm, mein Vater starb. Jules sorgte mit der Zärtlichkeit eines Bruders, mit der Klugheit eines Vaters für mich. Ich werde ihm das ewig danken. Aber sein Verdacht war einmahl erregt, sein Blick schärfte sich, um in meinen Umgebungen die Ursache meiner veränderten Stimmung zu entdecken. Da aber ihr Freund unser Haus nie besuchte, unsre Zusammenkünfte an einem dritten verlässlichen Orte geschahen, auch meines Vaters Krankheit diese sehr unterbrochen hatte, so weiß ich nicht, ob Jules wirklich etwas erfahren. Ein schrecklicher Zufall vernichtete all diese Besorgnisse, und zerhieb den Knoten unserer verwickelten Verhältnisse, den zu lösen ich mir keine Kraft fühlte. Ein Hochzeitfest auf einem benachbarten Schlosse versammelte den Adel und die Officiere der Umgegend. Mich überhob die tiefe Trauer der Verbindlichkeit, dabey zu erscheinen. Jules konnte sich, so gern er bey mir geblieben wäre, der Auf-

forderung nicht entziehen. Auch Ihr Freund stellte sich ein, obwohl er sich nicht wohl befand, um ja keinen Verdacht zu erregen, weil ich zu Hause blieb. Mit Mühe hielt er sich den ersten Tag bey einer glänzenden Jagd aufrecht; am zweyten konnte er das Bett nicht verlassen. Ein gegenwärtiger Arzt erklärte das Übel für heftige Wallungen des Geblüts, und Jules, dessen Zimmer an das seinige stieß, leistete dem Kranken die kleinen Dienste, welche Nachbarschaft und Gutmüthigkeit fordern und ich muß ihm das um so höher anrechnen, wenn vielleicht damahls schon sein Argwohn eine bestimmtere Richtung erhalten hatte. Am Morgen des dritten Tags — doch lassen Sie mich über eine Epoche hinweg eilen, deren Erinnerung nie aus meiner Brust schwinden wird. Ein Schlagfluß hatte höchst unvermuthet, aber höchst sanft das edelste Leben geschlossen, und unsern frevelhaften Band zerrissen. Nun wissen Sie Alles — der Ring folgt hierbey. Ich kann nicht weiter schreiben — Leben Sie wohl!

Selbst und unheimlich ergriff Eduard der ~~Schmerz~~ des Briefes. Sein Traum stand auf der Stelle vor seiner Erinnerung; die unbedeutende

Krankheit, der schnelle Tod, der furchtbare Krankenwärter, alles rihte sich aneinander, und ein grauenvolles Ganzes gestaltete sich daraus, vor dem sein Gefühl zurückbebt, und es als Unstatthast und Heillos verwarf. Aber er konnte den Eindruck nicht los werden, und als der kommende Abend ihn und den Hauptmann zu d'Effernay rief, der ihnen eine Parthie Billard vorschlug, warf er zuweilen einen forschenden Blick auf seinen Wirth, und mußte gesehen, daß der Unfrieden, der aus diesen Zügen sprach, und die unspäte Richtung der Augen, die jedes feste Anstauen vermieden, nur Allzuwohl zu den finstern Bildern paßte, welche in Eduards Seele aufgestiegen waren.

Der spätere Abend bis zum Nachtessen wurde in Emiliens Zimmer bey einer Parthie Whist zugebracht. Morgen sollten, wenn der Regen aufhörte, die entlegenen Bestandtheile der Herrschaft besehen, und übermorgen auf das Eisenhammerwerk gefahren werden, das mehrere Stübden vom Schloße gelegen, noch dazu gehörte, und einen bedeutenden Theil des Ertrages ausmachte.

Die Gesellschaft trennte sich. Eduard entschloß, und derselbe Traum mit denselben Umständen, nur noch deutlicher, und mit dem vollen Bewußtseyn, daß der Kranke Ferdinand sey, wiederholte sich

das zweytemahl, steigerte Edwards entschloßenen Verdacht, und erfüllte ihn mit innerem Grauen, da er sich offenbar in verhängnißvollem Zusammenhang mit der Geisterwelt sah.

Das Wetter begünstigte heute d'Effernay's Projecte. Man brachte fast den ganzen Tag im Freyen zu. Emilie zeigte sich bloß bey Tische und Abends heym Spiel. Sie sowohl als Edward vermieden wie durch Verabredung, jedes einzelne Wort, jeden Blick, der den eifersüchtigen Beobachtungen d'Effernay's Anlaß zum Mißvergnügen hätte geben können. Ihr Herz wußte es ihm Dank, und sein Geist war innerlich zu sehr mit Gedanken an eine andere Welt beschäftigt, um ihm das, was vorgehn konnte, wichtig zu machen. D'Effernay's Laune erheiterte sich, er machte den Herrn vom Hause auf die liebenswürdigste Weise, und als die beyden Officiere sich in ihre Schlafzimmer zurückzogen, wo sie sich noch mit ihren Pfeifen am Kammin in des Hauptmanns Zimmer zusammensetzten, mußten sie seiner feinen Lebensart alle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Er scheint auch ein Mann von vielseitiger Bildung, sagte Edward.

Ja, hat schöne Reisen gemacht und viel gelesen. Ich sagte es Ihnen ja gleich, als wir uns das

erkennst du ihn — ein Mann von seltenerm Geist, aber von heftigen Leidenschaften und besonders von unbegrenzter Eifersucht.“

Dennoch scheint er voll Aufmerksamkeit für seine Frau.

„Das wohl, denn er liebt sie rasend, aber er macht sie nicht glücklich, und ist es selbst nicht.“

Das scheint mir auch; seine Mienen zeigen nicht von Ruhe.

„Es leidet ihn auch nirgends lange; darum will er hier die Güter verkaufen, die er erst voriges Jahr gekauft. Eine seltsame Unstetigkeit plagt ihn, alles eckelt ihn an.“

Das ist die Krankheit vieler Reichen und Vornehmen.

„Ja wohl, nur nicht in dem Grade. Ich versichere Sie, ich habe manchemal schon gedacht, der Mann muß kein gutes Gewissen haben.“

Welcher Einfall! rief Eduard mit erzwungenem Lachen, denn ihn hatte des Hauptmanns Äußerung ergriffen: D'Offernay scheint ein Mann von Ehre.

„O man kann in vielen Stücken ein Mann von Ehre seyn, und sich doch in Einem etwas vorzuwerfen haben. Indessen, ich weiß von nichts; und möchte das auch Niemanden sagen, als Ihnen. Und die Frau sieht auch so gedrückt und blaß aus.“

„Das ist vielleicht ihrer natürliche Gesichtsfarbe.
„Durchaus nicht. Sie blühte noch voriges Jahr,
ehe d'Effernay von Paris kam, wie eine Rose.
Dannahs wollten Einige vermuthen, Ihr seliger
Freund habe ein Auge auf sie gehabt. Die Sache
war und blieb aber ein Geheimniß, und ich fand
sie nie wahrscheinlich, denn Hallberg war ein ge-
setzter Mensch, und die ganze Gegend wußte, daß
die Wagnier längst versprochen war.“

„Hallberg hat mir in seinen Briefen diesen Na-
men nie genannt, antwortete Eduard doppelstimmig.

„Ich dachte es ja. Auch hatte ihn d'Effernay zu-
letzt völlig lieb gewonnen, und seinen Tod schmerz-
lich bedauert.“

Wirklich?

„Ich kann es Sie versichern. Er war den Mor-
gen, wo man Hallberg so unvermuthet todt in sei-
nem Bett fand, wie außer sich.“

„Selbst? Aber da wir nur eben diesen Bege-
stand berühren, sagen Sie mir, wie war es denn
eigentlich mit dieser Krankheit meines armen Fer-
dinands, und diesem schrecklich schnellen Ende?

„Das kann Ihnen Niemand besser sagen, als
ich, denn ich war einer der Gäste bey jenem ver-
fluchten Hochzeitsfeste. Ihr Freund und ich und eine
Menge Leute waren geladen. Hallberg hatte nicht

gehen wollen, er fühlte sich nicht ganz wohl, hatte starken Kopfschmerz und Schwindel. Aber wir redeten ihm zu, und plötzlich entschloß er sich mitzufahren. Am ersten Tag ging es leidlich. Wir hatten ein Hasenhehen im Blachfelde, alles war zu Pferde, der Tag heiß; kurz, Hallbergs Uebel verschlimmerte sich. Am zweyten Tage hatte er heftiges Fieber, und konnte sich nicht auf erhalten. Ein Arzt, der sich zufällig unter den Gästen befand, verordnete Ruhe, kühlende Mittel, machte aber übrigens nicht viel daraus. Wir Andern brachten den Tag in allerley Zerstreuungen hin. Nur d'Esfermay, der nie ein Liebhaber von lauten Unterhaltungen war, und den wir alle besonders verstimmt ja verstört fanden, weil seine Braut nicht gegenwärtig war, brachte manche Stunde auf seinem Zimmer zu, das an das Hallbergs stieß, und nahm sich freundlich des Kranken an, der in der übelsten Laune war, in einem fremden Hause so viel Störung und Ungelegenheit zu verursachen. Er besorgte ihn dann, unterhielt ihn mit Gesprächen, reichte ihm Arzney oder was er bedurfte; kurz, er beschäftigte sich so liebevoll um ihn, daß wir Alle dieses, dem finstern, stolzen Gemüthe kaum gutraut hätten.“

„Vor dem Schlafengehn besuchte ich Hallberg

noch, den ich auf die angewendeten Mittel viel besser und heiterer fand, so daß er nach dem Ansprache des Arztes, morgen aufzustehen hoffte. Dann legte auch ich mich, wie die Übrigen, müde und etwas spät zu Bette. Am Morgen weckte mich die Schreckenspost von Hallbergs Tode. Ich lief unangekleidet zu ihm hinein — das ganze Zimmer war voll Menschen. —“

Und wie wurde dieser Tod zuerst entdeckt? unterbrach Eduard den Erzähler in der höchsten Spannung.

„Der Bediente, der früh in sein Zimmer trat, um nach ihm zu sehen, glaubte ihn noch schlafend; denn er lag, die eine Hand unter dem Kopfe, in seiner gewöhnlichen Stellung da. Er ging deshalb fort, und wartete eine Weile. Als es aber später wurde, und die Zeit kam, Arzney zu nehmen, dachte er ihn doch wecken zu müssen. Da entdeckte sich das Unglück. Indessen muß er ganz schmerzlos gestorben seyn, denn kein Glied war in unruhiger Stellung, keine Miene verzogen. Ein Schlagfluß hätte ihn auf die mildeste Weise dem Leben entnommen.“

Unbegreiflich! sagte Eduard, und ein schwerer Seufzer hob seine Brust. Hat man denn keinen Versuch gemacht, ihn wieder zu erwecken?

„Versucht sich! Es wurde alles angewendet, was in solchen Fällen nützlich seyn kann, Frostbissen, Bürsten, Aderlassen, Einreibungen. Der aufwesende Arzt leitete diese Bestrebungen, doch war alles vergeblich, weil es vermuthlich zu spät kam. Er muß lange verschleden gewesen seyn, denn er war bereits ganz kalt und starr. Wenn noch ein Funken Lebens in ihm gewesen wäre, wir hätten ihn geweckt. Es war vorbei — ich hatte meinen guten Lieutenant, das Regiment einen seiner bravsten Offiziere verloren.“

Er schwieg in düstern Nachstunen. Eduard saß stumm — von schmerzlichen Erinnerungen, von furchtbaren Vermuthungen überwältigt, an seiner Seite. Nach einer langen Pause raffte er sich auf. Und was machte D'Effernay? fragte er.

„D'Effernay? wiederholte der Hauptmann etwas verwundert über diese Frage: Er war gar nicht im Schlosse, als wir die unglückliche Entdeckung machten. Er hatte sehr früh einen weiten Spaziergang unternommen; als er spät, gegen Mittag wieder kam, hörte es die schreckliche Geschichte, und war vor Betrübnis außer sich. Es war auch etwas Entschliches für ihn, da er den Verstorbenen gerade den Tag vorher oft gesehn, und sich mit ihm beschäftigt hatte.“

„Ja wohl! ja wohl! antwortete Eduard mit innerem Grimm, denn sein furchtbarer Verdacht wurde immer heller in ihm: Und hat er den Todten noch einmahl gesehen? Ging er ins Zimmer zu ihm?“

„Nein, antwortete der Hauptmann: Er versicherte uns, dieß sey ihm unmöglich, er könne den Ablick nicht aushalten, und ich will es auch glauben. Leute, die so heftig empfinden, wie dieser d'Effernay, sind auch gleich um alle Fassung, und zu all den Leistungen nicht mehr zu brauchen, die wir Übrigen recht wohl verrichten können.“

„Und wo wurde Hallberg begraben?“ fragte Eduard nach einer Weile.

„Unfern von dem Schlosse, wo das Unglück geschehen war. Wir kommen morgen, wenn wir nach dem Eisenhammer fahren,; beynähe vorbei.“

„Wirklich?“ rief Eduard heftig, indem eine Menge Entwürfe und Vorsätze schnell in ihm emporstiegen. Nun, das ist mir lieb, sehr lieb. Aber nun, Herr Hauptmann, will ich auch Ihre Gefälligkeit nicht länger mißbrauchen; setzt er hinzu, indem er aufstand. Es ist spät, und wir müssen morgen früh heraus. Wie weit haben wir wohl?“

„Es werden an vier Stunden seyn, gewiß. D'Effernay hat es so veranstaltet, daß wir dort

offen, und Alles mit Ruhe besehen können. Abends kamen wir dann zurück. Gute Nacht! Wunderschön! Die trennten sich. Edward eilte auf sein Zimmer. Sein Herz war übergelb. Schmerz, Trauer, Groll und Haß wälzten sich unablässig in heißen Fluthen in ihm auf und ab. Erst spät schlief er ein. Dasselbe Traumgesicht stand zum drittenmal da, abermals wieder deutlicher, und mit dem klaren Bewußtseyn, daß der Kranke, den er in dem Bette liegen und die unselige Argosy aus D'Esfernards Hand empfangen sah — Hallberg war.

Diese dritte Erscheinung, die genaue Wiederholung des Traumgesichts, Alles, was er aus den verschiedenen Gesprächen und Erklärungen gesammelt, was Emilens Briefe enthalten hatte — ließen beynahe keinen Zweifel mehr über die Art zurück, wie sein Freund aus der Welt gegangen. Sie erfüllten ihn mit Entsetzen und Haß gegen den Urheber der That, in dessen tiefer Leidenschaftlichkeit und rasenden Eifersucht er den Grund so wie die Möglichkeit eines solchen Vordurchsah. Nur die Aussicht, Hallbergs Grab zu sehn, und den Ring zurückzustellen, den der Verstorbene so dringend verlangt, vermochte ihn noch einige Stunden in Gesellschaft eines Mannes zuzubringen, den er nach aller Wahrscheinlichkeit für einen Menschen

münder, und seinen Argsten Feind hatten mußte. Wenigstens hatte er nach einem langen Kampfe, und ein Haß gegen den Mordbrecher, Schwarz und den Ermordeten, Betrachtung der Unsicherheit der Beweise, Menschlichkeit und Rücksicht für Emilien sich wechselweise bestritten, es endlich über sein aufgeregtes Gemüth vermocht, die Sache auf sich beruhen, den Mörder, wenn er es wirklich war, seinem eignen Gewissen, und Alles Gott zu überlassen. Er wollte keinen weitem Schritt thun, aber auch, so wie er seines Freundes Grab gefunden hätte, sich auf der Stelle von d'Effernay trennen und ihn nie wiedersehn.

Man kam ihm zu melden, daß es angesprochen sey. Er schauderte vor dem Gedanken d'Effernay wieder zu sehen, daher er überwand sich, und sie fahren ließ. Eduard sprach nur wenig und nur wenn er mußte. Der Hauptmann und d'Effernay führten die Unterhaltung. Eduard hatte sich von dem ersten den Rahmen des Dorfes, wo sein Freund ruhte, die Lage, die Entfernung von der Straße, wohl beschreiben lassen. Jetzt als sie schon auf dem Rückwege waren, trat er mit der Bitte hervor, daß d'Effernay gestatten möge, einen Umweg von einer Viertelstunde auf das Dorf * * zu machen, wo er mit dem Pfarrer zu sprechen habe. Ein Zug

von Unwillen flog über d'Effernays Gesicht, doch war es nur der, den leidenschaftliche Menschen über jeden unvoresehenen Aufenthalt spüren, und gleich wieder freundlich gegen den reichen und, wie es schien, bereitwilligen Käufer bewilligte er mit großer Artigkeit die verlangte Vergünstigung.

Dem Kutscher wurde also befohlen von der Straße abzulenken. Ein sehr schlechter Fährweg führte in das Dörfchen, das am Eingang des Gebirges in einer Thalschlucht lag, und dessen Kirchturm, weithin sichtbar, es dem Hauptmann gezeigt hatte, der öfters hier gewesen. Das Dorf war erreicht, der Pfarrhof erfragt; er lag, so wie die Kirche auf einer kleinen Anhöhe, und nur der Kirchhof trennte ihn von dieser. Die Herren verließen den Wagen und stiegen den Hügel hinauf zur Pfarrwohnung. Hier ging Eduard hinein, die beiden Andern nahmen Platz auf einer Bank vor dem Hause.

Er hatte verheißen bald wieder zu kommen, aber d'Effernays unruhiger Geist fand die Witterkunde, welche er erwartet hatte, schon ziemlich lang. Ungeduldig wandte er sich zum Hauptmann, und sagte: Der Herr von Wensleben muß ein langes Geschäft bey dem Pfarrer haben. Wir stehn nun schon eine halbe Stunde da, und er erscheint nicht.

„Ich denke, er muß bald kommen. Seine Angelegenheit kann ihn nicht lange aufhalten.“

„Was hat er denn eigentlich hier zu thun?“

„Es ist eine Idee — eine jugendliche Grille, wenn Sie wollen.“

Sie wird doch einen Namen haben? antwortete d'Effernay ungeduldig.

„Das wohl. — aber —“

„Was kann es denn so Wichtiges seyn, daß wir darüber Gefahr laufen, erst in der späten Nacht nach Hause zu kommen.“

„Es ist noch früh am Tage.“

„Aber wir haben noch über zwey Stunden. Es sprechen Sie doch, was will er bey dem Pfaffen? Es wird doch kein Geheimniß seyn?“

„Ein Geheimniß eben nicht, aber immer Etwas, das man nicht gern Andern mittheilt.“

„Aha! Sie sind sein Vertrauter, und sind verschwiegen, erwiederte d'Effernay höhniisch: Vermuthlich eine Liebesgeschichte? Etwa eine Dirne, die auf ihn anspricht, und die er gern los seyn möchte?“

„Nichts von Alledem, antwortete der Hauptmann trocken. Es ist die unschuldigste und rechtlichste Sache von der Welt. Er will das Grab seines Freundes besuchen.“

D'Effernays Miene verzog sich zum Spott.

Nun das lohnt der Mühe! rief er mit verächtlichem Lachen: Also ein empfindsames Abenteuer? Das gestehe ich! daß wir deßhalb hier sitzen und hängen müssen! — Und wer ist denn der Freund, an dessen Ruhesstätte er eine Thräne weinen und ein Vergißmeinicht pflanzen will? Ich dachte ja, der käme zum erstenmahl in die Gegend?

So ist es auch. Aber dieser Freund lebte schon hier. Er erfuhr das Alles erst von mir. Es war der arme Hallberg, den Sie auch gekannt haben.

Hallberg! rief d'Effernay mit einem Tone, daß der Hauptmann erschrocken und ihn betroffen in's Gesicht sah. Dieses konnte sich völlig entfärben; und jener sah die Anstrengung; womit d'Effernay darnach rang, seine Fassung zu behaupten. Hallberg! — sagte er nach einer Weile etwas ruhiger: Und Wenleben war ein Freund von ihm?

Der jüngste, von ihrer Kindheit an. Sie wurden zusammen in der Akademie erzogen. Hallberg trat etwa ein Jahr früher aus.

So! So! sagte d'Effernay düster vor sich hin, indessen sich die widrigsten Vorstellungen in seinem Gemüth zu gestalten anfangen. Und dieser Herr Lieutenant ist wohl deßhalb hither gekommen und der Güterkauf war wohl nur ein geeigneter Vorwand? —

„Ich bitte um Vergebung, erwiederte der Hauptmann mit festem Ton: Ich habe Ihnen schon gesagt, daß er erst von mir den Ort ersuhr, wo sein Freund begraben liegt.“

Das mag seyn. Aber es war doch diese Freundschaft, der Wunsch, Etwas Näheres über das Schicksal des Verstorbenen zu erfahren, was den empfindsamen Ritter hierher führte?

„Das ist nicht wahrscheinlich, antwortete der Hauptmann beruhigend, da er wahrnahm, wie sich d'Effernay immer mehr erholte: Warum sollte er hier Nachrichten von Hallberg suchen, da er von dem Orte kommt, wo Jener längere Zeit lebte, und die Kameraden noch alle vorhanden sind, die ihn wohl gekannt?“

Doch! doch! man kann nicht wissen, rief d'Effernay mit verbissenem Grimme und wild umher schweifenden Blicken: Sie haben ja vermuthlich auch gehört, was man sich einst ins Ohr geflüstert. Hallberg habe meine Frau gerne gesehen, als sie noch unvermählt war.

„Ich habe davon gehört, aber es nie geglaubt. Hallberg war ein sehr vernünftiger Mann, er mußte erfahren haben, was die ganze Welt wußte, daß Fräulein Barniers Hand nicht mehr frey war.“

So sollte man denken! rief d'Effernay mit über-

wollender Heftigkeit: Und dennoch — O Sie glauben nicht, wie weit die Raserey der Leidenschaft und ein frevelhaftes Hoffen gehn kann! Und Emilie war reich, das muß man nicht vergessen, wenn man diese Sache gehörig ins Auge fassen will. Eine Bethörung, wohl gar eine Entführung des reichen Erbin, konnte dem armen Schlicher von Lieutenant vielleicht den Besitz ihrer Person und ihres Vermögens sichern.

„Pfui, Herr von d’Effermay! antwortete der Hauptmann: Wie mögen Sie das Andenken des rechtlichen jungen Mannes, mit so schändem Verdacht verunglimpfen? Wenn Hallberg wirklich das Unglück hatte, Fräulein von Bernier zu lieben —“

Das hatte er, rief d’Effermay im höchsten Zorn, das glauben Sie mir! Ich konnte es wissen, und ich wußte es auch.

„Lassen Sie uns von einem Gegenstande abbrechen, versetzte der Hauptmann ruhig aber ernst, der dem Gespräche eine so mißfällige Wendung gegeben hat. Hallberg ist todt, seine Verirrungen, wenn er deren hatte, liegen mit ihm begraben. Sein Name aber steht bey uns Allen, die ihn gekannt, in ehrenvollem Andenken. Sie selbst, Herr von d’Effermay waren sein Freund.“

Ich? sein Freund? schrie d’Effermay mit einer

Bestätigt, daß der Hauptmann zusammenfuhr: Sein Freund? Ich habe ihn gefaßt, wie die Hölle, ich habe. — er konnte vor Wuth nicht weiter reden; der Schaum stand auf seinen Lippen.

„Hassen Sie sich, Herr von d'Effernay!“ sagte der Hauptmann, indem er aufstand: Sie sind auferstehen!

Wer sagt das? rief jener: Ich bin nicht außer mir. Ich sehe nur zu klar den ganzen schändlichen Zusammenhang —

„Ich weiß auch nicht in Ihr Betragen zu finden,“ erwiderte der Hauptmann noch immer geküßend. Sie haben ja Hallberg in seiner letzten Krankheit freundlich gepflegt, aus ihren Händen empfing er die Arznei —

Aus — meiner — Hand? stotterte d'Effernay: Nein! nein! rief er mit einer Bestürzung, die dem Hauptmann nicht entging und seltsame Gedanken in ihm aufregte: Ich habe ihm nichts gegeben, wer das sagt, ist ein Lügner —

„Ich habe es gesagt!“ rief jetzt der Hauptmann fest und entschlossen, denn seine Geduld war am Ende: Ich habe es gesagt, weil ich es gesehen, und ich werde es immer und gegen Jedermann behaupten. Und wenn Sie mir abstreifen wollen, was meine Sinne bezeugen, so sind der Lügner Sie —

„Ha! rief d'Effernay völlig bestaunungselod: Sie werden mir Rechenschaft geben, Sie werden widerrufen, oder:—

„Neht gern, erwiederte der Hauptmann: Die Pistolen sind im Wagen. Ich bin bereit jedes meiner Worte zu vertheidigen, und so nehme ich Feines zurück.“ Er schritt die Anhöhe hinab, und kam sogleich mit den Pistolen zurück. Ist es gefällig? sagte er, und reichte die Eine dem Wüthenden.

In dem Augenblicke trat Edward von dem Pfarvor begleitet, der ein Bund Schlüsseln trug, durch den Ausgang heraus, und stand vor den beyden Entrüsteten, deren lauter Wortwechsel schon früher seine Schritte beschleunigt hatte. Er fand sie mit den Waffen in den Händen, die Gluth des Zorns im Gesicht, aber d'Effernay noch dazu bebend am ganzen Leibe.

Um Gotteswillen? was ist hier vorgegangen? rief Edward; und der Pfarrer, ein ehrwürdiger, alter Mann, trat einen Schritt zurück. In meinem Hause — rief er erschrocken — Ein solches Verbrechen — ein Mord! —

Wer spricht von Mord? Wer kann es beweisen? schrie d'Effernay.

Der Hauptmann warf einen festen, durchdringenden Blick auf d'Effernay.

genden Blick auf ihn, den dieser nicht auszuhalten vermochte.

Aber meine Herren, nahm Eduard das Wort: Was haben Sie denn? und wer spricht denn von Beweisen? Ich sehe Beide erblüht, die Gewehre in den Händen. Ich will nicht hoffen — Noch ehe man ihm antworten konnte, trat ein Mann mit Haxe und Spaten auf der Schulter hervor, verneigte sich vor dem Geistlichen und sagte: Hier bin ich, Herr Pfarrer, wo ist der Schlüssel zum Kirchhof?

Was soll denn geschehn? fragte der Hauptmann verwundert. Sie werden doch nicht?

Der Herr Lieutenant wünscht die Stelle zu sehn, wo sein Freund ruht, entgegnete der Pfarrer.

Aber diese Werkzeuge? versetzte der Hauptmann, indem er mit unheimlichem Gefühl auf die Schaufel deutete.

Herr Hauptmann! antwortete Eduard mit einem Lächeln, denso, wie seine Bienen, die tiefste Erschütterung wahrleth: Ein heiliges Geböth macht mir, etwas Unschönes zur Pflicht. Ich muß den Sarg meines Freundes öffnen lassen.

Wie? Was? schrie d'Esparmes mit wildrollenden Blicken: Nimmermehr! Ich gebe es nicht zu. Wenn dieser Herr es wünscht, und ich es ge-

stille, antwortete der Pfarrer, so gut können wir die Nacht —

Ich leide es nicht, sagte d'Effernay noch einmal: Untersteh dich nicht! kreischte er dem Todtengräber zu, indem er ihm die Pistole entzogenstet!

Der Hauptmann stieß seinen Arm weg, und wendete die Mündung von dem beschworenen Bauer. Herr von d'Effernay sagte er mit tiefem Tone: Sie benehmen sich seit einer Viertelstunde auf eine ganz unbegreifliche und ganz unangehörige Weise. Was sieht Sie an?

Lassen Sie uns gehn, sagte Eduard zum Pfarrer: Unser Geschäft ist bald abgethan, und ich will die Herren nicht aufhalten. Er schritt mit dem Gefährlichen gegen das Thor des Kirchhofes zu. Nicht von der Stelle, riefte d'Effernay, indem er Eduard heftig am Arm faßte: Man soll das Grab nicht öffnen, ich leide es nicht.

Sie haben hier nichts zu befehlen, erwiederte Eduard, und machte sich von dem Wüthenden los. Was ich zu thun habe, sollen Sie nicht hindern. — Er schritt noch einmahl vorwärts.

Sie gehn also wirklich? stammelte d'Effernay todtenschei und so zitternd, daß ihn der Hauptmann anfaßte, um ihn zu unterstützen — und wie Eduard keine Antwort gab — riß er sich los, rief

mit erschöpfter Stimme: Gut denn! gehn Sie! wandte sich um, setzte die Mündung der Pistole auf den Mund — und ehe Jemand es gewahr wurde, oder hindern konnte, brachte der Schuß los — und d'Esfernay stürzte hin. Alle standen versteinert vor Überraschung und Entsetzen. —

Der Hauptmann sagte sich zuerst. Er trat zu dem Verwundeten hin, der in den letzten Zuckungen vor ihm lag. Den alten Pfarrer hatte der Auftritt so angegriffen, daß er einer Ohnmacht nahe war. Eduard leitete ihn sorgsam zu der Bank am Hause, wo er ihn sanft niederließ. Der Todtengräber gesellte sich zum Hauptmann, Beide untersuchten, ob noch Leben an dem Unglücklichen sey — er war bereits verschieden. Der Hauptmann warf sein Tuch über dessen Gesicht, und kehrte nun auch zu seinem Freunde und dem Geistlichen zurück. Keiner vermochte zu sprechen. Eduard aber und dem Hauptmann war ein gräßliches Geheimniß klar geworden.

Eduard war von dem grauenvollen Entschluß, des Freundes Leiche zu sehn und ihr den Ring zu erstatten, noch mehr aber von dem furchtbaren Auftritt, der sich vor seinen Augen zugetragen hatte,

so erschüttert; daß der Hauptmann und der Wafser-
läche für seine Gesundheit fürchteten; und der Letz-
tere menschenfreundlich in die Officiere drang, diese
Nacht bey ihm zu vorweilen. Dankbar nahmen sie
sein Anerbiethen an, und der Hauptmann, den die
Ereignisse der letzten zwey Tage, aus einem blo-
ßen Bekannten, schnell zu Eduards Vertrauten und
Freund gemacht hatten; ließ nun mit väterlicher
Sorge nicht zu, daß dieser bey der Öffnung des
Sarges gegenwärtig sey. Er und der Pörrer über-
nahmen das grauenvolle Geschäft den Ring zurück-
zustellen — der Zustand, in welchem man die Lei-
che fand, zeigte deutlich, daß der Tod hier die Wir-
kung eines furchtbaren Giftes gewesen, welches alle
Nerven lähmend, ein schnelles Ende herbeigeführt
hatte, und rechtfertigte die Angst, welche d'Esse-
nay vor dieser Untersuchung empfunden.

Spät, sehr verstört und aufs tiefste erschüttert
legte sich Eduard im Hause des menschenfreundli-
chen Geistlichen zur Ruhe. Aber diese wollte sich
lange nicht auf sein zerrüttetes Inneres herabsen-
ken. Endlich überwand Müdigkeit und Erschöpfung,
es fing an stiller in ihm zu werden. Da klang es
ihm im Ohr wie ferne liebliche Musik, sie kam nä-
her, ein sanfter Glanz erfüllte das Gemach, sein
Freund schwebte vor ihm, lächelnd, verklärt, und

von seiner Hand strahlte Leuchtkand der wiedergewonnenen goldnen Keif. Die Erscheinung löste sich in Schimmer auf, die Rußf verhang. Edward erwachte, sein Herz war beruhigt und süßer Friede in daselbe zurückgekommen.

Am andern Morgen kehrte er mit dem Hauptmann nach dessen Station zurück. Emitten sah er nicht mehr. Nachdem bey ihr die heftigen Erschütterungen dieser Catastrophe ausgelebt hatten, vollzog sie, was schon ihr Mann gewollt, sie verkaufte Alles, was sie in dem Lande besaß, in dem sie nach so vielen Verlusten keine befreundete Seele mehr hatte, und kehrte nach den Niederlanden zu ihrem frühern Verwandten zurück.

Inhalt.

	Seite.
I. Glückswechsel.	5
II. Das Turnier zu Worms.	161
III. Die Freunde.	251

1. The first part of the document discusses the importance of maintaining accurate records of all transactions. It emphasizes that proper record-keeping is essential for the transparency and accountability of the organization. This section also outlines the various methods used to collect and analyze data, ensuring that the information is reliable and up-to-date.

2. The second part of the document focuses on the implementation of the proposed changes. It details the steps involved in the rollout process, including the identification of key stakeholders, the development of a communication plan, and the execution of the changes. This section also addresses potential challenges and provides strategies to overcome them.

3. The third part of the document discusses the ongoing monitoring and evaluation of the changes. It highlights the importance of regular communication and feedback from stakeholders to ensure that the changes are being implemented effectively. This section also outlines the metrics used to measure the success of the changes and provides a timeline for the next steps.

4. The fourth part of the document provides a summary of the key findings and conclusions. It reiterates the importance of maintaining accurate records and the need for ongoing communication and feedback. This section also provides a final overview of the proposed changes and the steps to be taken to implement them.

1. *Chlorophyll a* and *Chlorophyll b* were determined by the method of Arar and Collins (1971) using a Shimadzu 1601 UV-Visible Spectrophotometer. The concentration of chlorophyll was expressed in mg g⁻¹ of dry weight.

1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 26



